

Band 5: Kleine Formen

Erich Michalka (1940–2004) hinterlässt über sechzig Theaterstücke, nahezu zwanzig Hörspiel- und Filmskripte, weit über siebzig Sketche, dazu noch eine große Zahl didaktisch-programmatischer und anderer literarischer Arbeiten.

Die hier in fünf Bänden vorgelegte Werkauswahl dokumentiert eine fast fünfzigjährige Schaffensperiode und leistet einen Beitrag zur Entwicklung des politisch-emanzipatorischen hin zum historisch-gesellschaftskritischen Theater.

»Was ich da sah, konnte ich kaum in Worte fassen ...
Nur schreibend konnte ich meine Seele davon be-
freien.«



5

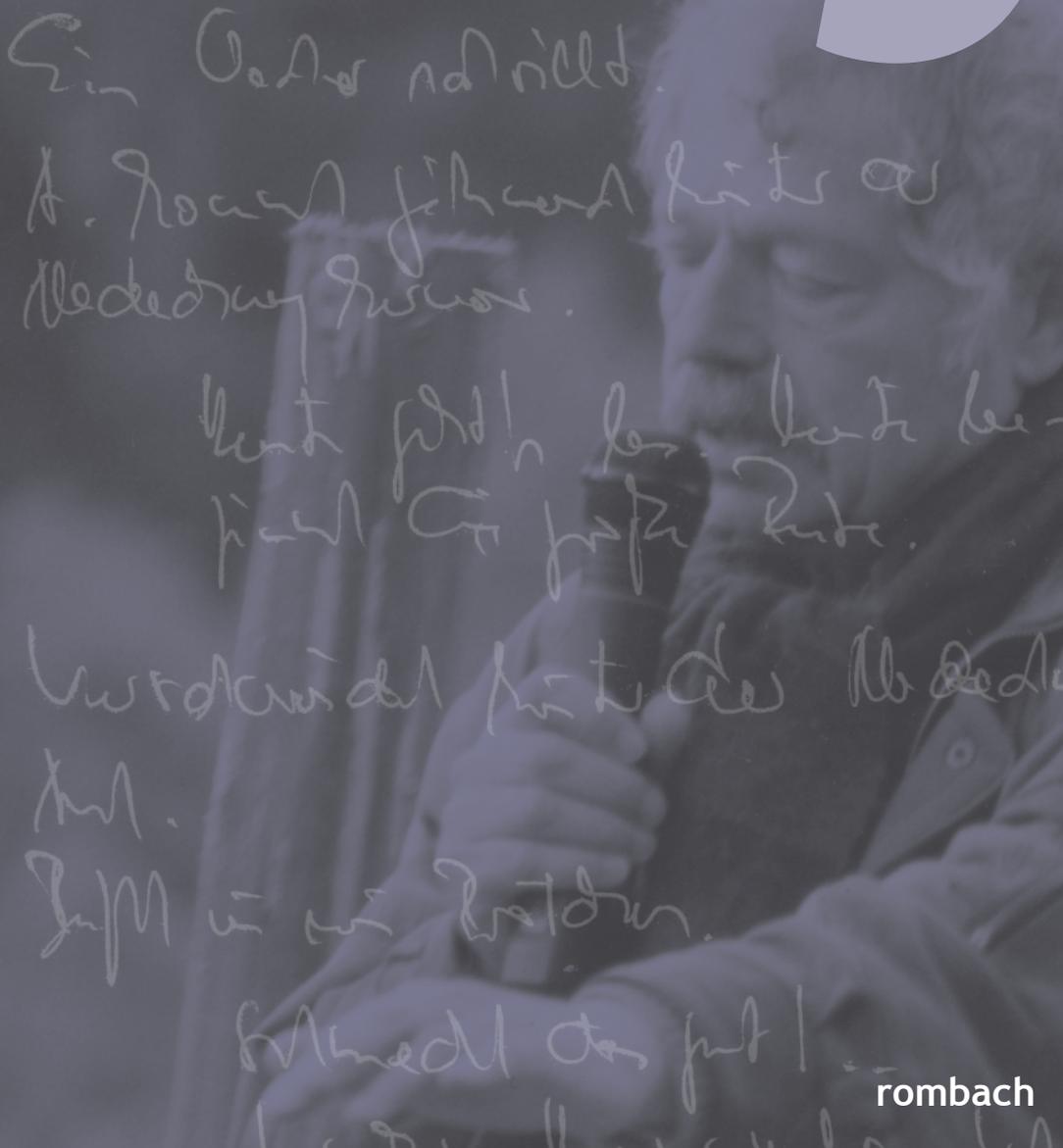
Erich Michalka • Literarisches Werk: Kleine Formen



Erich Michalka Literarisches Werk in fünf Bänden

Kleine Formen

5



rombach

Erich Michalka • Literarisches Werk, Band 5



9 783793 097952

Eine Publikation des
Rombach Verlages

Erich Michalka

**Literarisches Werk
in fünf Bänden**

Herausgegeben von
Wolfgang Michalka

Fünfter Band

Kleine Formen

Umschlagabbildung:

Erich Michalka, 2000 – Interview zu »Heide(n)spañ mit Hermann Lñns«
(Wolfgang Michalka, Heidelberg)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).

Der Inhalt des Gesamtwerkes ist digital zugänglich über:
www.rombach-verlag.de/michalka

© 2014. Rombach Verlag KG, Freiburg i.Br./Berlin/Wien

1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Knud Neuhoff, Berlin

Satz: A|C|K, Potsdam

Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG,

Freiburg im Breisgau

Printed in Germany

ISBN 978-3-7930-9795-2

Inhalt

Programmatisches

Gedanken über ein Jugendstück.....	10
Versuch einer modernen Werbekonzeption für ein Stadttheater.....	14
Gedanken zu einem Zielgruppentheater.....	29
Flugblatt.....	33
Ömmes & Oimel. Kinder- und Jugendtheater, Info Nr. 1 (1974).....	34
Die Einzelkämpfer haben keine Chance.....	39

Sketche

Die Fliege.....	46
Faust, 3. Teil.....	51
Gedanken zur Bundestagswahl 1965.....	58
Ich bin ein friedlicher Mensch.....	59
Nicht dass ich mich erinnern könnt.....	60
Etwas Besonderes muss es sein.....	63
Mit so einem Profil.....	64
Der Strick.....	65
Über die wahre Lebenskunst.....	66
Prost!.....	67
Unser Alois.....	69
Wer will heutzutage noch Opfer bringen.....	70
Gott lässt die Seinen nicht verkommen.....	71
Nie hab ich was gesagt.....	73
Am Strand.....	74
Über das Denken und andere Nebensächlichkeiten des Lebens.....	75
Die neue Wohnung.....	77
Gottes Gnade ist allgegenwärtig.....	78
Unser lieber Herr Sohn.....	80
Liebe auf den ersten Blick.....	82
Am Tresen.....	84
Über den Bierpreis.....	87
Äußerste Diskretion bitt ich mir aus.....	90
Meine Nerven.....	92
Antwort auf die Anfrage eines Freundes, warum die Schrift in meinen Briefen unlesbar sei.....	93
Ganz ruhig	95
Das wär eine Perspektive.....	96
Über die Technik.....	98
Und jetzt bin ich schon dreißig.....	101

Die Hochzeitsreise	103
Es sollte halt nicht sein	105
Krankheiten gibt's	107
Skandalös	109
Ausgerechnet mit dem	111
Der lange Abschied	113
Über das richtige Trinken	115
Herzog Franz	117
Monolog des Herzogs anlässlich der Sylvester-Feier zum Jahrtausendwechsel	118
Monolog des Herzogs anlässlich der Sylvesterfeier im Gifhorne Schloss	123
Ein unverhofftes Wiedersehen	128
Das Hochzeitsmahl	135
Gifhorn, lieb' Heimatstadt	139
Waterloo	146
Wahnsinn	151
Der Erbonkel	155
Heike	160
Küchenlieder	164
Pilotenstreik	172
Aus dem Leben einer Putzfrau	177
Und alles wäre wieder so wie früher	179
Das war immer so ansteckend	183
Am Fleischstand	185
Nachbarn	187
Der Grabstein	191
Die Frau von nebenan	192
Die Einladung	193
Die Katastrophe	202
Die Fahne	206
Des Lehrers Leid	213
Der Eiserne Vorhang	218
Das Fenster zur Straße	223
Auf dem Altenteil	227
Der Hauptmann von Köpenick	233
... nur 'n paar Schritte weiter	235
Der zweite Frühling	241
Vor der Vorstellung	248

Prosa

Flucht und Vertreibung	250
Im Garten ist jemand	258
Der kleine Willi	259
Willi II	266

Immer war ich auf das Schlimmste gefasst.....	287
Von meinem Urgroßvater.....	291
Spaziergang.....	292
Nacht.....	293
Draußen.....	294
Wenn Oma Käthe erzählt.....	295
Das Haus am Meer.....	302
Eine nicht mehr ganz so junge Dame aus Gifhorn erzählt.....	306
Der kleine Wolf und die sieben Geißlein.....	308
Die sieben Geißlein und der kleine Wolf.....	311
Eine wahre Moorgeschichte.....	313
Ostern.....	316
Der Kuss.....	318
Eine Karriere.....	320
Knuth.....	322
Vom alten Wienecke Otto.....	323
Der alte Zirkusgaul.....	325
Der Erpel.....	326
Ein begabtes Mädchen.....	329
Martin Luther.....	332
Thomas Münzer.....	336
Trecken wie im 19. Jahrhundert.....	340
Lieber Wolfi, eine kleine Schmunzelgeschichte anlässlich Deines 60. Geburtstages.....	347

Aphorismen

Durch Zufall.....	352
Mein Freund.....	352
Das Problem.....	353
Christlich.....	353
Der Frieden.....	353
Stimmungsvoll.....	354
Ein Ohr beweisen.....	354
Vorsatz.....	355
Tröstlich.....	355
Frühling.....	356
Das Standgericht.....	356
Ein Dichter.....	356
Es steht zur Wahl.....	357
Kafka.....	357
Heute.....	357
Die Entdeckung.....	358
Erziehung.....	358
Kooperation.....	358
Das Publikum.....	359

Demokratie.....	359
Alltäglich	359
Voraussichtlich	361
Dem Koch über die Schulter gesehn	361
Hoffnung	362
Rätsel	362
Das Gericht.....	362
Trauerndes Volk.....	362
In diesen Zeiten	363
Unaufhaltsam	363
Spruch	363
Deutschland	364
Programmatisches.....	364
Mobilmachung	365
Blindheit	365
Die Wiedervereinigung (Ein Problem für Deutsche)	366
Diät	366
Unfall	367
Zufriedenheit	368
Das Gesetz	368
Standpunkte.....	368
Fortschritt	369
Gastfreundschaft	369
Im Wahlkampf.....	370
Zweifelhaft	370
Hymne (zum Vorlesen bestimmt)	370
Zeitlos	371
Aus dem Fenster des Zuges.....	372
Gedicht an ein Mädchen	372
Ein Lied.....	372
Südlich	373
Am Morgen	374
Nach Feierabend	374
Am Spieltisch.....	375
Vita	377
Bildteil.....	379

Programmatisches

Gedanken über ein Jugendstück

An Conrad Dahlke,
Intendant der Landesbühne Rheinland-Pfalz,
(Malschenberg, den 26. April 1969)

Ich habe mich inzwischen nach geeigneter Literatur für ein Jugendstück umgesehen. Da mir diese Art der Literatur doch ziemlich fremd geworden ist, und ich befürchten musste, meinen Maßstab und nicht den der Kinder an das Gelesene heranzutragen, habe ich mit Schulkindern über ihrer Lesegewohnheiten und Lesewünsche gesprochen.

Es stellte sich dabei heraus, dass die etwa 10- bis 13-jährigen eher eine geschlossene Gruppe bilden als die 8- bis 12-jährigen. Da die Vorpubertät ungefähr mit 10 einsetzt, wird dieses Alter zur Grenze zwischen den jüngeren und älteren Kindern. Diese Altersgruppe, so konnte ich beobachten, ist ausgesprochen lesehungrig, und zwar beginnen die Kinder nun neben der reinen Abenteuerliteratur auch anderes zu lesen: Reisebeschreibungen, Tierbücher, Biographien und solche Bücher, die neben der bloßen Darstellung irgendwelcher Ereignisse auch schon Probleme behandeln. In ihren Fernsehgewohnheiten sind sie noch weiter. So gut wie jeder Film (mit Ausnahme der rein politischen) wird konsumiert, allein durch das Verbot der Eltern, nicht alle zu sehen, oder ab 9 Uhr ins Bett zu gehen, wird den Kindern Einhalt geboten. D.h. mögen auch die Motive zu diesem Lese- und Fernsehunger recht verschieden sein, eins lässt sich mit Bestimmtheit behaupten: Diese Altersgruppe versucht, ihren engen Erlebnishorizont zu erweitern.

Ich meine, dass sich deshalb gerade für das Theater eine wichtige Aufgabe stellt: Kann es diesem Drang eine eigene Richtung geben – oder überlässt es das anderen Institutionen, was natürlich auf Dauer bedeutet, dass die Erlebniswelt des Theaters für diese Menschen mehr oder minder fremd bleibt.

Und nun zu den Jugendbüchern selbst. Abgesehen davon, dass es viele schlechte und nur wenig gute gibt – lassen sich zwei Grundmotive feststellen, die – entweder getrennt oder miteinander verbunden – in allen Büchern anzutreffen sind: Das Abenteuer und die moralischen Idealbilder. Beiden Motiven ist jedoch mit Vorsicht zu begegnen. Sie suggerieren nämlich eine Weltanschauung, die heute als überholt betrachtet werden muss. Wo bietet denn unsere Welt noch Möglichkeiten, Abenteuer – so wie sie in den Büchern dargestellt werden – zu erleben, außerdem ist es fragwürdig, bestimmte Probleme in der Schwarz-Weiß-Manier wiederzugeben. Beide Motive entspringen, wie ich meine, der Tendenz, die Jugend entweder zu verniedlichen oder zu idealisieren.

Man darf nicht vergessen, dass die Kinder- und Jugendbücher von den Erwachsenen geschrieben werden und dass in ihnen – ohne von den Er-

wachsenen direkt beabsichtigt – ihre eigene Problematik, wenn auch in verschleierte Form, gestaltet wird. Nur so ist auch zu erklären, dass viele Bücher, die für Erwachsene geschrieben wurden (Robinson Crusoe, zum Beispiel, oder Gullivers Reisen), später zu Kinderbüchern »herabsinken« konnten.

Grob gesprochen, ist das Leben des Erwachsenen durch eine Zweiteilung bestimmt: Auf der einen Seite sein berufliches Dasein, auf der anderen der sogenannte Feierabend, der Ferien und irgendwelche Zerstreuungen einschließt. Diese Zweiteilung, unter der die meisten leiden, ist jedoch unter den gegebenen Verhältnissen nicht aufhebbar. Die Welt des Kindes und Jugendlichen ist dagegen noch nicht in dem Maße von dieser Zweiteilung bestimmt. Damit die unerfüllbare Sehnsucht des Erwachsenen nach einer ungeteilten Welt ein Ziel finden kann, wird sie auf die Welt des Kindes projiziert; denn nur hier, so glaubt der Erwachsene, kann der Wunsch, dem Alltag zu entfliehen (im Abenteuer), realisiert werden, und nur hier kann man die moralische Forderung, ein guter Mensch zu sein (in einer schwarz-weiß gezeichneten Welt), erfüllen.

Die Aufgabe eines Jugendstückes müsste nach meiner Meinung gerade darin bestehen, den realen Alltag des Kindes und Jugendlichen zu zeigen, anstatt den Problemen dadurch auszuweichen, dass eine andere Welt – die es natürlich nicht gibt – in krampfiger Weise erfunden wird. Durch die Hineinnahme von Motiven der Abenteuerliteratur, die ein Kind versucht, in der Alltagswelt zu realisieren, soll dargestellt werden, dass das Kind wie auch der Erwachsene mit dem Alltag nicht fertig wird und bereitwillig nach einer Fluchtmöglichkeit – in Form des von den Büchern suggerierten Abenteuers – greift. Der Nebeneffekt dieser Gestaltungsweise wäre außerdem der, dass die Abenteuerliteratur parodiert würde.

Dadurch, dass in dem Jugendstück bekannte Motive aus den Jugendbüchern benutzt werden, wäre dem Jugendlichen das Dargestellte nicht fremd, im Gegenteil, er würde sich und seine Sehnsüchte darin wieder erkennen und müsste feststellen, dass ihre Realisierung im Alltag nicht möglich ist: Der Fiktionscharakter der Abenteuerliteratur könnte auf diese, ich hoffe kindgemäße Weise, deutlich werden.

Ich verspreche mir also zweierlei von einer Parodie der Jugendliteratur: Das Kind sieht sich selbst auf der Bühne und nicht irgendwelche heroisierten Figuren, außerdem könnte die Erwachsenenwelt besser gestaltet werden.

Ein Beispiel: Die Mutter eines Mädchens ist aus irgendeinem Grund mit ihr böse. Das Mädchen reagiert unverstanden mit Trotz usw. Sieht aber nicht, dass die Mutter, wenn es weggeht, völlig hilflos sagt, sie wisse sich nicht mehr zu helfen. Kommt das Mädchen aber wieder zurück, so reagiert die Mutter wie gehabt, d.h. mit Schimpfen usw. Um ihrer Rolle einer starken und überlegenen Mutter gerecht zu werden, überspielt sie also ihre Unsicherheit mit besonders herausgekehrter Stärke. Was sagt dieses Beispiel? Die große Unsicherheit in der Erziehung bewirkt, dass sich Kinder und Eltern ständig weiter voneinander entfernen: Keine Partei will ihre Schwächen zugeben, beide keh-

ren ihre sogenannten Stärken hervor. Durch meine Frau weiß ich, dass die Situation in den Familien tatsächlich so ist. Zu ihr kommen die Mütter und weinen aus Hilflosigkeit. Sind die Kinder aber zugegen, wird nur herum geschrien und geschlagen. So muss das Kind eine völlig verkehrte Meinung von seinen Eltern bekommen und zieht sich infolgedessen von ihnen zurück. Es flüchtet sich in suggerierte Abenteuer (das Fernsehen tut ja da seinen Beitrag dazu) oder in die ebenfalls un reale Welt der absoluten Wahrheit: Ihr Wahrheitsfanatismus bestraft gewissermaßen die zu Kompromissen und Lügen bereiten Eltern. Oder es flieht tatsächlich, sei es in eine Freundschaft (Freund oder Freundin) oder, was auch vorkommt, mit einem Fernfahrer (und wenn es nur einige Tage sind).

Für das Jugendstück bedeutet das nun, dass die Hauptdarsteller ein etwa 12-jähriger Junge und ein etwas älteres Mädchen sein müssten. Natürlich sind beide von Schauspielern darstellbar: Aber um den Kindern ihre eigene Problematik vor Augen zu führen, müssten Kinder in den Hauptrollen gezeigt werden.

Die beiden Kinder müssten folgende Eigenschaften haben: Das Mädchen versucht, die ihr erteilten Lehren ernst zu nehmen. Um ein Beispiel zu nennen: Die Forderung, du sollst nicht lügen, versucht sie, in jeder Situation, ganz gleich, wer nun gerade mit ihr spricht, zu erfüllen. Zwangsläufig muss es zu komischen Szenen kommen, denn diese Forderung, mit der die Erwachsenen so leichtfertig »um sich schmeißen«, soll ja beileibe nicht wörtlich genommen werden. D.h. durch das Verhalten des Mädchens wird sie parodiert. Der Junge dagegen liest nur Abenteuerbücher. Da er eine große Phantasie besitzt, sieht er seine Umgebung jedes Mal mit der Perspektive, die in einem der Bücher dargestellt war. Einmal ist die Welt von Dieben bevölkert, zum anderen von Mördern oder Triebverbrechern. Dass er durch sein Verhalten den Alltag auf den Kopf zu stellen droht, ergibt sich ebenfalls zwangsläufig. Doch die Realität ist natürlich stärker, wie könnte es auch anders sein: Revolverhelden sind bei uns eben nicht mehr gefragt. Auch bei ihm also die Parodie.

Ich werde nun versuchen, die gängigen Motive der Jugendliteratur zu sammeln: Also solche, die jedem Kind vertraut sind. Dann ist eine Handlung zu finden, die sie möglichst spannend und komisch darstellt.

Für das Werbeheft sind diese Ausführungen natürlich zu lang und viel zu theoretisch. Schreiben Sie mir bitte, welche Länge sie haben dürfen, ich werde sie dann in ein verständliches Deutsch in der gewünschten Zeilenzahl umschreiben.

Den Umschlag des Programmheftes und das Plakat möchten wir ausschließlich mit weißer Schrift auf schwarzem Grund gestalten: Wir möchten das Prinzip, das das Programmheft bestimmt, auch schon für sein Äußeres verwenden. Die Schrift soll in verschiedenen Größen und Formen Verwendung finden. Information und suggestive Werbung können auf diese Weise vereint werden. Ich habe beobachten können, dass die meisten Programmhefte entweder mit Emblemen oder irgendwelchen Photomontagen ausgestattet sind: einen Umschlag, der lediglich ein popartig gestaltetes Schriftbild

zeigt, ist mir noch nicht begegnet. Sobald der Entwurf fertig ist, werde ich ihn schicken.

Der Brief ist etwas länger geworden als erwartet. Ich hoffe, dass sich Ihre Vorstellungen von einem Jugendstück mit meiner ungefähr treffen. Dass ich nicht sofort geantwortet habe, hat seinen Grund darin, dass es wesentlich schwieriger war, sich ein Bild von der Jugendliteratur zu verschaffen, als ich ursprünglich annahm. Ich meine, dass durch das Jugendstück, das ja gewissermaßen ein Neubeginn auf diesem Sektor darstellt, nicht unbedingt die gleichen Fehler der Jugendliteratur wiederholt werden müssen. [...]

PS: Meine Gedanken über ein Jugendstück sind natürlich nur als eine Diskussionsgrundlage zu verstehen. Wichtig ist mir, dass das Jugendstück bestimmte Motive der Jugendliteratur parodieren soll, um ihren fiktiven Charakter deutlich werden zu lassen.

* * *

Versuch einer modernen Werbekonzeption für ein Stadttheater

(gemeinsam mit Peter Turrini, 1971)

»Theater ist ein Genussmittel« (B.B.)
»Genuss im Stil unserer Zeit« (Lord Extra)

A. Grundsätzliches (theoretischer Teil):

1. Wie präsentiert sich das Theater zur Zeit in der Werbung?

Das Selbstverständnis des Theaters wird in keinem Bereich so gut sichtbar wie in der Theaterwerbung. Dieses Selbstverständnis hat seinen Grund in dem Bewusstsein, Träger einer höheren, weil kulturellen Funktion zu sein. Wer höher steht – also über dem anderen – der hat es nicht notwendig, für sich zu werben, der gibt bekannt, informiert, lässt wissen, zählt auf. Genau das sind die Merkmale bestehender Theaterwerbung.

Man stelle sich vor, ein x-beliebiges Produkt würde sich auf dem Markt mit nichts weiter als seinem Namen bewerben (wir stellen »Omo« und »Persil« her – wir spielen »Wilhelm Tell« und »Endspiel«), das Interesse der Konsumenten wäre gleich null. Wir lernen also aus der normalen Werbung, dass der Produzent für sein Produkt ein Werbeversprechen abzugeben hat – den sogenannten Zusatznutzen. Das ist eine grundlegende Erkenntnis, der sich die Theaterwerbung nicht verschließen sollte, sofern sie darauf Wert legt, ihr Produkt an den Mann zu bringen, will heißen: vor vollen Häusern zu spielen.

Wir haben also in der Werbesprache gesprochen – ein Produkt zu verkaufen. Dass sich dieses Produkt nicht mehr von selbst verkauft, lernen wir mit jedem Tag ein bisschen mehr. Wenn der Konsument nicht mehr selbstverständlich den Weg zu uns findet, so haben wir eben den Weg zu ihm zu suchen.

Wie dieser Weg zum Konsumenten zu gehen ist, darüber gibt uns die normale Werbung Tag für Tag Aufschluss. Das heißt natürlich nicht, dass wir den Stil einer primitiven Waschmittelwerbung zu kopieren haben. Wir wollen vielmehr überlegen, welche erfolgreich angewandte Methoden und Erkenntnisse der normalen Werbung auf die Theaterwerbung zu übertragen sind.

II: Wie soll sich unserer Meinung nach das Theater in der Werbung präsentieren?

Aus dem eben Gesagten geht hervor, dass sich das Theater nicht mehr als Informant, sondern als Produzent von kulturellen Produkten, die verkauft werden wollen, zu präsentieren hat. Der gelernte Werbemann geht in dieser Situation folgendermaßen vor:

- 1: Er ermittelt die Zielgruppen, für die sein Produkt gedacht ist.
- 2: Er überlegt sich ein Versprechen für sein Produkt (den Zusatznutzen), welches die erwählten Zielgruppen am besten anspricht.
- 3: Er ermittelt die Medien, mit denen sich die Zielgruppen am wirkungsvollsten erreichen lassen.

Diese drei Werbeprinzipien lassen sich wörtlich auf die Theaterwerbung anwenden.

Im praktischen Teil soll das ausführlich illustriert werden.

III. Welche Medien hat das Theater bisher genutzt?

Folgende Medien, die wir als klassische bezeichnen wollen, bestimmen die bisherige Theaterwerbung:

- 1: Plakat
- 2: Werbeheft (Programmorschau)
- 3: Programmheft
- 4: Zeitungsinserate
- 5: Kinowerbung
- 6: Einladungen

Gegen die Verwendung dieser Medien ist im Großen und Ganzen nichts einzuwenden, gegen die Art ihres Einsatzes etliches. Bei genauerer Betrachtung steht nämlich auf den Plakaten und in den Programmheften kaum mehr als der Name des Theaters und seiner Mitglieder, der Titel des Stückes und seine Inhaltsangabe – also nichts weiter als Information.

Das Theater wird aber nicht besser durch die Nennung seines Namens, das Stück nicht interessanter durch seine Inhaltsangabe, und die Schauspieler nicht attraktiver durch ihre Lebensläufe.

Schon die klassischen Medien müssen dazu dienen, unser Produkt schmackhafter zu machen, wie müssen sie also unüblich einsetzen.

IV: Welche Medien schlagen wir zusätzlich vor?

Wenn wir uns zu den Methoden moderner Werbung bekennen wollen, dann ergeben sich einige interessante Möglichkeiten und Aktionen:

- 1: Promotions (unter Promotions versteht die Werbung verkaufsfördernde Aktionen, die sich mit ausgesuchten Mitteln an ausgesuchte Zielgruppen wenden).
- 2: Reine Public-Relation (PR): Aktionen, die sich speziell mit der Zielgruppe Journalisten beschäftigen.

- 3: Kombinierte PR-Aktionen (Aktionen, die das Interesse der Presse erwecken und Veröffentlichungen im lokalen Teil der Zeitungen nach sich ziehen sollen).
- 4: Verkehrsmittelwerbung (öffentliche Verkehrsmittel werden auf ihre Möglichkeit als Werbeträger untersucht).
- 5: Public-Aktionen (Aktionen in der Öffentlichkeit, in Betrieben, auf der Straße usw.).

B. Praktischer Teil

1. Klassische Medien

Plakat:

In der Plakatwerbung gelten zwei Grundsätze: attraction und interest – Aufmerksamkeit und Interesse.

Als Themen der Plakatwerbung eignen sich:

- 1: Das Theater überhaupt
- 2: Ein oder mehrere Stücke
- 3: Personen des Theaters
- 4: Personen des Publikums
- 5: Aufruf zu bestimmten Aktionen
- 6: Kombinationen

Beispiele zu Thema 1:

- a) Bild: Ein alter, vergammelter Hut – Zylinder oder Homburg.
Schlagzeile: Wer sagt, Theater sei ein alter Hut, der hat ihn wohl schon lange nicht mehr aufgehabt, was?
Slogan: Ihr Stadttheater erwartet Sie zur Anprobe.
- b) Bild: Abbildung eines appetitlichen Fleischberges: Schinken, Wurst usw.
Schlagzeile: Theater ist ein Genussmittel!
Slogan: Kommen Sie. Genießen Sie. Guten Appetit, Ihr Stadttheater!
- c) Bild: Alte vergrämte Oma mit erhobenem Zeigefinger (witzige Aufmachung mit Lorgnon usw).
Schlagzeile: Früher ist Hamlet viel schöner gestorben.
Slogan: Ihr Stadttheater. Für Kitsch zu schade.

Beispiele zu Thema 2:

- a) Bild: Hinter einem Autodach kommen Köpfe von Räufern hervor (Darsteller des Stückes).
Schlagzeile: Unsere Stadt wird von Räufern bedroht. Jeden Abend um 20 Uhr.
Kleingedruckt: Tatort Stadttheater.

- Anstifter: Ein gewisser Herr Schiller.
- b) Bild: Stimmungsvolles Probenfoto (Elfenszene, farbig)
 Schlagzeile: Wir bieten Ihnen eine Sommernacht von 2 Mark aufwärts.
 Kleingedruckt: Die von Shakespeare: Sommernachtstraum.
 Übrigens: Willi ist sein Geld wert. Ihr Stadttheater.
- c) Bild: Eine männliche Besucherfigur wird von den Hauptdarstellerinnen Ophelia und Luise flankiert. Sie küssen ihn auf die Wange.
 Schlagzeile: Heute die Ophelia, morgen die Luise.
 Wo soll das enden?
 Kleingedruckt: Im Stadttheater um 20 Uhr.

Beispiele zu Thema 3:

- a) Bild: Ein Schauspieler, Napoleon darstellend (Pose)
 Schlagzeile: Eigentlich heißt Napoleon Willi Kumpf.
 Kleingedruckt: Abends Napoleon und morgens Herr Kumpf. Schauspieler sind auch nur Menschen. Wähler, Weintrinker und Verkehrsteilnehmer.
 Besuchen Sie doch mal Napoleon alias Kumpf. Im Stadttheater.
- b) Der folgende Plakatentwurf ist speziell für die Zielgruppe Schüler und Studenten gedacht, deren kritisches Bewusstsein an einer berechtigten Desillusionierung des Schauspielers mehr Vergnügen finden wird als am Gegenteil.
 Bild: Ein Schauspieler sitzt auf dem Klo. Die Wände des Klos sind mit Theaterfotos austapeziert. Der Schauspieler hält in der Hand ein Buch, mit der anderen Hand greift er zur Klopapierrolle.
 Schlagzeile: Rollenstudium. Schauspieler sind auch nur Menschen (Bild steht zwischen diesen beiden Schlagzeilen).
 Kleingedruckt: Wenn das Örtchen zum Ort der Handlung wird. Wenn Sepp Meier Herzog Alba heißt. Dann ist Theater. Die große Verwandlung. Sie hätten 'ne Menge Spaß dabei. Ihr Stadttheater.

Beispiele zu Thema 4:

- a) Bild: Kerniger Metzger mit Fleischdekoration.
 Schlagzeile: Theater ist für alle da.
 Slogan: Für Metzger, Maurer und Monarchen. Ihr Stadttheater.
- b) Bild: Arbeiter (leicht verschmutzt, sympathisch)
 Schlagzeile: Theater ist für alle da.
 Slogan: Für Kumpels, Klempner und Kosmonauten. Ihr Stadttheater.

(Diese Plakatidee eignet sich besonders gut für die Gestaltung einer Reihe von Plakaten verschiedenster Typen – Vertreter von Berufsgruppen, die bis jetzt mit dem Theater nichts oder nur wenig zu tun hatten).

Ausführungen zu Thema 5:

Die grundsätzliche Überlegung ist folgende: Wie kann ich Theaterinformationen an ein Publikum bringen, das sich normalerweise nicht für diese interessiert? Das könnte folgendermaßen geschehen: Geschehnisse eines Stückes werden in kriminalistischen Fragen formuliert und als Plakate gedruckt. (Beispielsweise: »Wer hat Luise Miller ermordet? Auskunft unter Tel: 242837« oder: »Blutige Skandale am Königshof. Wer sagt die Wahrheit? Auskunft: Tel: 26492« usw.)

Die angegebene Telefonnummer ist eine des Theaters. Ein von Schauspielern besprochenes Tonband gibt in höchst unterhaltener Manier Antwort auf die Fragen der Plakate. Diese Auskunft enthält gleichzeitig Informationen über Aufführungstermine usw.

Ausführungen zu Thema 6:

Wir sind bisher thematisch vorgegangen und nicht strategisch, d.h. um größtmögliche Wirkung mit den Plakaten zu erzielen, müsste man die einzelnen Plakataktionen miteinander kombinieren. Für Kombinationen (sog. Konzertierte Aktionen) eignen sich besonders gut: Theater kombiniert mit Stückwerbung oder Theater mit Publikumswerbung. Oder Stückwerbung mit Schauspielerwerbung.

Werbeheft (Programmorschau):

Übliche Konzeption: thematisch und optisch folgen die meisten Werbehefte den gleichen Richtlinien. Ihre Themen sind: Vorstellung der Ensemblemitglieder und der Stücke, Ankündigung neuer Vorhaben und eventuell Aufforderung zum Abonnementkauf. Die graphische Gestaltung verzichtet nicht nur darauf, eigene Ideen zu entwickeln, sondern liegt durchwegs unter dem Niveau der Illustrierten.

Unsere Vorschläge:

Über die Themen ist wenig zu sagen, sie bieten sich als Selbstverständlichkeit an. Unsere Vorschläge beziehen sich vor allem auf eine andere graphische Gestaltung der Themen.

a) Unübliche Präsentation des Ensembles:

Es liegt vor allem daran, vom starren System des üblichen Layout wegkommen (monotone Reihung von Bild und Text). Die Programmorschau soll genießbar und kulinarischer gemacht werden, und nicht den Informationsbroschüren der Behörden gleichen.

Die Werbung kennt hier den Begriff des totalen Layouts – die Gesetze einer herkömmlichen Ästhetik sind aufgehoben. Praktisch heißt das, dass Bilder jedes Format annehmen können und dass Texte auf alle möglichen Arten und in allen möglichen Schriften gesetzt werden sollten. Die Gruppierung der Elemente erfolgt nicht mehr nach dem Prinzip: Bild und Textklärung. Bild und Text sind unabhängige graphische Elemente, die frei und spielerisch eingesetzt werden sollen.

Das Aufheben der herkömmlichen Ästhetik gilt ebenso für die Wahl des Papiers und der verwendeten Farben.

Außerdem stellt die moderne Graphik ein ganzes Arsenal von weiteren Elementen zur Verfügung, die zusätzlich eingesetzt werden können: Pop-Zeichen, Handzeichnungen, Handschriften, Signaturen usw.

Diese Ausführungen gelten natürlich ebenso für eine unübliche Präsentation der Stücke und anderer Themen.

Bildbeispiele:

Gruppenfoto von Schauspielern in der Anordnung einer Fußballmannschaft. Die Schauspieler tragen Badekostüme aus der Zeit um die Jahrhundertwende. Anstelle eines Fußballs steht ein Plakat, auf dem zu lesen ist: »Der Wahren, Schönen und Guten.«

Textbeispiele:

»Werner von Weichkopf, Spezialist für schlechte bis schlechteste Charaktere. Wollte mit drei Jahren Schauspieler werden, wurde dann doch erst Schüler, um dann erst recht Schauspieler zu werden.«

Oder

»Neuengagements für die Operette:

Attrappen: zwei Elefanten
Vier Wälder
Sechzehn Japaner (Fundus)
Ein Dom
usw, usw.«

Inhaltsangabe:

»Zuerst ist er intelligent, dann ist ihm das zu blöd, dann verbündet er sich mit dem Teufel, dann wird er ziemlich jung, dann lernt er endlich eine junge blonde Deutsche kennen, dann dreht er ihr ein Kind an und dann ist ihm auch das wieder zu blöd. In der Konfrontation mit dem Sosein der Welt erfährt Faust die Wesenheit seines Seins.«

b) Vorschläge für die Werbung neuer Abonnenten:

Dem Werbeheft ist eine Karte beigelegt, bzw. eine Seite, die herausgetrennt werden kann. Gestaltung der Karte: Vorderseite: »Wollen Sie mit unserer jugendlichen Liebhaberin einen Abend verbringen?«

Rückseite:

»Wir sind daran interessiert zu hören, was Sie denken. Schicken Sie uns Ihre Meinung. Unter den Einsendern werden zehn ausgelost. Die können sich mit unserer jugendlichen Liebhaberin oder mit unserem jugendlichen Liebhaber auf unsere Kosten einen netten Abend machen.

Bitte kreuzen Sie an.

- () Ihr Theater scheint ja doch ganz interessant zu sein. Schicken Sie mir doch mal ein paar Informationen.
- () Wissen Sie, Theater und solche Sachen, das kommt für mich nicht in Frage. Ich bin Realist.
- () Als moderner Mensch interessiere ich mich für alles. Also her mit den Informationen.
- () Beatschuppen, ein dufter Film: ja, aber Theater: nee.

Von den vier Möglichkeiten passt mir keine. Jetzt möchte ich mal was sagen: »...«

c) Verbreitung des Werbeheftes:

Eine unübliche Gestaltung des Werbeheftes kommt der Verbreitung besonders zugute. Das Werbeheft ist eines der Hauptinformationsquellen über das Theater. Es kommt uns deshalb darauf an, über Verbreitungsmöglichkeiten nachzudenken, die bisher nicht genutzt worden sind.

- 1: Als Wochenendbeilage in den Zeitungen: Wochenendbeilagen kosten natürlich ihren Preis. Man sollte daher den Journalisten ein Gegengeschäft vorschlagen: Gratisvorstellung für alle Betriebsangehörigen einer Zeitung.
- 2: Verteilung auf der Straße durch Schauspieler: Schauspieler in Maske und ein Trompeter laufen durch die Stadt und verteilen das Werbeheft an Passanten. Es werden lustige Slogans ausgerufen: »Kunst ist Kaviar für das Volk«, »Wer das Theater nicht ehrt, ist das Fernsehen nicht wert« usw.
- 3: Verteilung in Betrieben, Restaurants, Boutiquen usw.
Das Theater tritt an Kaufhäuser, Betriebe und Boutiquen usw. mit folgenden Vorschlägen heran: Leiter bzw. Angestellte der Unternehmen übernehmen die Verteilung des Werbeheftes an ihre Kunden, Gäste usw. Dafür bieten wir den Unternehmen die letzte bzw. einen Teil der letzten Seite für Eigenwerbung an. Diese Eigenwerbung könnte folgendermaßen aussehen: Bei Geschäften, Restaurants und Boutiquen: »Herzlichen Dank für Ihren Besuch. Wir würden uns freuen, Sie wieder mal zu sehen.« Dieser Satz ist vorgedruckt. Darunter ist Raum frei, auf den das Unternehmen seinen Stempel aufdrucken kann.

Bei Betrieben: Für die Kunden in der gleichen Weise wie eben beschrieben. Für die Betriebsangehörigen so: »Wir bedanken uns für Ihre angenehme Mitarbeit und möchten Ihnen eine kleine Aufmerksamkeit erweisen.« Unterschrift der Betriebsleitung. Dem Werbeheft liegt eine Freikarte bzw. ein Abonnement bei.

Die Grundüberlegung für diese Aktion ist folgende: In Betrieben werden Freikarten bzw. Abonnements meist etwas achtlos und willkürlich an die Angehörigen verteilt. Wenn diese Verteilung jedoch mit dem ideellen Wert einer Belobigung durch die Direktion verbunden ist, so kommt dieser Wert auch der Theaterkarte bzw. dem Abonnement zugute.

Programmheft

1. Übliche Konzeption:

In den meisten Fällen werden lediglich stückbezogene Informationen gebracht. Dieses sind durchweg Zitate aus anderen Dichtungen. Hier wird also Dichtung mit Dichtung erklärt. Die Wirklichkeit bleibt draußen.

2. Unsere Vorschläge:

Wir halten es für die wichtigste Aufgabe des Programmheftes den Bezug zwischen Dichtung und Wirklichkeit herzustellen. Das Thema des Stückes wird durch Vergleiche mit der Wirklichkeit verbindlich gemacht. Wenn die Wirklichkeit ins Spiel gebracht wird, so schließt das den Zuschauer automatisch ein.

Diese Überlegungen sollen nicht nur einen gesellschaftskritischen, sondern auch einen konkreten Werbeeffect ergeben: ein Programmheft, das einen Bezug zum Publikum herstellt, ist sicher interessanter als eines, das sich nur auf das Stück bezieht. Was persönlich betrifft, trifft besser.

Was die optische Umsetzung dieser Überlegung angeht, so gelten dafür Ausführungen, die wir bereits beim Werbeheft gemacht haben.

Zum Format des Programmheftes: Die Formatvorstellung beim Programmheft hat sich fixiert, da sie bereits langweilig geworden ist. Jeder Besucher weiß im Grunde genommen ganz genau, was ihn erwartet. Darüber täuscht auch nicht der Glanz des Papiers hinweg.

Man könnte es doch einmal so probieren: Programmheft in Rollenformat, oder als gefaltetes Plakat oder in einem verschlossenen Kuvert usw.

Inserate in der Zeitung:

Um dieses Medium einzusetzen, müsste man mindestens achtelseitig inserieren, mit 15 bis 20 Einschaltungen hintereinander. Das ist einfach zu teuer. Das ist der Grund, weshalb dieses Medium in der Theaterwerbung kaum oder nie benutzt wird.

Wir haben uns trotzdem überlegt, wie wir das Medium im Rahmen der bestehenden Mittel und Möglichkeiten nutzbar machen können. Dabei sind wir auf die Kleinanzeige gekommen.

Im Lokalteil wird in Form eines Artikels angekündigt (PR), dass im Inseratenteil eine Kleinanzeige des Theaters steht.

– Beispiel einer solchen Anzeige: Junger Däne, gut aussehend, adelig, frustriert sucht Anschluß an junges Mädchen, wenn möglich adelig und herzensfromm. Tel. 23457

In dem Artikel steht weiter, dass die ersten zehn Entdecker dieser Anzeige vom Theater Freikarten für die Vorstellung bekommen, auf die sich das Inserat bezieht.

Um eine möglichst große Werbewirksamkeit dieser Aktion zu erzielen, müsste sie auf längere Zeit durchgeführt werden. Auf diese Weise werden sie dem Publikum bekannt und von diesem geradezu erwartet. Der Nutzen für die Zeitung: Durch die Aktion wird der Inseratenteil besonders aufmerksam gelesen, was auch den anderen Inseraten zugute kommt (ein Werbeargument für die Zeitung).

Einladungen

Einladungen als Werbeträger werden wenig benutzt. Und wenn, dann in der üblichen Form und im üblichen Stil: »Wir beehren uns ...«

Gegenvorschlag: Die Einladung ist eine der besten Formen der direkten werblichen Ansprache. Man sollte sie daher mehr, aber auch richtiger nutzen.

Beispiel:

Rotes Papier, rotes Kuvert, interessante Schrifttypen.

Folgender Text:

Kommen Sie.

Träumen Sie.

Für 4 bis 14 Mark.

In Ihrem Stadttheater.

Am Abend.

Den Sommernachtstraum.

Von Shakespeare.

Mit markigen Männern.

Und faunigen Frauen.

Alles für die Kunst.

Und für Sie.

Und für Ihre Gattin.

Und fürs Vergnügen.

Ja?

(Unterschrift des Intendanten)

Kino

Aus folgenden Überlegungen sind wir gegen den Einsatz dieses Mediums:

- a) Kinobesucher sinken
- b) Werbung vor dem Hauptfilm wird als störend empfunden, was zu Aggressionen führt.
- c) Die Möglichkeiten der Gestaltung sind sehr beschränkt.
- d) Unter Berücksichtigung dieser Gegebenheiten zu teuer.

II. Zusätzliche Medien

Promotion

Der Begriff ›Promotion‹ wurde im theoretischen Teil schon kurz umrissen. Promotions sind verkaufsfördernde Maßnahmen, die sich an eine bestimmte Zielgruppe wenden und dabei verschiedenste Werbemedien einsetzen. Sie lassen sich am besten für den Verkauf von Abonnements nutzbar machen.

Welche erfassbaren Zielgruppen kommen für den Verkauf von Abos in Frage?

- Unternehmer
- Akademiker
- Leitende Angestellte im öffentlichen Leben
- Lehrer und Schüler
- Vereine

Abonnement-Verkauf an Unternehmer:

Es lässt sich grundsätzlich feststellen, dass der Besitz eines Abos für den Unternehmer eine Prestigefrage ist. Wer also in der Zielgruppe Unternehmer mehr Abos verkaufen will, der muß die Abos für den Unternehmer wertvoller machen: denn mehr Wert bedeutet mehr Prestige.

Worin kann der Wertzuwachs des Abo bestehen? Einmal kann er ideell, zum anderen praktisch sein.

Beispiele für Promotions, die zum ideellen Wertzuwachs der Abos führen.

Titel der Promotion:

Exklusiv-Club

Zielgruppe:

In erster Linie Unternehmer, aber auch Akademiker und leitende Angestellte

Zweck der Promotion:

Der ideale Wertzuwachs wird durch Schaffung einer Exklusivsituation und Herstellen von Öffentlichkeit erreicht.

Ablauf:

Wir schreiben dem Unternehmer einen Brief und machen ihm den Vorschlag zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Abos. Nimmt er diese Abos ab, so hat er sich dadurch die Mitgliedschaft zu einem exklusiven Club erworben. Nennen wir ihn beispielsweise »Club Cointreau«. Sichtbare Zeichen dieses Clubs ist die Clubkarte. Sie räumt dem Besitzer eine Reihe von Vorrechten ein.

1: Er wird beratendes Mitglied des Theaters (Spielplangestaltung usw.)

2: Er trifft sich in gewissen Zeitabständen im gesellschaftlichen Rahmen mit der Intendanz und den Vorständen des Theaters.

3: Er ist berechtigt, in den Pausen einen Gratiswhisky zu sich zu nehmen. Usw.

Benötigte Werbemittel: Brief, Clubkarte.

An dieser Promotion wird besonders klar, was wir unter ideellem Wertzuwachs verstehen: Wer Mitglied eines Exklusiv-Clubs ist, erhöht dadurch vor seiner Umwelt sein Prestige. Das Abo ist also um diese Prestigeerhöhung wertvoller geworden.

Eine weitere Promotion:

Geschenk

Zielgruppe:

Unternehmer

Zweck:

Analog Exklusiv-Club

Ablauf:

Jedes Jahr zur Weihnachtszeit sind die Unternehmer mit der Problematik konfrontiert, was sie ihren Geschäftsfreunden schenken sollen. Diesen Umstand wollen wir uns in folgender Weise zunutze machen: In einem Brief schlagen wir dem Unternehmer vor, seinen Geschäftsfreunden diesmal ein Theater-Abo zum Geschenk zu machen. Das Geschenk müsste in würdiger Form präsentiert werden. Dafür eignet sich eine Geschenkkassette mit einem schönen Theatermotiv (z.B. Harlekin). Den Preis für die Kassette trägt der Unternehmer. Das Theater erbringt den Bezugsnachweis, indem es sich vorher mit einem Produzenten solcher Kassetten abspricht.

Mit diesem Geschenk weist sich der Unternehmer als Kunstkenner und Liebhaber aus. Und gibt zu verstehen, dass er den Beschenkten ebenso einschätzt (beiderseitige Prestigeerhöhung und damit ideeller Wertzuwachs des Abo).

Benötigte Werbemittel:

Brief

Zusatzvorschlag:

Geschenkidee kann auch auf die Ehefrau, Freundin und Verwandte des Unternehmers übertragen werden.

Nächste Promotion: Anerkennung

Zielgruppe:

Lehrer

Zwecke:

Aktivierung der Lehrer zum erhöhten Abo-Vertrieb bei den Schülern. Der ideelle Wert seiner Tätigkeit soll prämiert und dadurch erhöht werden.

Ablauf:

Die Lehrer werden durch Brief und Gespräch über unsere Absicht informiert. Diese Information soll in erster Linie dazu dienen, den Lehrer von der Notwendigkeit und dem ideellen Wert seiner Bemühungen zu überzeugen. Dienst an Kunst, Hinführung der Schüler ans Theater usw. Für den Fall des Verkaufs einer bestimmten Anzahl von Abos wird ihm eine Prämie in Aussicht gestellt.

Diese Prämie soll ideellen und sachlichen Wert haben: Bücher nach eigener Wahl, in denen sich die Intendanz in Form einer Widmung für seine besonderen Dienste bedankt.

Benötigte Werbemittel:

Brief, Bücher.

Nächste Promotion: Wettkampf

Zielgruppe:

Vereine

Zweck:

Aktivierung der zahlreichen Vereine zum erhöhten Vertrieb von Abos. Der Anreiz wird durch eine sportliche Wettkampfsituation geschaffen und durch die Aussicht, prämierter Sieger dieses Wettkampfes zu werden.

Ablauf:

In einem Brief wird den Vereinen der Vorschlag gemacht, sich in einem sportlichen Wettkampf mit den anderen Vereinen zu messen. Der Kampf dient dem höheren Zweck der Kunst. Die drei besten Vereine, die die meisten Abos vertrieben haben, erhalten Medaillen und Pokale. Die Verleihung erfolgt im würdigen Rahmen des Theaters.

Benötigte Mittel:

Brief, Medaillen, Pokale (mit Gravierung).

Beispiel für Promotion, die zum materiellen Wertzuwachs der Abos führt:

Titel der Promotion: Abo-Aktie (AA)

Zielgruppe:

Alle genannten Zielgruppen

Zweck:

Das Abo wird durch einen tatsächlichen Wertzuwachs wertvoller gemacht.

Ablauf:

Bei dieser Promotion bedienen wir uns der Terminologie und der grundsätzlichen Konzeption von Aktien. Das Abo wird als sogenannte Abo-Aktie deklariert. Der Bezug des Abos – also die Zeichnung der Aktie – erfolgt auf Grund einer Liste, in der die Abos und damit die Aktien nach einem bestimmten System gestaffelt sind. Die niederste Aktie besteht aus der Kombination eines Premierenabos mit einem anderen Abo. Je mehr Abos miteinander kombiniert werden, desto höher der Wert der Aktie.

Die Dividende:

4 % des Aktienwertes werden als Dividende ausgeschüttet. Praktisch sieht das so aus, dass der AA ein Gutschein beigelegt ist, der 4 % des jeweiligen Aktienwertes ausmacht. Dieser Gutschein wird nicht in bar zurückerstattet, sondern berechtigt zum verbilligten Erwerb einer neuen AA.

Sperrung der AA:

Das Theater legt eine bestimmte Anzahl von AA zur Zeichnung pro Spielzeit auf. Sind diese Aktien aufgekauft, so verfügt das Theater über keine weiteren Abos. Die AA können also frei gehandelt werden.

Zu diesem Zweck richtet das Theater eine Börse ein, die folgende Vermittlungsfunktion hat: Wer vor der Aktiensperre mehrere Aktien aufgekauft hat, kann sie der Börse zurückgeben, damit diese sie an Interessierte weitergeben kann. Der Wert der Aktie ist bestimmt von Angebot und Nachfrage.

Der Aktionär hat also nicht nur den Gewinn der Dividende, sondern auch den auf dem freien Markt erzielten.

Benötigte Mittel:

Brief, Aktienplan, Abo-Aktie und ein Büro, das als Börse fungiert.

Kombinationsmöglichkeiten:

Ist die Abo-Sperre nicht beabsichtigt, so kann diese Promotion mit folgenden ideellen Promotions kombiniert werden: Geschenkpromotion bzw. Exklusiv-Club-Promotion.

Zielgruppe: Studenten:

Bei dieser Zielgruppe empfiehlt sich der Einsatz von Promotions nicht, da sie von vornherein für den Verkauf von Abos kaum in Frage kommt.

Grundsätzliche Vorarbeit ist bei dieser Zielgruppe durch Diskussionen zu leisten.

Zielgruppe: politische Parteien, Gewerkschaften, Kirchen usw:

Diese Zielgruppen nehmen eine Sonderstellung ein. Ihre innerparteilichen Strukturen sind dem Theater meistens nicht bekannt, weshalb die Kontaktnahme durch die Intendanz und mit Diplomatie erfolgen sollte.

Public Relation (PR)

Der Begriff stammt aus dem Amerikanischen und lässt sich folgendermaßen definieren: Herstellen von Öffentlichkeit durch Einsatz der Presse.

Die meisten der bisher genannten Aktionen weisen diesen Charakter bereits auf, d.h. es ist uns daran gelegen, dass das Publikum über die Presse erfährt, wie wir Werbung für's Theater betreiben.

Die reine PR stellt sich zur Aufgabe, den Journalisten dafür zu gewinnen, über uns und unsere Werbung zu berichten.

Der klassische Weg dazu sind Pressekonferenzen, in Verbindung mit kulinarischem Angebot.

Zusätzlich möchten wir folgende Idee vorschlagen: Wir geben den Journalisten die Möglichkeit, einmal selbst Theater zu spielen, vor Theater- und Betriebsangehörigen. Wir stellen alle Voraussetzungen für diese Aufführung (Bühnenbild, Kostüme etc.) Den Journalisten ist alles erlaubt. Das alles soll keine ernst gemeinte Aufführung ergeben, sondern einen kompletten Spaß. Zweck: Wer das Theater auf diese Art und Weise kennen gelernt hat, der wird sicher auch eine größere Beziehung zu ihm bekommen und daher auch gern über das Theater berichten.

Kombinierte PR-Aktionen

Über dieses Thema ist im Wesentlichen schon berichtet worden. Noch einmal: Wir müssen die Journalisten dafür gewinnen, über jede Werbemaßnahme, die wir durchführen, zu berichten. Damit erhöhen wir die Wirkung der Werbemaßnahme – wir schaffen also die kombinierte Aktion.

Verkehrsmittelwerbung

Verkehrsmittel sind bisher als Werbeträger noch kaum eingesetzt worden, obwohl sie sich ständig in der Öffentlichkeit bewegen. Mit den Autos der Ensemblemitglieder sollte man beginnen.

Besonders gut würde sich das Taxi als Werbeträger eignen. Man müsste sich mit der Taxi-Innung in Verbindung setzen und ihr folgenden Vorschlag machen: Die Taxis bringen auf der Rückseite der Vordersitze ein Plakat an. Auf dem sinngemäß folgendes stehen würde: »Hier sitzen Sie gut – bei uns auch. Ihr Stadttheater.«

Hier wird also Taxi-Werbung mit Theaterwerbung kombiniert.

Außerdem könnte der Chauffeur jedem Fahrgast das Werbeheft überreichen. Auf der letzten Seite hat das Taxiunternehmen Platz für seinen Stempel und einen Satz: »Behren Sie uns bald mal wieder.«

Die öffentlichen Verkehrsmittel scheiden als Werbeträger aus: ihre Werbeflächen sind begrenzt und ziemlich ineffektiv.

Public-Aktionen

Diese Aktionen dienen dazu, das Publikum direkter mit dem Theater zu konfrontieren.

Beispiel:

- a) Theater im Betrieb: Sprech- und Gesangsvorstellungen usw.
- b) Öffentliche Versteigerung von alten Fundussachen: die Versteigerung erfolgt auf dem Marktplatz in einem theatralischen Rahmen (Podeste, Leierkasten, Prospekte usw.)
- c) Ausstellungen: Bühnenbilder- und Kostümentwürfe
- d) Flugblatt und Telefon-Aktion: Es werden Flugblätter verteilt mit der Aufschrift: »Wählen Sie die witzigste Telefonnummer der Stadt. Was passiert hinter den Kulissen des Theaters?« Ein Tonband gibt dem Anrufer Auskunft: Schauspieler erzählen in witziger Weise Anekdoten über den Theateralltag.
- e) Extrablätter für Premieren
Schlagzeile: Deutscher Wissenschaftler vom Teufel verhext.
- f) Erkennungs-Aktionen
In der Zeitung wird bekannt gegeben, dass ein Schauspieler in einer bestimmten Zeit durch die Stadt läuft. Er ist an Merkmalen zu erkennen, die auf eine Rolle verweisen, die er am Abend der Premiere spielen wird. Beispielsweise Gamaschen aus der Jahrhundertwende. Die ersten Zehn, die ihn erkennen, erhalten von ihm eine Freikarte überreicht.

Schlusswort

Die normale Theaterwerbung entschuldigt ihre seriöse Mittelmäßigkeit mit der Mentalität des Publikums, des Käufers der Theaterproduktionen also. Interessant dabei ist nur, dass die normale Werbung, die vollkommen auf das Publikum abgestimmt sein muss, wesentlich attraktiver ist. Der Grund für die Mittelmäßigkeit der bestehenden Theaterwerbung ist demnach offensichtlich nicht das Publikum, sondern das Theater selbst – mit seinem elitären und bildungs-beflissenen Selbstverständnis.

Wenn das Theater nicht bereit ist, dieses Selbstverständnis und damit seine Werbung zu ändern, dann wird es seine Produkte bald nur noch für sich selbst erzeugen. Einschlägige Statistiken geben darüber beredten Aufschluß. Natürlich wird es Übergangsschwierigkeiten geben, denn das noch verbliebene Publikum fühlt sich ja offenbar mit dem bestehenden Selbstverständnis des Theaters identisch. Allerdings machen wir unsere Werbung nicht für die 4 %, die ins Theater gehen, sondern für die 96 %, die draußen bleiben.

Werbung stellt ein Versprechen dar. Was in einer modernen Theaterwerbung versprochen wird, muss vom Produkt gehalten werden, sonst haben wir den neu gewonnenen Besucher zum ersten, aber auch zum letzten Mal gesehen.

Bild: Ein Beispiel für das vorgeschlagene Programmformat. [siehe Bildteil am Ende des Bandes]

Gedanken zu einem Zielgruppentheater

[1971]

Das Individuum in der bestehenden Gesellschaft sieht sich erheblichen Belastungen und Spannungen ausgesetzt: Die weitgehende Unfähigkeit, Einsicht in Ursachen und Bedingungsbeziehungen seiner Situation zu nehmen, fördert eine Vielzahl verschiedenartigster krankhafter Deformationen. Eine Überwindung dieses Zustandes kann nur durch eine doppelte Leistung erreicht werden: das Individuum muss zu einer breiten und nicht restringierten Erfahrungsfähigkeit und zur Leistung einer Analyse seiner eigenen Situation befähigt werden.

Die bestehende arbeitsteilige Gesellschaft atomisiert die einzelnen Lebens- und Arbeitsfunktionen des Individuums und kollektiver Gruppen, verhindert so den Überblick über den Wechselbezug Arbeit – Freizeit und fördert dadurch die Entfremdung von Mensch und Umwelt.

Die Institutionalisierung menschlicher Bedürfnisse – man denke nur an die Kultur- und Freizeitindustrie – macht das Individuum zum Objekt nicht überschaubarer privatwirtschaftlicher und sozialfeindlicher Kräfte und Interessen.

Es gilt, den Teufelskreis von restringierter Erfahrung, gestörter Artikulation und dem Mangel an kollektivem Bewusstsein an der Stelle zu durchbrechen, an der Artikulation in optimaler Weise geleistet werden kann.

Diese Artikulation bedeutet in erster Linie Kommunikation. Die arbeitsteilige Zersplitterung erfordert zur Darstellung von Bedürfnissen das Bewusstsein der Funktion der einzelnen Bedürfnisse und die Bedingung ihrer Erfüllbarkeit.

Diese Verwirklichung kann nur geleistet werden in erfahrungsmäßigem und theoretischem Austausch mit der Umwelt. Den verschiedenen Medien kommt dabei eine spezifische Aufgabe zu. Sie müssen sich aus vorgegebenen Schablonen und gesellschaftlich festgelegten Schemata lösen.

Die Ideologie des Gleichgewichts und des bürgerlichen Ausgleichs ersetzt Kreativität durch mechanische Reproduktion des Bestehenden. Medien, die den Bedürfnissen des Menschen in der arbeitsteiligen Gesellschaft genügen wollen, müssen Raum für Spontaneität und freies Spiel bieten, sie müssen das Experiment und Risiko als integralen Bestandteil ihrer Funktion verkraften.

Dem Theater kommt hierbei eine besondere Funktion zu. Die Freiheit von technischen Vermittlungsinstanzen, die unvermittelte Direktheit des Spiels gewährleistet optimale Aktualität und intensivste Dichte kommunikativen Austausches.

Gerade dem Theater erwächst daher die Verantwortung, aus seiner Beschränkung auf formale Ästhetik für den Feierabend zum echten Informati-

onsträger menschlicher Bedürfnisse zu werden. Psychologische Erfahrungen beweisen die Notwendigkeit, individuelle Probleme im Spiel kollektiv darzustellen und zu lösen. Nur im Bewusstsein dieser Funktion hat das Theater heute noch eine Existenzberechtigung.

Alle Versuche einiger Theaterleute, die Entfremdung von Theater und Gesellschaft abzubauen, sind bisher gescheitert oder im Anfangsstadium stecken geblieben. Der Grund hierfür liegt sowohl in der hierarchischen Struktur des Theaters selbst, die eine Emanzipation der Theatermacher nicht zulässt, als auch im traditionellen Theaterpublikum, das blind für seine eigentlichen Bedürfnisse am Bildungstheater festhält.

In den letzten Jahren versuchten einige Theater, in Betrieben, auf Straßen usw. zu spielen, um neue Besucherschichten zu erreichen. Übersehen wurde dabei, dass mit fertigen Kunstprodukten, die sich am traditionellen Maßstab orientieren, im besten Fall ein kurzlebiges Interesse hervorgerufen werden kann. Sollen durch Spiel jedoch Bedürfnisse befriedigt werden, müssen Bedürfnisse der Adressaten zum Maßstab des Spiels gemacht werden.

All den Kommunen, die kulturelles Schaffen als eine gesellschaftspolitische Notwendigkeit begreifen und finanziell unterstützen wollen, stellt sich daher die Aufgabe, neben den traditionellen Institutionen der »Kulturpflege« (also Theater, Museen usw.) auch Orte der Kommunikation einzurichten. Diese können zu einem echten Informationsträger menschlicher Bedürfnisse werden, wenn

- a) durch eine Analyse die Bedürfnisse der einzelnen Bevölkerungsgruppen ermittelt und
- b) Kommunikationsformen entwickelt würden, die diesen Bedürfnissen Rechnung tragen.

Selbstverständlich kann nicht damit gerechnet werden, dass die Analyse von Bedürfnissen und deren Befriedigung ohne Schwierigkeiten und Fehler zu leisten sind. Jedoch sollten alle Zweifel am Erfolg eines solchen Versuches nicht höher bewertet werden als der Versuch selbst. Dieser Versuch versteht sich als ein dialektischer Prozess, in dem die fortschreitende Emanzipation einzelner die Emanzipation anderer vorantreiben kann.

Im Würzburger Stadttheater wurde seit Januar 71 versucht, neben dem üblichen Theaterbetrieb ein Kinder- und Jugendtheater in diesem Sinne aufzubauen.

In Zusammenarbeit mit Psychologen, Lehrern und Kindergärtnerinnen wurden zweimal in der Woche Kindernachmittage mit dem Ziel veranstaltet:

- a) die Kinder – vor allem spielgehemmte – überhaupt zum Spielen zu bringen,
- b) die Kinder zu kollektivem Spiel anzuleiten,
- c) Spielformen zu entwickeln, die ein motiviertes Eingreifen der Kinder in den Handlungsablauf eines Stückes erlauben und
- d) schließlich solche Spielformen zu erproben, die von Kindern für Kinder spielbar sind.

Mit Kindern der Altersgruppe von elf bis dreizehn Jahren wurde ein »Schulstück« erarbeitet. Die Kinder konnten nach und nach dazu gebracht werden, ihre schulischen Probleme zu artikulieren. Im Verlauf der Gespräche erkannten die Kinder bestimmte Erziehungsmechanismen, denen sie in der Schule permanent ausgesetzt sind. Um den Wechselbezug Lehrer–Klasse zu zeigen, wurden bestimmte Lehrertypen und bestimmte auf diese bezogene Verhaltensweisen der Schüler entwickelt. Um das etwa gleichaltrige Publikum zu einem Mitspiel zu aktivieren, setzten sich die Schüler unter das Publikum, so dass die Lehrer Schüler (also Spieler) und Publikum in gleicher Weise anreden konnten. In den sogenannten Pausengesprächen diskutierten die Spieler mit dem Publikum über die jeweilige Schulstunde.

Um zu vermeiden, dass diese Arbeit mit Kindern lediglich auf die kurze Zeit im Theater beschränkt bleibt, ist versucht worden, in regelmäßigen Abständen mit den Eltern der an den Kindernachmittagen beteiligten Kindern zusammenzukommen, um sie über Methoden und Ziele der Theaterarbeit zu informieren. Die gleichen Artikulationsschwierigkeiten, die im Spiel mit Arbeiterkindern zu beobachten waren, wiederholten sich auch im Gespräch mit den Eltern. Immerhin ist es gelungen, bestimmte Bedenken und Vorurteile gegen diese Arbeit abzubauen.

Neben dieser Arbeit mit Kindern wurde ein Jugendstück (»Krieg ist wunderschön«) entwickelt und zur Aufführung gebracht (s. Theaterzeitung).

Ab September 71 wird auf privater Basis dieser Versuch, inhaltlich relevantes Theater zu machen, weitergeführt:

- 1: Kindertheater (Altergruppe 10–13 Jahre):
Thema des ersten Stückes:
Familienprobleme. Durch die Gegenüberstellung einer Fernsehfamilie mit einer Kleinfamilie in unserer Gesellschaft soll gezeigt werden, wie das Fernsehen bestimmte Probleme verniedlicht oder ganz ausspart.
- 2: Jugendstück:
Arbeitstitel »Dienst ist Dienst, Schnaps ist Schnaps«.
Thema:
Manipulation und Gewalt in unserer Gesellschaft.
Intention:
Dem Publikum, das zum Mitspiel gebracht werden soll, die konkret-sinnliche Erfahrung eines Gesellschaft zu vermitteln, in der unter der Firmierung von Recht und Ordnung Gewalt ausgeübt wird.
- 3: Kinderstück für Erwachsene:
Thema:
Erziehungsmechanismen in der bürgerlichen Kleinfamilie.
Intention:

die Zielgruppe Eltern dazu zu bringen, mit uns antiautoritäres Kindertheater zu machen.

4: Straßentheater:

Die Würzburger Premiere von »Du darfst, du darfst nicht« fand am 16. Oktober (1971] in Heidingsfeld statt.

* * *

Flugblatt

Junges Theater Junges Theater Junges Theater Junges Theater Junges

»damit die lieb nicht allzu groß
versohlen wir ihr kurz die hos
denn allzu große lieb ist ungesund
das kann man hörn aus aller leute mund«

Kennen wir die Wünsche unserer Kinder? Haben sie genügend Möglichkeiten sich zu entfalten?

Aus zu kleinen Wohnungen – weil größere zu teuer sind – werden sie herausgetrieben. Wohin? Auf die Straße! Denn wir haben zwar hier in Heidingsfeld Spielplätze. Sind sie aber kindgerecht? Zum Austoben genügen nicht ein Häufchen Sand und eine Tischtennisplatte.

Genügen 220 Kindergartenplätze? Entsprechen diese den Erwartungen, sind sie Vorschulen, in denen die Kinder spielend lernen?

Und wie steht es mit Schulen? Wohl haben wir hier Grundschulen, aber unsere Kinder müssen zu den weiterführenden Schulen (Realschulen und Gymnasien) lange An- und Abmarschwege in Kauf nehmen. Mindestens in die Stadt! Vielleicht sogar ins Frauenland?

Wir schlagen daher vor:

»Abenteuerspielplätze«, in denen die Kinder ihre Fähigkeiten zu eigener Gestaltung anregen lassen und entwickeln können. In denen sie Höhlen, Buden, Hütten bauen können. Von denen sie nicht wegen ihrer Eintönigkeit abgehalten werden, sondern die sie durch Abwechslungsreichtum anziehen. Ein Spielgelände, das groß genug ist, auch ausgedehnte Spiele (z.B. Indianerspiele) zu ermöglichen.

Die Einrichtung von Vorschulen, die keine Kinderbewahranstalten sind, sondern den Übergang in die Schule erleichtern

Die Berücksichtigung von Heidingsfeld bei der Einrichtung weiterführender Schulen.

Verantwortlich: Junges Theater Würzburg und SPD-Stadtbezirk Heidingsfeld (Bernd Müller, 87 Würzburg, Mergentheimerstr. 120).

Junges Theater Junges Theater Junges Theater Junges Theater Junges

* * *

Ömmes & Oimel. Kinder- und Jugendtheater, Info Nr. 1 (1974)

*Würzburg hat ein eigenes Kinder- und Jugendtheater:
Ömmes & Oimel.*

Die Gruppe, bestehend aus 8 jungen Leuten, versteht sich als Alternative zur herkömmlichen Theaterpraxis. Geschlossen werden soll eine Lücke in der kulturellen Szene: Die Darstellung von Konflikten der Kinder und Jugendlichen. Pädagogisches Konzept dabei ist, dem Publikum Möglichkeiten aufzuzeigen, sich in seiner sozialen Umwelt zu begreifen und seine Interessen einzubringen.

Die Stücke werden entwickelt innerhalb der Gruppe in Zusammenarbeit mit Lehrern, so dass eine Vor- und Nachbereitung im Unterricht gewährleistet ist.

Neben einem eigenen Theaterraum in Würzburgs Altstadt, der Anfang Februar 1975 eröffnet wird, verfügt die Gruppe über eine transportable Raumbühne, um sein Publikum direkt »vor Ort« anzusprechen (Schulen, Freizeitheime, etc.) Durch seine Mobilität ist das Theater in der Lage, über die Grenzen Würzburgs hinaus den Raum zwischen Frankfurt und München zu bespielen.

Der Theaterraum ist als Kommunikationszentrum konzipiert: Die Bühneneinrichtung ist variabel, so dass neben den verschiedenen Formen des Theaters auch Film- und Musikveranstaltungen sowie praktische Arbeit mit Kindern stattfinden können.

Die erste Theaterproduktion, das Stück »Ich bin der kleine Däumling« für Kinder von 8-14 Jahren, hatte am 7. November 1974 in der Ganztagschule auf dem Heuchelhof seine Premiere. Für die laufende Spielzeit 1974/75 sind zwei weitere Kinderstücke in Arbeit.

Über uns

Das Kinder- und Jugendtheater Ömmes & Oimel ist noch relativ neu. Im Herbst 1974 ist die erste Theaterproduktion (»Ich bin der kleine Däumling«) für Kinder ab 8 Jahren unter dem Namen Ömmes & Oimel herausgekommen. Das Ensemble des Theaters beschäftigt sich jedoch schon langfristig mit Kinder- und Jugendtheater. Z.B. haben die Mitglieder des Ensembles neben ihrer eigentlichen Theaterarbeit über zwei Jahre in verschiedenen Bereichen mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet – nach der Devise: Wir müssen erst von den Kindern lernen, bevor wir sinnvolles Theater für Kinder machen können.

So sind die Theaterstücke von Ömmes & Oimel stark an den Bedürfnissen und Konflikten der Kinder und Jugendlichen orientiert. Der soziale Alltag, die Beziehungen zu Autoritätspersonen wie Eltern, Lehrer usw. und

gruppendedynamische Entwicklungen sind zentrale Themen der Stücke. Doch Ömmes & Oimel stellt nicht nur dar, was ist, sondern auch das, was sein könnte: Bilder der Realität und der Phantasie. Die Realität wird von den Kindern spontan nacherlebt, sie ist Identifikationsmöglichkeit. Die Phantasie gibt Raum für praktische Konsequenzen des Denkens, Empfindens und Handelns der Kinder in ihrem sozialen Alltag.

Märchenflitter und dogmatisches Lehrtheater wird man bei Ömmes & Oimel vergeblich suchen. Mit konkreter Sinnlichkeit erstellt das Ensemble theatralische Bilder der Wirklichkeit. Der Fluss der realen Spielhandlung wird immer wieder aufgelockert durch phantastische Szenen – als Freiraum für die individuelle Befindlichkeit des Publikums. Hier wird der Spaß, die Freude, aber auch die Betroffenheit als emanzipatorischer Denkanstoß freigesetzt. Emanzipation insofern begriffen, dass keine Utopien, keine abstrakt-theoretischen Lösungen angeboten werden, sondern konkrete, praktikable und durchschaubare Möglichkeiten für die Kinder.

Die äußere künstlerische Form des Spiels von Ömmes & Oimel ist bestimmt durch Lebendigkeit. Artistik, Slapstick, Spontanität sind unverzichtbare Bestandteile für modernes Kinder- und Jugendtheater. Sie vermitteln den Spaß an der Wirklichkeit. Oder um mit Brecht zu sprechen: »es ist nicht genug verlangt, wenn man vom Theater nur Erkenntnisse, aufschlussreiche Abbilder der Wirklichkeit verlangt. Unser Theater muss die Lust am Erkennen erregen, den Spaß an der Wirklichkeit organisieren ... «

So wird das theatralisch organisierte Amüsement zum Treibsatz für einen Erkenntnisprozess. Die Kinder begreifen ihre soziale Umwelt, ihre Konflikte neu. Ömmes & Oimel zeigt neue, lockere Kommunikationsformen und Spielweisen für Kinder, die die Kreativität fördern. Dabei sind die Theaterstücke so einfach gehalten, dass sie von den Kindern leicht nachgespielt werden können. Zugleich sind die Inhalte so offen, aber prägnant, dass die Kinder im Nachspiel ihre persönliche, individuelle Realität einbringen können.

Arbeitsweise

Die Ensemblemitglieder sind nicht nur Theatermacher. Das Theater kommt eigentlich erst dann ins Spiel, wenn die Stückkonzeption auf sozialpädagogische, psychologische und politische Inhalte hin eingerichtet ist. Es ist wichtig, gesellschaftlich-historische Entwicklungen zu sehen, den augenblicklichen gesellschaftlichen Trend zu analysieren (Tendenz zur Manipulation oder zur Emanzipation) und zu überlegen, wo stellen sich Probleme und Bedürfnisse der Kinder im Rahmen dieser Analyse wie dar. Gespräche mit Kindern, Lehrern, Eltern usw. vermitteln dann die realitätsbezogenen Schwerpunkte des Stückes. Kinder erfahren z.B. Abhängigkeiten, Beherrschung. Manipulation in der Familie (so in »Mach ne Fliege«), in der eigenen Gruppe untereinander (so in »Die heiße Spur«) oder in ihrer Freizeit als eigne Reaktion auf alle sie beherrschende Bereiche (so in »Ich bin der kleine Däumling«). Auf Grund dieser Untersuchungen wird das geeignete Szena-

rium, der Schauplatz des Geschehens gewählt und zugleich die Story grob entworfen.

Schwerpunkte:

Welche Figuren in welcher Konstellation zueinander müssen auftreten, mit welcher Figur sollen sich die Kinder identifizieren können, verändern sich die Figuren im Laufe des Spieles usw. Was sollen die Figuren in erster Linie transportieren, was dient nur als szenischer Hintergrund. Parallel dazu wird die Spielweise erarbeitet nach den Kriterien: kindgemäße Realität und/ oder Kunstfigur. Und welche Spielformen sind besonders geeignet (z.B. Rollenspiele, Phantasiespiele, Parodie oder eine sich von der Realität distanzierenden Künstlichkeit usw.). Maßgebend – neben dem Ziel, bestimmte Spielweisen künstlerisch weiter zu entwickeln – ist die Frage: Können die Kinder die Spielweisen in ihrem Alltag nachvollziehen und damit eine neue Weise von Kommunikation benutzen?

Wenn das alles klar ist, d.h. also die Dramaturgie des Stückes im Großen und Ganzen steht, kommt das Theatermachen voll zum Zuge. Über gemeinsame Improvisation wird das Konzept aufgefüllt mit Details. Daraus wird gemeinsam der Probestext entwickelt, dieser wiederum auf der Probe getestet und geändert. Zur eigenen Überprüfung werden Kinder zu Proben eingeladen – bis das Stück die Geschichte und die Form gefunden hat, die für das Zielpublikum am verständlichsten ist, ihm zugleich aber die Möglichkeit gibt, während des Stückes mit zu vollziehen, wie sich Konflikte verschieden begreifen und lösen lassen. Alles steht jedoch unter der Maxime: Können die Kinder bzw. die Jugendlichen die vorgeschlagenen Spielmuster tatsächlich selbst nachvollziehen und mit ihren konkreten persönlichen Problemen auffüllen. Das bedingt für Ömmes & Oimel eine offene Spielform, ohne große Requisiten und Zauberei. Einfachste Materialien werden genommen, jeder Trick bleibt trotz der Verblüffung, wenn man ihn sieht, durchschaubar. Die Figuren können von den Kindern übernommen werden, entstammen sie doch letztlich aus ihrer Sichtweise von Realität.

Das Ensemble

Das Ömmes & Oimel-Ensemble besteht z.Zt. aus 6 Schauspielern (Angelika Bartram, Christine Bermig, Jürgen Orthaus, Waltraud Pietsch, Richard Rogler, Klaus Schweizer) und einem Regisseur (Erich Michalka). Zum Herbst 77 wird das Ensemble vergrößert: Hinzukommen Günther Däubler (Schauspieler, Musiker) und Inger Zielke (Schauspielerin).

Die Produktionen werden gemeinsam entworfen und inszeniert. Soweit nötig werden Musiker, Choreographen etc. hinzugezogen. An der Erstellung der Nachbereitungsmaterialien werden Pädagogen beteiligt.

Spielorte

Ömmes & Oimel ist ein mobiles Tourneetheater. Im Unterschied zu Stadt- und Staatstheatern spielt es in Schulen, Freizeitzentren, Kindergärten, also

dort, wo die Kinder tatsächlich leben. Natürlich ist Ömmes & Oimel auch in den Programmen von Theaterhäusern zu finden.

Durch die große Mobilität (LKW, transportable Bühne mit Beleuchtungs- und Musikanlage) kann das Theater in jedem größeren Raum spielen.

Mit Beginn der Spielzeit 77/78 wird Ömmes & Oimel seinen Standort nach Leverkusen verlegen. Mit dem städtischen Kulturamt Leverkusen hat Ömmes & Oimel eine kontinuierliche Zusammenarbeit vereinbart. Ömmes & Oimel erhält hierdurch die Gelegenheit, langfristig in den Leverkusener Schulen zu spielen und das Theater zu einem in den Unterricht integrierten Faktor werden zu lassen. Eine enge Zusammenarbeit mit Leverkusener Lehrern ist beabsichtigt. Zu diesem Zweck wird Ömmes & Oimel für Leverkusener Lehrer z.B. für jede Produktion Einführungsseminare abhalten. Zum anderen werden sich durch das kontinuierliche Auftreten von Ömmes & Oimel in Leverkusen engere Kontakte zum Publikum herstellen lassen, als es normalerweise ein Tourneetheater vermag. Ein Vorteil, der sich in den künftigen Neuproduktionen von Ömmes & Oimel produktiv niederschlagen wird.

Natürlich wird Ömmes & Oimel auch außerhalb Leverkusens als Tourneetheater gastieren.

Information des Kulturamtes Leverkusen

Kinder- und Jugendtheater Ömmes & Oimel ab Herbst in Leverkusen

Der Kulturausschuss des Rates der Stadt Leverkusen hat in seiner Sitzung am 08.03.1977 beschlossen, das Angebot der freien Kinder- und Jugendtheatergruppe »Ömmes & Oimel« anzunehmen, bei Verlegung ihres Standortes von Remlingen nach Leverkusen eine Konzeption »Theatermobil« für die Schulen in der Stadt Leverkusen zu entwickeln.

»Ömmes & Oimel« werden pro Spielzeit zwei neue Produktionen anbieten und die Uraufführungen dieser Produktionen im Forum Leverkusen spielen. In Zusammenarbeit mit den Schulräten, Schulleitern, Pädagogen und dem eigens für Kinder- und Jugendtheater in Leverkusen berufenen Verbindungslehrer zu den Schulen werden aus diesen neuen Produktionen und den bisherigen Stücken (»Ich bin der kleine Däumling«, »Mach ne Fliege«, »Die heiße Spur«) die Stücke ausgewählt, mit denen die Gruppe dann direkt in den verschiedenen Schulen in Leverkusen auftritt. Der Gruppe wird dabei Gelegenheit gegeben, ihr Konzept der Zusammenarbeit (Vor- und Nachbereitung der Stücke) mit den Schulen durchzuführen. Dabei kann sie auf ihre Erfahrungen, die auf Zusammenarbeit mit der Beratungsstelle für Schulspiel- und Jugendtheater in Stuttgart zurückreichen, insbesondere mit Workshops für Pädagogen als Vor- und Nachbereitung zu den herausgebrachten Stücken sowie mit öffentlichen Proben im Workshop-Charakter mit Schulklassen aufbauen.

Die Stadt Leverkusen hat sich zu dem Schritt, »Ömmes & Oimel« nach Leverkusen zu holen und mit ca. 35 Aufführungen pro Spielzeit für zunächst 2 Jahre zu verpflichten, vor allem deshalb entschlossen, um eine kon-

tinuierliche Heranführung der Kinder und Jugendlichen in dieser Stadt zum Theater hin zu gewährleisten.

Zusätzlich zu der Arbeit mit der Gruppe »Ömmes & Oimel«, die direkt in den Schulen spielen, werden auch weiterhin das »Grips-Theater für Kinder« aus Berlin, das »Wiedus-Theater« Rotterdam und das »Birne-Ensemble« aus Berlin zu Gastspielen in das Forum Leverkusen eingeladen.

Insgesamt erhofft man sich von diesem neuen Modell »Kinder- und Jugendtheater in Leverkusen« eine Bereicherung der Kulturszene in dieser Stadt.

Durch die Verlegung ihres Sitzes von Remlingen nach Leverkusen wird die Gruppe »Ömmes & Oimel« aber auch verstärkt Gastspielverpflichtungen im Raum Nordrhein-Westfalen nachkommen können. Die Gruppe ist in der Lage, pro Spielzeit ca. 200 und mehr Vorstellungen zu geben. Dieses Angebot von »Ömmes & Oimel« hat der süddeutsche Raum bisher trotz bester Kritiken nicht wahrgenommen, was wiederum bedeutet, dass ein großer Teil ihrer Spielkapazität bisher brachliegt. Dagegen konnte die Gruppe schon in der Spielzeit 1976/77 in zunehmenden Maße im Raum Nordrhein-Westfalen auftreten. Ihr Engagement in der Stadt Leverkusen wird der Gruppe genügend Platz lassen und verstärkt die Möglichkeit geben, in NRW aufzutreten.

* * *

Die Einzelkämpfer haben keine Chance

Einige Anmerkungen zum Trend im deutschen Kinder- und Jugendtheater

(gemeinsam mit Ömmes & Oimel-Ensemble in: Arbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendtheater, Remlingen, 1/77)

Als sich 1975 die Veranstalter der Experimenta 5 entschlossen, dieses Festival dem Kinder- und Jugendtheater zu widmen, da wurde plötzlich eine kulturelle Kraft entdeckt, über deren Vielfalt man sich nur wundern konnte. Seitdem ist es »in«, Kinder- und Jugendtheater wie auf dem Laufsteg vor dem erstaunten Publikum paradieren zu lassen und eine progressive Show abzuziehen, als Feigenblatt für die permanente Untätigkeit der Kulturmafia in Sachen Kinder- und Jugendtheater.

Garantiert werden diese Veranstaltungen, um ihre Ernsthaftigkeit zu unterstreichen, mit Referenten und Podiumsdiskutanten, die sich aus Unvermögen in Sachen Kinder- und Jugendtheater in die theoretische Ecke flüchten, die Stirn grüblerisch in Falten legen, ihre Schubladen aufziehen – hier Pädagogik, da Emanzipation – und dann die zentrale Frage stellen: Wohin geht das deutsche Kinder- und Jugendtheater?

Nachdem man dann mühsam seine Weisheiten über das GRIPS-Theater verbreitet hat, sozusagen der kleinste gemeinsame Nenner überhaupt, stellt sich erneut die Frage nach dem Trend, nach der Tendenzwende, weil man ja das, was es augenscheinlich gibt, systematisieren, katalogisieren, schematisieren muss, bis die Erleuchtung kommt. Doch diese bleibt aus. Man steht im Dunkeln und vertagt sich bis zum nächsten Festival.

Die Ratlosigkeit der Theoretiker, ihr hilfloses Orakeln über die Zukunft des Kinder- und Jugendtheaters möchten wir als Kompliment auffassen. Ist dies doch nur Ausdruck dafür, dass das Spektrum des Kinder- und Jugendtheaters soweit reicht, dass es sich nicht einfach auf eine Grundformel reduzieren, sich nicht in ein in die Zukunft reichendes Schema pressen lässt.

Man muss schon einen Blick in die Praxis werfen, um einen Eindruck davon zu bekommen, wo der Genosse Trend eigentlich steckt.

Am Schreibtisch, in der Spitzwegschen Autorenidylle sitzt er bestimmt nicht mehr. Die Theater, die bisher mit wegweisenden Neuproduktionen das Bild der Theaterlandschaft maßgeblich bestimmen, arbeiten ausnahmslos kollektiv. Ob es sich um GRIPS, Ömmes & Oimel, RAMM BAFF, Rote Grütze, Theater K usw. handelt, überall sind die erfolgreich gewesen, die kontinuierlich im Ensemble Stücke entworfen, inszeniert, mit dem Publikum getestet und weiterentwickelt haben.

Den einzelnen Autor, den autoritären Regisseur, den Star auf der Bühne wird man im fortschrittlichen Kinder- und Jugendtheater vergeblich suchen. Selbst so fulminante Autoren wie F.K. Waechter kommen nicht mit dem

fertigen Text ins Theater, sondern allenfalls mit einer Vorlage, aus der das Ensemble erst das Stück entwickelt.

Die Erkenntnis scheint sich allmählich zu verbreiten, das Kinder- und Jugendtheater nicht nur von seinem Ausdruck (was Inhalt und Form der Stücke betrifft) zu begreifen, sondern hinzuzudenken, welche Produktionsbedingungen geschaffen werden müssen, um sinnvolle Stücke überhaupt machen zu können. So bricht mancherorts ein kollektiv zusammengestelltes Kinder- und Jugendtheaterensemble in die altväterliche Hierarchie der städtischen Bühnen ein, ganz zu schweigen von kommunalen Kinder- und Jugendtheatern wie das TAT-Frankfurt, das Theater der Jugend München etc., wo man versucht, kollektiv organisierte Ensembles zusammenzustellen, um den Anschluss im Kinder- und Jugendtheater nicht ganz zu verpassen.

Die Chance für die Weiterentwicklung des Kinder- und Jugendtheaters durch langfristig zusammenarbeitende Ensembles ist nicht zu übersehen. Auf Grund der gemeinsamen Erfahrungen der Ensemblemitglieder haben sich in den verschiedenen Theatergruppen und Kollektiven optimale Möglichkeiten zur inhaltlichen und formalen theatralischen Bewältigung von Konflikten der Kinder und Jugendlichen ergeben. Plakatives Agitationstheater, nüchternes Lerntheater wird man unter den fortschrittlichen Ensembles ebenso wenig finden, wie inhaltlosen Klamauk.

Vielmehr haben sich für die einzelnen Theaterensembles (namentlich in den sog. Freien Produktionskollektiven) bestimmte inhaltliche Schwerpunkte ergeben, die für Kinder und Jugendliche relevant sind.

So behandelt RAMM BAFF vorwiegend das Thema Schule. Theater K arbeitet an dem Komplex Berufsleben. Die Rote Grütze setzt sich seit Jahren mit den Problemen von Sexualität und Zärtlichkeit auseinander. Ömmes & Oimel setzt den Akzent seiner Stücke auf Gruppenkonflikte, Fremdbestimmung und Anpassung. GRIPS greift immer wieder den Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital auf, und wie sich dieser auswirkt auf das Leben der Kinder und Jugendlichen in allen Bereichen.

Es ist klar, dass sich die kontinuierliche schwerpunktmäßige Bearbeitung bestimmter gesellschaftlicher Konflikte für das Kinder- und Jugendtheater nur positiv auswirken kann. Die Theater sind in der Lage, die Inhalte klar, differenziert, praxisbezogen und sensibel für Kinder und Jugendliche aufzuarbeiten, speziell für die Problematik bestimmter Zielgruppen Stücke zu entwickeln.

Fraglich ist, wie lange noch sich dieses emanzipatorische, vornehmlich an gesellschaftlichen bedingten Konflikten orientierte Kinder- und Jugendtheater behaupten kann. Die Kulturpolitik wird immer repressiver, wird verbürokratisiert und nach dem herrschenden Interesse ausgerichtet. Kampagnen gegen die freien Theaterensembles gehören zur Tagesordnung. Die Freien können diese Repressalien nur überleben, weil ihre Mitglieder zusammenstehen und von dem Sinn ihrer Arbeit derart überzeugt sind, dass sie bereit sind, dafür die permanente ökonomische Krise in Kauf zu nehmen. Sie drücken die gesellschaftlichen Widersprüche nicht nur in ihren Stücken aus, sie leben sie auch.

Anders bei den abhängigen Ensembles. Hier kommt kraft dirigistischer Maßnahmen ein emanzipatorisches Thema nur selten auf den Spielplan. Hier triumphiert als Kassenfüller wie eh und je Dornröschen im kulturellen Todeschlaf. Sollte tatsächlich ein Stadttheaterensemble mit produktiven Stücken sich gegen den Stil des Hauses emanzipieren, dann genügt es schon, auf dem rein formaljuristischen Wege mit einer Nichtverlängerung der Verträge dem Ensemble den Garaus zu machen. So geschah es 1971 dem Team Ömmes & Oimel, als auf Drängen der CDU-Stadtratsfraktion der Intendant des Würzburger Stadttheaters das Kinder- und Jugendtheater kurzerhand dichtmachte. Seitdem arbeitet Ömmes & Oimel als freies Theaterensemble in eigener Verantwortung. Der Prüfstein ist nicht mehr die Parteilinie eines vorgesetzten Stadtrates, sondern die Auseinandersetzung mit dem Zielpublikum.

Festzustellen wäre also: Die Zukunft dessen, was sich inhaltlich im Bereich des Kinder- und Jugendtheaters produktiv weiterentwickeln wird, liegt vornehmlich bei den langfristig zusammenarbeitenden freien Theaterensembeln. Wie bisher.

Unschwer ist auch zu erraten, wohin die Reise geht. So wie sich die gesellschaftlichen Konflikte entwickeln, so wird das emanzipatorische Kinder- und Jugendtheater darauf reagieren. Versteht es sich doch von seinem eigenen Anspruch her als theatralischer Ausdruck der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Die freien Theater haben gelernt, inhaltlich behutsam vorzugehen. Sie präsentieren den Kindern keine Utopien, keine theoretischen Lösungen. Sie arbeiten vielmehr am konkret Machbaren; an dem, was Kinder und Jugendliche machen können, um nicht ein Leben in Angst und unkritischem Angepasstsein führen zu müssen.

Frei sein heißt auch, gut sein zu müssen. Gut verstanden in dem Sinn, dass sich der Inhalt vermittelt, die adäquate theatralische Form findet.

Auf das Kinder- und Jugendtheater kommen hier ganz andere Schwierigkeiten zu, wie auf das Erwachsenentheater. Um über die Rampe zu kommen, musste sich das emanzipatorische Theater für Kinder etwas einfalten lassen. Kindergemäße Dramaturgie und Spielweise – diese Begriffe klingen zwar ganz logisch, jedoch was heißt das konkret?

Was sich Erwachsene darunter vorstellen, ist es meistens nicht. Man erlebt es immer wieder, dass die turbulente Spielweise, der unvermittelte Rollenwechsel, die abrupten Breaks zwischen realer Situation und phantastischen Spielebenen, die z.T. lächerlichen Requisiten, die erst durch das Spiel ihre Bedeutung erfahren, dass dies chaotisch anmutende Konzept auf Erwachsene verwirrend wirkt. Doch gerade dies ist es, was das emanzipatorische Kinder- und Jugendtheater von den Kindern, von ihrer Spiel- und Kommunikationsweise gelernt hat.

Das »phantastische« Bühnenbild, die Aufwendigkeit der Ausstattung, das skurrile Verhalten der Darsteller in den heißgeliebten Märchenstücken entlocken unseren Großmüttern zwar Tränen der Rührung, lassen aber darauf schließen, dass man Kinder für Idioten hält. Außer dem Staunen über theatralische Effekte nehmen die Kinder nichts mit nach Hause.

Orientiert sich jedoch das formale Konzept am Spielverhalten der Kinder, dann entdeckt man ein theatralisches Neuland. Realisierbare Phantasie und phantastische Realität, Alltagswirklichkeit und Traumvorstellungen sind für Kinder nicht sich ausschließende Gegensätze, sondern entsprechen der Innen- und Außenwelt der Kinder. Verzichtet zudem das emanzipatorische Theater auf theatralische Zaubereien, auf aufwendige Ausstattung und Kindertümelei, sondern setzt stattdessen auf die Spiel-, Ausdrucks- und Kommunikationsmöglichkeiten der Kinder (sprich: z.B. das Umfunktionieren einfacher Gebrauchsgegenstände in echtes Spielzeug, Rollenspiel als konkret angewandte Methode zur Versachlichung der Konflikte, Vertrauen auf banale Sprachhaltung etc.), dann erkennen sich die Kinder im Theater wieder und spielen es mit oder entwickeln es im Nachspiel weiter, füllen es auf mit ihrem Verständnis ihrer eigenen Realität.

Dieses formale Konzept wird von den freien Ensembles schon seit einigen Jahren praktiziert. Es taucht nicht erst als neuer Trend oder Tendenzwende auf, wie es theoretische Wahrsager gerne glauben machen möchten, nur weil dieses Konzept bei GRIPS etwas zu kurz gekommen ist.

Die Frage ist auch nicht, ob Mitspiel- oder Vorführtheater der Weisheit letzter Schluss ist. Beide Formen haben sich in der Vergangenheit als gleichwertige Möglichkeiten kindgemäßer Dramaturgie bewiesen. Die gemeinsame Tendenz im Mitspiel- und Vorführtheater liegt in der Weiterentwicklung des grundlegenden formalen Konzeptes – einer Ästhetik von Realität und phantastischem Raum, die sich am tatsächlichen Spielverhalten der Kinder orientiert.

Doch ist das Kinder- und Jugendtheater nicht bloßes Abbild des Verhaltens von Kindern. Die Ästhetik entwickelt sich zu einer theatralischen Kommunikationsmöglichkeit, die die Alltagswirklichkeit in der Weise nicht kennt aber kennzeichnet. Z.B. wird aus der bewusst kärglichen Ausstattung vieler Inszenierungen des emanzipatorischen Kinder- und Jugendtheaters eine Spannung und Kreativität freigesetzt, die ihresgleichen in anderen Medien vergeblich sucht. Theater wird so zu einem echten Freiraum der Phantasie und des Umgehens mit der Wirklichkeit; etwas was nicht nur die Kinder begeistert als Angebot für die Bewältigung ihres Alltages verstehen, sondern nicht zuletzt auch für die Theatermacher der Treibsatz für ihre künstlerische Weiterentwicklung ist.

Einzelkämpfer werden zu dieser Entwicklung schwerlich etwas beitragen können. Die Chance liegt bei den Theatern, die kontinuierlich mit dem Zielpublikum zusammenarbeiten. Da die langfristig bestehenden Produktionskollektive bei der Aufbereitung der Inhalte keine besonderen Schwierigkeiten mehr haben, da sie den unabdingbaren Zusammenhang zwischen Inhalt und Form im Spiel jeden Tag konkret erfahren, ist wohl anzunehmen, dass diese Theater auch weiterhin in ästhetischer Hinsicht den Trend im Kinder- und Jugendtheater bestimmen werden.

Von Ratlosigkeit, wohin sich das Kinder- und Jugendtheater entwickelt, ist bei diesen Ensembles keine Spur zu entdecken.

Die Veranstalter von Symposien und Diskussionen über die Zukunft des Kinder- und Jugendtheaters wären gut beraten, den Theoretikern und Schreibtischtätern ihren Platz in der Vergangenheit zuzuweisen. Die Zukunft gehört den kollektiven Ensembles. Sie arbeiten konkret daran.

* * *

Sketche

Die Fliege

(1963)

Er sitzt am Tisch und arbeitet angestrengt. Er schreckt auf. Ein Geräusch über ihm. Verfolgt mit seinen Augen das Fliegentier.

Er: ... Eine Fliege. Es ist nur eine Fliege (*vertieft sich wieder in seine Arbeit.*) Die Firma Bayer erhebt Anspruch ... (*laut*) Die Firma Bayer erhebt den Anspruch ... (*öffnet das Fenster, würdevoll*) Raus ... Ungezogen. (*setzt sich*) ... Die ... die Firma ... (*schreit*) Ruhe! ... (*schleicht hinter der Fliege her*) ... Ich habe zu tun. Ich kann dich nicht gebrauchen. (*ergebnislose Jagd*) ... man sollte ... Einspruch erheben ... (*setzt sich*) ... eine Fliege ... (*verfolgt sie mit den Augen, hält sich die Ohren zu. Lächelt.*) Armes Tier ... (*umwickelt seinen Kopf mit einem Tuch*) ... Die Firma Bayer erhebt den Anspruch, dass alle Erzeugnisse ... (*verfolgt die Fliege mit den Augen. Diese setzt sich vor ihn hin. Er schlägt zu.*) Entwischt ... (*beschattet seine Augen, dass er sie nicht sehen muss*) Also ... Firma Bayer erhebt den Anspruch (*schaut vorsichtig auf, senkt sofort wieder den Blick. Spiel wiederholt sich.*) ... (*laut*) Firma Bayer erhebt den Anspruch, dass alle Erzeugnisse ... (*senkt die Stimme*) dass alle Erzeugnisse ... (*steht auf, hinter der Fliege her. Sitzt auf dem Schrank. Holt den Stuhl.*) Dass alle Erzeugnisse dieser Firma ... (*redet ununterbrochen*) ... die Erzeugnisse dieser ... Bayernleuten eben ... Firma verlangt ... verfluchtes Biest ... Erzeugnisse der Bayerfirma sollen ... Fliegentier (*erschöpft*) ... Ich warne dich. Nütze meine Gutmütigkeit nicht aus ... (*Fliege sitzt auf dem Schreibtisch. Haut zu. Akten fliegen. Hält inne. Hört Schritte auf dem Gang. Packt nervös die Papiere zusammen. Tut als arbeite er. Seine Frau tritt ein.*)

Sie: Der Kaffee. Diesmal ist er schön stark. Habe extra viel Kaffee hineingetan ... Du siehst müde aus. Du arbeitest zu viel.

Er: Stell ihn hin ... Ich habe in der Tat noch viel zu tun ... Bitte ...

Sie: (*geht, unter der Tür*) Du solltest dir einmal eine Pause gönnen. Nicht immer nur an die Arbeit denken ... Was ist das für eine Unordnung? ... (*Der Stuhl ist umgeworfen.*) Was soll der Stuhl in dieser absonderlichen Lage?

Er: Welcher Stuhl?

Sie: Der hier. (*er verfolgt ängstlich die Fliege*) Sicher das Dienstmädchen.

Er: Das Dienstmädchen ... sicher. Keinen Sinn für Ordnung.

Sie: Sie war doch gestern da. Und heute muss es passiert sein.

Er: Ich habe zu tun.

Sie: Es kann nur heute passiert sein.

- Er: Heute? Komisch. Ich dachte ... War er nicht schon gestern in diesem Zustand? Mir kam es so vor. Außerdem muss ich jetzt arbeiten.
- Sie: *(stellt ihn wieder auf)* ... Trink deinen Kaffee, solange er warm ist. Und ...
- Er: Haben wir Insektenpulver?
- Sie: Ja ...
- Er: Du kannst mir bei Gelegenheit davon bringen...
- Sie: *(geht)* Das kannst du gleich haben.
- Er: *(beobachtet die Fliege, die sich auf seine Hand setzt. Schlägt zu. Sie entwischt)* Verfluchtes Tier ... *(trinkt Kaffee. Sieht sie nicht, wird unruhig.)* Wo sie jetzt wieder ist? ... *(sucht)* Verschwunden. Das Insektenpulver hat seine Wirkung getan. Man muss mit den Fliegen zu reden wissen. *(trinkt. Will sie mit der Hand greifen, die Entfernung ist zu groß. Schmeißt mit dem Kuchen nach ihr. Fliegt weg.)* Reiz mich nicht ... *(die Fliege sitzt auf dem Vorhang)* Diese Fliege .. *(schleicht heran, die Fliege sitzt zu hoch, nimmt einen Stuhl, greift zu, reißt den Vorhang runter)* Der Vorhang! Wenn das meine Frau sieht ...
- Sie: *(Stimme aus dem Gang)* Gottlieb. Ich hab es. In der Speisekammer war es.
- Er: Was hast du?
- Sie: Das Insektenpulver.
- Er: *(sStemmt sich gegen die Tür)* Kannst du nicht einen Moment warten. Ich bin gerade mit einem überaus wichtigen Problem beschäftigt ... *(laut)* Die Firmen ... Die Firma Bayer und die Firma ... Bayer ... Du siehst , ich bin beschäftigt.
- Sie: *(rüttelt an der Tür)* Ich will nicht, dass du übertreibst ...Was ist denn das?
- Er: Was meinst du?
- Sie: Warum geht die Tür nicht auf?
- Er: Die Tür ... *(lacht gekünstelt)* Du meinst tatsächlich die Tür? ... Du musst sie abgesperrt haben ...
- Sie: Gottlieb, du verbirgst doch nicht etwas in deinem Zimmer? Eine Person etwa ...? Du hast geredet. ... *(die Fliege setzt sich auf seinen Kopf. Er schlägt fest zu.)* Was sind das für Geräusche? Gottlieb, ich sage es dir noch im Guten, lass diese Scherze. Mach auf!
- Er: Aber ich bin doch beschäftigt. Du hörst es doch *(laut)*: Die Firmen Bayer und die Firmen aus Bayern und ...
- Sie: Bist du verrückt? ... Wir werden sehen. Ich hole den zweiten Schlüssel ... *(geht)*
- Er: Verdammtes Tier ... Wenn meine Frau die Bescherung sieht, dann ... *(macht die Tür auf)* Liebe Fliege, geh doch zu ihr. Sie ist sicher sehr nett zu dir, sie hat auch mehr Zeit als ich. Sie spielt mit dir, gibt dir zu essen ... Komm doch, sei nicht hartherzig ... *(schlägt die Tür zu)* Ich bin immer noch beschäftigt. Meine Liebe,

- wenn du mich weniger stören würdest ... Ich bin noch immer an der Arbeit ... Erheben den Anspruch ...
- Sie:* (kalt) Mach die Tür auf.
- Er:* Es geht nicht. Ich habe noch zu tun.
- Sie:* Mein letztes Wort. Mach die Tür auf, ich rufe den Irrenarzt.
- Er:* Kannst du, kannst du. Ich habe keine Angst.
- Sie:* (bestürzt) Er ist verrückt.
- Er:* (wütend) Eine andere Ausdrucksweise, bitte. Ich bin nicht einer von der Straße, ich bin schließlich wer ...
- Sie:* (versucht mit Gewalt die Tür zu öffnen) Aufmachen!
- Er:* Meine Liebe, sei doch nicht so stürmisch. Einen Augenblick noch.
- Sie:* Aufmachen. Mir reist bald die Geduld ... (tritt ein)
- Er:* (ganz freundlich) Willst du dich nicht setzen. (drängt sie auf einen Stuhl, so dass sie den Vorhang nicht sehen kann) Setz dich erst einmal hin. Verschnauf dich erst.
- Sie:* Was hast du hier versteckt? Du bist doch nicht umsonst so freundlich ... (versucht aufzustehen).
- Er:* Bleib sitzen. Der Stuhl ist schön weich, ich habe ihn schon probiert! Deinetwegen.
- Sie:* (versucht aufzustehen) Lass mich doch los, ich will aufstehen, ich will doch sehen ...
- Er:* Aber nein ... aber nein. Bleib doch sitzen, wir können uns doch in aller Ruhe unterhalten. Über was sollen wir sprechen? Über die Milchpreise, über Schweinefleisch. Wie du willst, ich erfülle dir jeden Wunsch ... (sie kämpft) jeden Wunsch, meine Liebe ...
- Sie:* Loslassen ... (beide fallen übereinander) ... Was ist geschehen ... (steht auf. Er will aus dem Zimmer. Packt ihn.) Hier bleibst du ... (sieht sich um)
- Er:* Gar nichts, gar nichts ist geschehen ... (steht auf)
- Sie:* (sieht den Vorhang) Das ist es, meine schönen Gardinen. Frisch gewaschen, frisch gespannt. Bist du verrückt geworden?
- Er:* (würdevoll) Mäßige dich. Das Unglück ist passiert. Deshalb brauchen wir nicht unsere gute Erziehung vergessen. Was ist das schon, ein Vorhang?
- Sie:* Du hast keine Ahnung, das ist nicht nur ein Vorhang. Das ist mehr ...
- Er:* Übertreib nicht.
- Sie:* Meine schönen Gardinen ... (weint los)
- Er:* (verwirrt) Da hängen wir neue auf.
- Sie:* Wer hängt sie auf? Du nicht. Du kannst nicht einmal einen Nagel in die Wand schlagen. Du willst die Gardinen aufhängen. Ein schönes Bild.
- Er:* Jeder so gut er kann. Schließlich bin ich auch nicht Vorhangaufhänger. Ich bin darüber schon hinaus.
- Sie:* Wie kam es dazu?

- Er: (verlegen) Weißt du, manchmal geht das Leben wunderbare Wege ... (sieht die Fliege auf ihren Schultern, schleicht auf sie zu)
- Sie: (ängstlich) Gottlieb, was ist dir?
- Er: (Handbewegung) Keine Angst, gleich ist alles vorbei (sie rennt davon, er hinter ihr her) Bleib stehn, ich werde sie erschlagen ...
- Sie: Erschlagen ... Hilfe. Hilfe. Er ist verrückt geworden (zur Tür hinaus)
- Er: Ein aufregender Tag ... (setzt sich hin) Die Fliege ist mit ihr hinaus, erlöst. (Blättert in seinen Papieren) Ich möchte sagen, eine Arbeitsunterbrechung ...
- Sie: (steckt den Kopf zur Tür herein) Gottlieb, ich kann es noch immer nicht glauben. Fünfzehn Jahre ist es gut gegangen. Ist dir jetzt besser?
- Er: Tritt ein ... (steht auf) Was die Ereignisse anbetrifft, die dich in eine gewisse Unruhe versetzt haben, so ist dazu folgendes zu sagen. Wir Menschen sind ... nun einmal Menschen, mit unseren Fehlern und Vorzügen.
- Sie: So hast du noch nie gesprochen.
- Er: Die Zeiten ändern sich. Wir alle sind Veränderungen ausgesetzt (schreit, da er die Fliege an der Wand sieht) ... da ... da ist sie wieder ...
- Sie: Ein Geist ... (sinkt zusammen)
- Er: (steht unschlüssig, was zu tun ist) Halte aus, gleich habe ich sie (stürzt zur Wand)
- Sie: Ein Glas Wasser.
- Er: Einen Moment ... (schleicht hinter der Fliege her) Gleich haben wir unseren Frieden wieder! (schlägt zu. Frau schreit auf.) Verzeihung. Es geschah auch zu deinem Wohl.
- Sie: (schaut ängstlich zu ihm auf) Ist dir wieder besser?
- Er: Sie ist entwischt. (verzweifelt) Weißt du, was es bedeutet, mit so einem Tier ... (Aufschrei seiner Frau)
- Sie: Ein Tier ... (klammert sich an ihm fest)
- Er: Ein Fliegentier. Ganz gewöhnlich sechs Beine, zwei Flügel ... Nichts Auffallendes. Aber trotzdem bedeutet dieses Tier für den Menschen eine große Gefahr. Sie zerstört den menschlichen Frieden. Sie ist ein geschworener Feind des Menschen. Deshalb muss sie vernichtet werden. (laut) Vernichtet.
- Sie: Eine Fliege?
- Er: Ja.
- Sie: (unbändiges Lachen) Ich verstehe. Aber siehst du die Sache nicht zu einseitig?
- Er: Du kannst nicht mitempfinden ... (erschauert beim Gedanken, was die Fliege ihm angetan hat) Ich werde dir erzählen ... Wie ich so an meinem Tisch sitze, arbeite, an nichts denke ... ich habe gearbeitet da ... (blickt wild um sich) Da ... (sieht sie) Dort sitzt sie. Siehst du sie, wie sie hierher schaut. Gefährlich ... (beide schleichen auf sie zu) Jetzt hat ihr letztes Stündchen geschlagen. (beide ihr hinterher,

- er erzählt*) Da stört sie mich bei meiner Arbeit. Ich zuerst ganz gefasst. Ganz ruhig.
- Sie:* Sie hört uns.
- Er:* Fliegen haben kein Gehör.
- Sie:* Sie haben Augen, also haben sie auch Ohren.
- Er:* Das ist nicht gesagt ... Trotzdem, wir wollen uns besser konzentrieren ... (*holen aus, sie entwischt*) Jetzt reicht es mir. Das ist eine Gefahr für den Menschen. Du siehst es selbst ... Dabei ist es mir mit der Gardine passiert. ... (*schauen sich ratlos an*)
- Sie:* Lass die Fliege. Sie setzt sich irgendwo hin und du hast deine Ruhe wieder.
- Er:* Nein. Ausgeschlossen. Glaubst du, ich könnte noch einen Gedanken fassen, solange die Fliege im Zimmer ist. Sie muss raus. Oder ich geh raus. Entweder oder.
- Sie:* Gottlieb, setzt dich erst einmal hin, beruhige dich, fasse dich.
- Er:* (*Handbewegung, tritt vor*) Fliege, die du unsere Ruhe störst ...
- Sie:* Sei nicht verrückt.
- Er:* Du hast selbst gesagt, dass sie Ohren hat. Also ... Ich mache dir ein Angebot ... Verschwinde freiwillig oder ...
- Sie:* Da ist sie (*sitzt auf der Kaffeetasse*).
- Er:* Stör sie nicht. Sie muss sich meinen Vorschlag überlegen ... Und? Bist du bereit?
- Sie:* Du bist verrückt.
- Er:* Ich weiß, wie man mit Fliegen zu reden hat (*öffnet das Fenster*). Bitte ... (*noch eine Fliege kommt rein*).
- Sie:* Noch eine Fliege.
- Er:* Das ist Verrat ... (*jeder jagt hinter einer Fliege her*). Gleich habe ich dich.
- Sie:* Mach das Fenster zu.
- Er:* (*schließt das Fenster*) Das Fenster ... (*listig*) Sonst kommen noch mehr ins Zimmer ... (*Fliege setzt sich auf seinen Kopf, seine Frau schlägt zu*). Jetzt ... (*öffnet vorsichtig die Hand*) Wieder nichts ... (*Jagd geht weiter*).

Dunkel

* * *

Faust, 3. Teil

Ein literarischer Sketch (1965)

(Auf der Bühne stehen drei Stühle)

Mephisto: Wir sahen den Faust, den, wie bekannt, Herr Goethe schrieb, mit großem Verdruß. Um dieses Stück für unsere Zeit zu retten, sahen wir uns gezwungen, einige Veränderungen vorzunehmen. So lassen wir jetzt nur drei Personen auftreten. Den Faust ... das Gretchen ... Den Mephisto spiele ich. Wir beginnen im Kerker. Der Kundige wird sich erinnern, dass diese Szene bei Herrn Goethe am Ende steht. ... Wie Sie alle sehen können, umgeben mich graue Mauern. Ein kleines vergittertes Fenster spendet trübes Licht. Verfaultes Stroh ... Hier hat schon mancher Gefangener Hand an sein Leben gelegt. Sie können beruhigt sein, heute Abend werden Ihnen keine Leichen beschert, auch keine Gefechte. Wir dachten an ein schönes Stück ... (*zu den Schauspielern*) Das Publikum ist instruiert. Bitte.

Gretchen: Geschwind! Geschwind!
Rette dein armes Kind!
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinaus,
Über den Steig,
In den Wald hinein.
Links wo die Planke steht,
Im Teich.
Rette! Rette!

Mephisto: Mädchenträume! ... (*zu Gretchen*) Frau Margarete Faust, sie sind die glückliche Mutter eines Jungen. Wie kräftig er geworden ist ... Hören sie? Das ist sein Geschrei. Von früh bis spät in die Nacht zeigt er, dass er noch am Leben ist. Sie konnten sich damals zu einer Abtreibung nicht entschließen. Gefühle, nichts als dumme Gefühle waren im Spiel. Aber hören Sie selbst.

Faust: So kann es nicht weitergehen.

Gretchen: Hab ich es denn gewollt?

Faust: Wer denn? Wir können es nicht gebrauchen. Später einmal. Später.

Gretchen: Das arme Kind.

Mephisto: Muttergefühle vor der Geburt.

Gretchen: Hättest du doch besser aufgepasst.

Faust: So! Habe ich nicht gefragt, wie viel Tage haben wir noch? Hab ich nicht gefragt, wie lange können wir uns noch das Vergnügen

leisten, ohne Furcht uns zu genießen? Ich habe jedes Mal gefragt.
Du hast dich verrechnet!

Gretchen: Oh!

Mephisto: Ein kleiner Streit der Liebenden. Nichts weiter. So manche Klippe will umschiffen sein.

Faust: (*vorne*) Ach, kann ich nie

Ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen
Und Brust an Brust und Seel und Seele drängen?

Gretchen: Ach, wenn ich nur alleine schlief!

Ich ließ dir gern heut nacht den Riegel offen.

Doch meine Mutter schläft nicht tief

Und würden wir von ihr betroffen,

Ich wär gleich auf der Stelle tot!

Faust: Du Engel, das hat keine Not.

Mephisto: Und Faust dachte an sein und an seines Liebchens Glück. Den Trank für die Mutter ...

Und er, nach streng klassischem Duktus

Wollt nur'nen ganz professionellen interruptus.

Gefühl ist alles, Wollen Schall und Rauch

Und ach, es ging ihr dennoch in den Bauch.

Gretchen: (*verzückt*) Seh ich dich, bester Mann nur an,

Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt.

Ich habe schon so viel für dich getan.

Mephisto: Das Kind wurde geboren. Es war ein Junge. Sie nannten ihn Hans. Hans Faust. Er wuchs heran. Eines Tages mussten sie seine Wiege in das Nebenzimmer stellen. Es hätte einen schlechten Einfluss auf seine zarte Jugend nehmen können.

Gretchen: (*gähnt*) So macht er es ... Zieht sich aus. Die Socken hat er in der Eile vergessen. Kommt unter die Decke ...

Mephisto: Wegen der Dunkelheit im Schlafzimmer und aus Gründen der Schicklichkeit können wir Ihnen leider nicht mehr zeigen.

Gretchen: (*Rücken zum Publikum*) Ich kann ihn riechen. Immer diese Zigaretten und das Bier ... Er kommt ins Schwitzen.

Mephisto: Das geht zu weit! ... (*zum Publikum*) Wer glaubt, seiner Moral zu viel zuzumuten, kann gehen. Wir sind ihm nicht böse. Im Gegenteil, wir freuen uns, dass es noch anständige Menschen gibt ... Keiner? Ich verstehe, alles Jünger der Kunst ... Sie werden es bereits erraten haben, wir spielen Ihnen die Geschichte vom Faust und seinen diversen Amouren. Hier sehen Sie eine seiner vielen Bekannten.

Gretchen: (*hat sich einen roten Umhang umgelegt*)

Mephisto: Faust auf Reisen. Faust in einer kleinen Nebenstraße in der Nähe des Bahnhofs. Faust mit Geld und seine geballte Faust in der Tasche.

- Gretchen:* Ich heiße Marthe. Ich kann sagen, ohne mich sonderlich zu brüsten ... dass ich das älteste Gewerbe der Welt ausübe. Erst nach uns kamen die Zöllner und Pfaffen ... (zu *Faust*) Mein Herr!
- Faust:* Wie viel?
- Gretchen:* Das übliche.
- Faust:* Und für mich?
- Gretchen:* (*tritt dicht vor ihn hin*) Weil du es bist, die Hälfte.
- Faust:* Wohin geht die Reise?
- Gretchen:* Die Treppe hoch. Erste Tür rechts.
- (*Musik*)
- Gretchen:* (*hat den Umhang abgelegt*)
Mein Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmer mehr.
Wo ich ihn nicht hab,
Ist mir das Grab.
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.
- Mephisto:* Halt! ... Sie erinnert sich gern an diese schöne Zeit. Manchmal, wenn sie allein zu Hause ist, fällt ihr plötzlich ein ...
- Faust:* Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit ihr anzutragen?
- Gretchen:* Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehen.
- Faust:* Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
- Mephisto:* So fängt es an. Und so nimmt es seinen Lauf. Zwangsläufig. Der Mensch ist nicht für die Liebe geschaffen. Er ist geschaffen, sich zu paaren und zu vermehren, sich tot zu schlagen und in die Kirche zu gehen.
- Faust:* Von der Wurst zwei Scheiben.
- Mephisto:* Sie sitzen beim Tisch und essen.
- Faust:* Nicht von der. Du weißt doch, dass ich sie nicht mag.
- Gretchen:* Von der?
- Faust:* Ja. Du hättest mehr kaufen können ... Fehlt dir was?
- Gretchen:* Nein.
- Faust:* Du bist so, wie soll ich sagen ...
- Gretchen:* Wir lieben uns nicht mehr.
- Faust:* Habe ich denn vergessen, dass ich verheiratet bin?
- Gretchen:* Ist dir das genug?
- Faust:* Stimmt es etwa nicht?
- Gretchen:* Aber wir lieben uns nicht mehr.
- Faust:* Du strapazierst die Liebe zu sehr. Die Liebe ist kein Allheilmittel. Das gibt es nicht: Liebe macht dich glücklich, Liebe erhält dich

jung, Liebe lässt dich abmagern. Wer das behauptet, hat vom wirklichen Leben keine Ahnung ... Liebe, Liebe hin, Liebe her ...

Gretchen: Heinrich!

Faust: Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehn. Was macht unser Junge?

Gretchen: Er geht in die gleiche Schule.

Faust: Macht er Fortschritte?

Gretchen: Ich glaube.

Faust: In der Schule bekommt er das Rüstzeug für's Leben. ... *(mit veränderter Stimme)* Es ist für mich die höchste Freude, vor meiner Klasse zu stehen, in die leuchtenden Augen meiner Schüler zu sehn und von den erhabenen Gütern des Geistes zu sprechen. In diesem Augenblick, ich fühl's, habe ich das ganze Abendland hinter mir ... Hans!

Mephisto: *(als Schüler)* Hier, Herr Lehrer!

Faust: Was ist ein und eins?

Mephisto: Drei, Herr Lehrer.

Faust: Falsch!

Mephisto: Vier, Herr Lehrer.

Faust: Du kommst der Sache schon näher. Also, was ist eins und eins?

Mephisto: Fünf, Herr Lehrer.

Faust: Richtig.

Mephisto: So lehrreich das sein mag, wir müssen uns doch wieder dem häuslichen Leben der beiden zuwenden. Der kleine Hans ist in unserem Stück nur eine Nebenfigur. Es wäre eine lohnende Aufgabe, das Heranwachsen und Reifen dieses Menschenkinds zu verfolgen, jedoch uns lässt das Stück keinen Raum dafür. Frau Faust, fahren Sie fort!

Gretchen: Von was willst du leben? Das Kind kommt und du hast noch immer keinen Beruf. Ich will keinen Mann, der herumstudiert, jahrelang, und doch nicht fertig wird. Ich will ... *(weint)* War es nicht dir und mir geschenkt? Dir auch?

Faust: Der Teufel hol das Kind!

Gretchen: Nein!

Faust: So war es nicht gemeint. Aber was ändert das an dieser ganzen verdammten Geschichte. Ich werde einen Beruf ergreifen, weil du es so willst.

Gretchen: Es ist des Kindes wegen.

Faust: Hab nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin

Und leider auch Theologie

Durchaus studiert, mit heißem Bemüh'n.

Da steh ich nun ich armer Tor!

Kurz gesagt, ohne Umschweif, wir haben kein Geld, das Kind kündigt sich jeden Tag deutlicher an. Wie wird das enden?

- Es möchte kein Hund so länger leben
Drum hab ich mich der Magie ergeben.
- Mephisto:* Er probierte ein Duzend Berufe durch. Bis er eines Tages heraus-
fand, ohne Magie übrigens, wie man am besten ans Geld kommt.
Und am Abend ging er mit beschwingtem Schritt nach Hause,
erwartete ihn doch dort seine geliebte Frau.
- Faust:* Zieh dich aus.
- Gretchen:* Jetzt?
- Faust:* So schnell brauchst du es auch nicht zu machen. So begreife
endlich, dass mir an deinem Hintern nichts liegt, wenn du ihn
mir gerade so entgegenstreckst.
- Gretchen:* Was?
- Faust:* Kannst du keine Gefühle in mir erwecken? Willst du unsere
Liebe töten? Du bist drauf und dran mit deinen Brüsten und
deinem Hintern, die du mir anbietest wie ein Pfund Bananen,
ein Kilo wollte ich sagen, meine Liebe schlaff und lustlos zu ma-
chen. Echte Liebe muß sich regen. Echte Liebe muß wachen und
sprießen ... (*umarmt sie*) Spürst du sie?
- Gretchen:* Nun ja.
- Faust:* Jetzt bist du an der Reihe. Los!
- Mephisto:* (*unterbricht*) Augenblick! ... (*zum Publikum*) Keine Angst, die
Szene wird zu Ende gespielt. Sie kommen alle auf Ihre Kosten.
Zuvor aber möchte ich, um die Gesamtlage ein wenig besser zu
charakterisieren, Gretchen bitten, uns einen Monolog zu spre-
chen ... (*zu Gretchen*) Wird es ein schöner Monolog werden? (*sie
nickt*) Wir können gespannt sein ... Die Situation: Faust verlässt
eben das Haus, sehen Sie sein böses Gesicht? Und strebt dem
Wirtshaus zu. Ausgreifend ist sein Schritt ... (*da Faust weggehen
will*) Bleiben sie hier! Nicht um Sie, um Gretchen geht es in die-
ser Szene ... Also. Es gab einen Streit zwischen den beiden ... (*zu
Gretchen*) Worum ging es denn diesmal wieder?
- Gretchen:* Ich weiß es nicht.
- Mephisto:* Haben Sie gehört? Sie weiß es nicht ... (*zu Faust*) Was meinen Sie?
- Faust:* Tja ...
- Gretchen:* (*fällt ein*) Gleich musst du losbrüllen.
- Faust:* Ich? Ich habe losgebrüllt? Sagst du. Ich dachte, du bist es gewe-
sen. Du!
- Gretchen:* Du.
- Faust:* (*brüllt*) Du hast gebrüllt.
- Mephisto:* Es gab also einen kleinen Streit. Faust verlässt die Wohnung.
Gretchen sitzt in der großen Wohnstube, ihr tränenverhangener
Blick fällt durch das Fenster auf eine trauernde Weise.
- Gretchen:* (*verzweifelt*) Ich möchte sterben. Lieber tot sein ...
- Mephisto:* Der Monolog.
- Gretchen:* (*zu Mephisto*) Darf ich weiter machen?

- Mephisto:* Aber bitte.
- Gretchen:* Ich möchte sterben. Gleich in der ersten Woche hätten wir sterben sollen, gleich zu Beginn unserer Bekanntschaft. Als es noch schön war.
- Mephisto:* (*flüstert*) Ein Blitzschlag.
- Gretchen:* Ein Blitz hätte uns treffen sollen auf unseren Spaziergängen. Wie oft sind wir spazieren gegangen, über Felder, über Wiesen? Wie oft?
- Mephisto:* Tod in den reißenden Fluten.
- Gretchen:* Beim Baden hätten die Wellen mich erfassen sollen. Beim Baden in der schönen warmen Sommerzeit. Du wärest nachgesprungen. Du wolltest mich retten. Aber die Wellen, die Wellen hätten uns fortgerissen, fort vom rettenden Ufer. Beide wären wir ertrunken, eng umschlungen, mein Mund auf deinem Mund.
- Faust:* (*mischt sich ein*) Und auf dem Grabstein wäre gestanden, aus weißem Marmor übrigens, in großen, leuchtenden Buchstaben ...
- Gretchen:* (*unterbricht*) Hier ruhen in ewiger Liebe vereint ... (*sie fällt Faust um den Hals*) Warum leben wir noch?
- Faust:* Was? Ich bin im Wirtshaus beim zweiten Bier.
- Gretchen:* Warum leben wir noch? Hättest du doch damals als noch Zeit war ...
- Mephisto:* Eine Umarmung etwas kräftiger ausgeführt, dann ... Ein Kuss etwas länger ausgehalten, dann ...
- Gretchen:* Warum hast du nicht damals, warum ...?
- Mephisto:* Das war der Monolog ... (*wischt sich den Schweiß von der Stirn*) Wenn man mich so fragte, warum, warum ...? Aber zurück zum Stück. Was für Pläne wurden damals geschmiedet. Sie prüften, was auf dem Konto stand. Es hätte gerade für eine Reise gelangt. Sie wollten nach dem Süden, ans blaue Meer. Sie hatten so viel vor. Tausend Jahre hätten nicht ausgereicht, so meinten sie, um alle Wünsche zu erfüllen. Tausend Jahre! ... Nun die Liebeszene. Stichwort: Echte Liebe muß sich regen ...
- Faust:* Echte Liebe muß sich regen. Echte Liebe muß wachsen und sprießen .. (*umarmt sie*) Spürst du sie?
- Gretchen:* Nun ja.
- (*Musik*)
- Gretchen:* (*wiegt sich im Rhythmus ...*)
- Mephisto:* Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
- Faust:* Du kannst das nicht schlecht.
- Mephisto:* Versuch ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Fühl ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
- Faust:* So ist recht ... (*geht auf sie zu*)
- Mephisto:* Ihr drängt euch zu ... (*Faust hat sie umarmt*) nun gut, so mögt ihr walten.

-
- Faust:* (stößt Gretchen plötzlich zurück) Nein. Nein. Nein.
Gretchen: War es nicht richtig?
Mephisto: (in Angst) Welcher Gedanke dämmert ihm herauf? Er wird doch nicht ... Er kann doch nicht ...
Faust: (geht auf Mephisto zu) Mein Herr.
Mephisto: Einen Pakt mit mir? Unmöglich. Die Geschäftsleitung hat mir ausdrücklich verboten, mit Menschen irgendwelche Pakte zu schließen.
Faust: (fällt auf die Knie) Rette mich! Ich bin am Ende. Schaff mir Abwechslung. Reiß mich aus dieser Welt. Ich scheiß auf alles.
Mephisto: (fällt ebenfalls auf die Knie) Oh, Gott, wo ist der Mensch in seinem dunklen Drang sich denn des rechten Weges wohl bewusst!

* * *

Gedanken zur Bundestagswahl 1965

- A: Nehmen wir einmal an, wir lebten nicht im Jahre 1965, sondern im Jahre 1933.
Nehmen wir einmal an, wir hätten nicht unsere gut gehende Wirtschaft, sondern würden nach der Weltwirtschaftskrise aufatmen.
- B: Nehmen wir doch mal einen Menschen von damals, einen, der gerade auf dem Weg ins Wahllokal ist. Sein Name ist Fritz Deutscher.
Heute entscheidet die deutsche Nation über ihr Schicksal. 70 Millionen, alle deutschen Männer und Frauen sind aufgerufen, von ihrem Stimmrecht Gebrauch zu machen.
- A: Es stehen zur Wahl: SPD, NSDAP, Zentrum ...
- B: Und Herr Fritz Deutscher biegt gerade um die Ecke und steht dem Wahllokal gegenüber.
- C: Was tun? Ich bin ein guter Mensch. Wer zweifelt daran?
- Alle: Keiner.
- C: Meine Partei gibt es zwar noch nicht ...
- Alle: ... aber gewählt muss werden.
- C: Darum nehme ich das kleinere Übel. Natürlich.
- A: Man wird sich erinnern: Wir schreiben das Jahr 1933!
- C: Ich wähle ...
- Alle: Na?
- C: Ich wähle die NSDAP.
- Alle: Tja!
- A: Nun nehmen wir alles zurück und schreiben das Jahr 1965. Herr Fritz Deutscher ist im Krieg gefallen. Trauergottesdienst nicht nötig! Aber hatte noch die Zeit, einen Sohn zu zeugen.
- C: Hans Deutsch (*verneigt sich*).
- B: Kennen wir bereits!
- A: Ach so!
- C: Was tun? Ich bin ein guter Mensch. Wer zweifelt daran?

* * *

Ich bin ein friedlicher Mensch

Es ist halt nur, weil ich Schwierigkeiten hab. Meine Frau, das Mistvieh, hat jetzt einen andern. Liebe auf den ersten Blick soll's angeblich gewesen sein. Mir kann sie ja viel erzählen. Sein Geld war's, was sie hat haben wollen. Jetzt will sie sich scheiden lassen, lieber heute als morgen. Aber noch hab ich auch was zu sagen. Zum Beispiel: dass ich nicht will, dass ich damit ganz und gar nicht einverstanden bin. Hätten's sehn solln, wie sie herumgetobt hat, als ich ihr das sagte. Die ganze Wohnungseinrichtung hätte sie zerschmissen, wenn ich nicht noch rechtzeitig eingeschritten wär. Selbst vor dem kostbaren Porzellan, unserem Hochzeitsgeschenk, wollte sie nicht halt machen. Hätt es glatt an die Wand geschmissen, hätt ich sie nicht daran gehindert. Ein paar Ohrfeigen wirken oft Wunder bei die Weiber. Und als sie dann anfang her-umzuwünseln, hab ich ihr einen Tritt versetzt, in ihren Allerwertesten. Musste sie ja beruhigen, die Bestie. Dann hab ich an ihr Ehrgefühl appelliert, dass sich eine Frau nicht jedem ersten Besten hingeben darf. Und dass eine Scheidung überhaupt nicht infrage kommt, jetzt nicht und in 10 Jahren nicht. Ja, glauben's, ich will auf die Rendite von ihren Häusern verzichten? Bin ich denn verrückt. Wer will sich schon freiwillig einschränken, frag ich Sie? Und alles nur, weil diese brünstige Kuh mannstoll geworden ist. Ich hab mich in den langen Jahren unserer Ehe der Arbeit derart entwöhnt, dass ich gar nicht mehr weiß, was Arbeit ist ... Wissen's, was man tun sollte? Vom aller ersten Tag an sollte man klarstellen, wer der Herr im Hause ist. Damit es später keine Missverständnisse gibt. Das Weib muss wissen, woran es ist. Nur so kann es zu einer gewissen sittlichen Größe heranreifen. Wenn's in der Beziehung lax sind: geschieht über kurz oder lang ein Unglück. Da die Weiber nicht unterscheiden können, was für sie gut ist oder schlecht, rennen's unweigerlich in ihr Unglück. Sie brauchen naturnotwendig die starke männliche Hand. 's g'schieht zu ihrem Besten. Das hab ich ihr auch gesagt. Schließlich hat sie's eingesehn, nachdem ich nachgeholfen hab mit ein paar Ohrfeigen. Dankbar war sie zuguterletzt, weil's ihren Irrtum bereuen konnte. Ich hoff, dass sie bei Verstand bleibt. Tät sie ungern noch einmal malträ-tieren. Ist nicht meine Art, die rohe Gewalt. Ich bin ein friedlicher Mensch. Nur wenn's ums Prinzipielle geht, da kenn ich nix. Da greif ich durch.

* * *

Nicht dass ich mich erinnern könnt

- Er:* Jetzt verlangen's aber geradezu Unmögliches von mir. Wie er war, wollen's wissen?
- Sie:* Das tät mich wirklich interessiern. Tun's mir den Gefallen und überlegen's einmal.
- Er:* Um diese Zeit? Wissen's eigentlich, wie spät es ist? Wir haben schon nach Mitternacht. Und da verlangen's von mir, dass ich noch groß überleg. Um diese Zeit lieg ich gewöhnlich im Bett und schlaf.
- Sie:* 's wird doch nicht so schwer sein. Ich will doch nur wissen, wie er war.
- Er:* Wie er war ...
- Sie:* Was hat er gemacht die ganze Zeit? Immerhin waren's fünf Wochen, wo Ihr zusammen ward.
- Er:* Was Besonders hat er nicht gemacht, nicht dass ich mich erinnern könnt. Nein, in dieser Hinsicht fällt mir rein gar nichts ein. Tut mir leid.
- Sie:* Über mich hat er nichts gesagt?
- Er:* Über Sie? Nein, kein Wort. Das weiß ich haargenau, über Sie hat er sich ausgeschwiegen, das können 's mir glauben.
- Sie:* So.
- Er:* Nicht ein Wort, so wahr ich vor Ihnen sitz. Über alles mögliche haben wir geredet, aber über Sie ... Nein, über Sie haben wir nicht geredet.
- Sie:* Und ich hab gedacht ...
- Er:* Was haben's gedacht?
- Sie:* Ist unwichtig.
- Er:* Recht haben's, nix ist wichtig.
- Sie:* Ich hab oft an ihn denken müssen, sehr oft sogar.
- Er:* Das war reine Zeitverschwendung. Der hat's nicht verdient, dass man an ihn denkt. So, wie der's mit den Frauen hält. Wissen's, was er gesagt hat? Eine Frau ist was, das kennt man spätestens nach drei Tagen. Dann ist der Reiz weg, dann langweilt's nur. Weil die Frauen im Endeffekt alle gleich sind.
- Sie:* Mich kennt er nicht.
- Er:* Möglich. Aber gesagt hat er's. Am Schluss hat's mich direkt gelangweilt sein Gerede über die Frauen.
- Sie:* Sie sind da anders.
- Er:* Ich bemüh mich. Nicht zu vorschnell sein mit die Urteile, das ist meine Devise. Eine Frau ist schließlich auch ein Mensch und hat demzufolge ihre Geheimnisse.
- Sie:* Geheimnisse hab ich keine.

- Er:* Das soll ich Ihnen glauben?
- Sie:* Ich lüg nicht.
- Er:* Lügen tun's nicht, das seh ich Ihnen an, aber Geheimnisse haben's trotzdem, auch das seh ich Ihnen an.
- Sie:* Wie meinen's das?
- Er:* Nur so. Weil man ja auch so seine Erfahrungen hat.
- Sie:* Sie sind viel herumgekommen, scheint mir.
- Er:* Da haben's nicht einmal so Unrecht. Als Vertreter kennt man sich aus.
- Sie:* Jetzt muss ich aber gehn.
- Er:* Schad. Es hat sich grad so gut geplaudert mit Ihnen. Aber wenn's unbedingt müssen.
- Sie:* 's ist spät.
- Er:* Oder hab ich Sie gelangweilt? Das tät mir aber leid.
- Sie:* Falls Sie ihn wiederseh'n, dann sagen's ihm ... Ach, sagen's lieber nichts.
- Er:* Wie Sie wünschen.
- Sie:* Zweck hat's ja keinen, aber vielleicht könnten's ihm sagen, dass ich auf ihn gewartet hab die ganze Zeit.
- Er:* Ich werd's ihm sagen.
- Sie:* Danke.
- Er:* Nichts zu danken. Ist doch selbstverständlich, dass ich Ihnen nichts abschlag. Aber ihn sollten's schleunigst vergessen, weil's sinnlos ist, auf so einen zu warten ... Wolln's vielleicht nicht doch noch etwas bleiben?
- Sie:* Ich weiß nicht.
- Er:* Sie gefallen mir nämlich. Nun ist es heraus, unwiderruflich.
- Sie:* Sie sind mir auch nicht unsympathisch.
- Er:* Also bleiben's noch. Oder noch besser, gehen wir zu mir. Ich wohn ja nicht weit von hier. Sind nur ein paar Schritte bis zu meiner Wohnung.
- Sie:* Nein, das möcht ich nicht.
- Er:* Aber warum denn nicht?
- Sie:* Das geht mir alles zu schnell. Bei mir braucht's eben seine Zeit, bis ich ... Wir könnten uns ja morgen treffen.
- Er:* Morgen bin ich wieder unterwegs. Also, komm schon! Na, was ist! Brauchst Dich nicht zu zier'n! Ist ja nicht das erste Mal, oder?!
- Sie:* Jetzt gehn's zu weit, Sie!
- Er:* Ich seh's Dir doch an, dass Du Lust hast! Also, auf geht's.
- Sie:* Nein, daraus wird nichts. Servus!
- Er:* Dummes Luder! Bei Ihnen weiß man ja sofort, woran man ist! Ein Blick genügt. Dazu braucht's keine drei Tag, um zu wissen, was Sie für eine sind. Dass er von Ihnen nichts gesagt hat, das versteh

ich jetzt sehr gut. Über so eine wie Sie lohnt es einfach nicht, auch nur ein einziges Wort zu verlieren.

* * *

Etwas Besonderes muss es sein

Übrigens, weil Du grad da bist ... Was hältst von der Bedienung? Gefällt Sie Dir? Mein Fall ist sie ja eigentlich nicht. Aber irgendwas hat die, findest nicht? Der breite Arsch kann's nicht sein. Das Gesicht? Für Gesichter hab ich mich noch nie sonderlich interessiert. 's gibt zuviel davon. Glaubst, ich komm dahinter, was die hat. Auf's Verrecken nicht. Und trotzdem, ich könnt mit der. Vielleicht meinst jetzt, ich bin pervers. Und wenn ich's wär? Na und. Der Normalfall war sowieso noch nie mein Fall. Wie ich Dich so einschätz, ganz normal bist garantiert auch nicht. Stört's Dich? Nein. Und warum nicht? Weil Leut wie wir mehr vom Leben hab'n. Das ist erwiesen, wissenschaftlich. Eine perverse Sau genießt eb'n ganz anders als wie so ein normaler Trottel, der von nix eine Ahnung hat. Das ist logisch. Weil Leut wie wir in jeder Beziehung eine ganz andere erotische Bandbreite hab'n. Wo der Normalverbraucher nichts mehr sieht, fangen wir erst richtig an zu sehen. Das ist der große Vorteil von die Persionen, dass sie einem ganz anders die Augen öffnen für die Scheußlichkeiten in dieser Welt. Beweis. Die Kellnerin hat das Äußere von einem Orang-Utan, was noch geschmeichelt ist, und trotzdem könnt ich mich mit ihr einlassen. So eine Schönheitskönigin kriegst alle Tag, aber so eine monströse Bestie wie die wissen nur Leut wie wir zu schätzen. Ich hab mal einen gekannt, dem waren seine Perversitäten direkt peinlich. Und was hat das Rindvieh gemacht, ist zu einem Psychiater gerannt. Geholfen hat die Prozedur rein gar nichts, aber Geld hat's gekostet. Ich sag immer, man soll der Natur nicht ins Handwerk pfuschen. Weißt was, ich versuch's mit der, obwohl die mir' total wurscht ist. Vielleicht ergibt das gerade einen bestimmten Reiz. Ich könnt mir fast denken, dass der sich einstellt spätestens am nächsten Morgen, wenn'sd ahnungslos aufwachst und neben so einer liegst.

* * *

Mit so einem Profil

Ich hab einen Charakter. Das sehn's schon an meinem Profil, so markant wie's ist. Bin mir's schuldig, allein schon wegen meinem ausgeprägten Profil, dass ich nicht zu allem und jedem Ja und Amen. sag. Man muss auch nein sagen können. Aber so ein Profil verpflichtet eben zeitlebens. Und zu Ihrem Vorschlag, den's gerade gemacht haben, sag ich nein. Obwohl er mir eigentlich einleuchtet. Aus Prinzip sag ich nein. Und da kenn ich nix, so ein Prinzip ist was Heiliges, das dürfen's nicht verletzen, niemals. Das rächt sich nämlich, wenn's dagegen verstoßen. Und dann stehn's da und wissen nicht mehr aus noch ein. Wie ich verliebt war und eigentlich heiraten wollt, hab ich nein gesagt. Weil ich, für meine Person gesprochen, prinzipiell gegen die Fleischeslust bin, auch wenn sie eine legalisierte ist. Fleischeslust bleibt Fleischeslust. Daran ändert auch Gottes Segen nichts. Das müssen's begreifen, zu dieser Einsicht müssen's kommen, und Ihr Leben hat einen Sinn. Sie müssen Ihre Moral auf einer prinzipiell höheren Stufe etablieren. In der ersten Etage möcht ich fast sagen, nicht im legalisierten Souterrain. Das ist und bleibt ein Sumpf, wo das Gesetz der Begierde herrscht. Wo ein entblößter Hintern mehr gilt als das höchste Ideal. Ich bin ein Rigorist. Und darum auch mein Profil. Es hat sich über die Jahre entwickelt, mit jedem Nein ist's markanter geworden, mit jedem Protest hat's dazu gewonnen an moralisch-sittlicher Schönheit. Betrachten's allein meine Nase. Dieser Höcker, den Sie hier sehn, ist das Ergebnis eines lebenslangen Kampfes gegen unbedeckte, sinnverwirrende Hintern oder andere fleischlichen Objekte, deren Namen ich Ihnen ersparen möcht.

* * *

Der Strick

Da müssen wir halt, ob's uns passt oder nicht. Nichts wie ran! Drücken gibt's nicht! Hat einer einen Strick dabei? Herr Gott, ohne Strick geht's nicht. Es wird doch noch ein Strick aufzutreiben sein. Ferdl, Du holst jetzt einen Strick, woher Du ihn holst, ist mir wurscht. Aber einen festen, einen strapazierfähigen! Der muss schließlich halten. Nicht dass der reißt. Das wär eine Blamage. So was können wir uns nicht leisten. Ja, jetzt macht nicht solche Gesichter. Ist ja nicht zum Aushalten mit eure Gesichter. Also, etwas freundlicher geschaut, das ist wohl das Mindeste, was ich verlangen kann. Ja, jetzt gefällt Ihr mir schon besser. Aber dass Du Dich nicht rasiert hast, Franz, das gefällt mir ganz und gar nicht. Bei dieser Gelegenheit ist man frisch rasiert, das gehört sich so. Ist ja schließlich was Besonderes, wenn wir unseren Leutnant ins Jenseits expedieren. Es rentiert sich eben nicht die Feigheit vor dem Feind. Da muss ein Exempel statuiert werden, auch wenn's unser Leutnant ist. Ein Soldat hat nicht feig zu sein ... Du bist ja schon zurück, Ferdl! Und wo ist der Strick? Das ist Sabotage, dass Du keinen hast auftreiben können. Wie sollen wir's denn machen ohne einen Strick? Hier steht's schwarz auf weiß: Leutnant Schmidt ... also unser allseits geliebter Leutnant, pardon, das ist mir nur so rausgerutscht ... Unser Leutnant soll gehängt werden, Tod durch den Strang. Das ist ein Befehl. Es soll ein entehrender Tod sein, darum der Strick. Erschießen kommt nicht infrage, dass er vielleicht noch meint, dass wir ihm eine Ehre bereiten wolln. Herr Gott, steht nicht da und glotzt so saudämlich. Ich hab ihn ja nicht verurteilt. Ich hab nur den Befehl, den Befehl auszuführen. Aber ohne Strick geht's nicht. Erschießen kommt nicht infrage. Lange warten geht auch nicht, sonst werden wir vom Feind überrollt. Ein Strick muss her! Hört Ihr, ein Strick!

* * *

Über die wahre Lebenskunst

's ist ein grüblerischer Mensch, der Franz. Hat schon immer gegrübelt, seit ich zurückdenken kann. Lachen ist eine Seltenheit bei ihm. Ich glaub, es ist der Krieg, der ihn so verändert hat. Hat eben viel durchmachen müssen, der Franz. Ändert ja nix mit seinen Grübeleien, die Welt bleibt, wie sie ist. Eine Frau würd ihm vielleicht helfen. Findet aber keine. Ist ja auch kein Wunder, so verdüstert wie der ist. Welche Frau möcht schon so einen haben. Die Weiber wolln unterhalten werden. Neulich beim Stammtisch, wie er so da saß, ganz vergrübelt hat er in sein Glas geschaut, haben's ihm einen Streich gespielt. Ich nicht, die andern warn's. Der Alois war der Anstifter, der hat sowieso einen Pick auf ihn. War ja nicht gerade fein vom Alois, aber gelacht hab ich trotzdem. Das ganze Lokal hat gelacht, so deppert hat der Franz geschaut. Möcht nicht wissen, was ihn ihm vorgegangen ist, wie er raus ist. Geregnet hat's wie aus Kannen, ist dennoch raus, so eine Wut hat er gehabt ... Muss im Krieg einen Sinneswandel durchgemacht haben. War ja nicht immer leicht, die Kriegsgräuel lächelnd zu ertragen. Hat den Krieg zu ernst genommen, das Sterben seiner Kameraden ging ihm wahrscheinlich zu nah. Ist aber üblich in einem Krieg, dass gestorben wird auf beiden Seiten. Allein das Kriegsglück entscheidet, wer überlebt. Es kann nicht ein jeder das ganz große Glück haben und gesund und munter in die Heimat zurückkehr'n. Wer nur ein bisserl Glück hat, der kommt eben als Krüppel zurück. Dem Franz ist der Krieg auf seine Seele durchgeschlagen. Das hat er nun davon, dass er ein seelenvoller Mensch ist. Kann jetzt nur noch grübeln. Ich sag ja immer, der Mensch muss vergessen können. Ich halt mich an diese meine Devise. Bin damit gut gefahr'n durch alle Wirrnisse der Zeit. Auch der Krieg konnte mir nix anhab'n. Genau betrachtet ist ja so ein Krieg wie eine Naturkatastrophe. Man muss ihn hinnehmen. Aber der Franz will das nicht begreifen. Und deshalb grübelt er halt. Schad, dass dem Franz die Einsicht fehlt, jammerschad ist das. Ein Mensch, dem die Einsicht fehlt, der ist verlor'n in unserer Welt.

* * *

Prost!

- Der Dünne:* Eine Stimmung ist das! Mir reißt's regelrecht im Gemüt, so trist stimmt mich diese Stimmung.
- Der Dicke:* Dagegen muss was unternommen werden. Diese Passivität heutzutage ist nicht mein Fall.
- Der Dünne:* Die Frage ist nur was ... ? Was wolln's denn unternehmen, Sie Aktivist.
- Der Dicke:* Ich wüsst schon was. Dazu braucht es aber Leut mit Mut. Nicht so Hosenscheißer. Prost!
- Der Dünne:* Prost!
- Der Dicke:* So ein Hosenscheißer glaubt, er sei ein moderner Mensch. Ist modern heutzutage, die Augen vor dem Verhängnis zu verschließen. Nur keine Aktivitäten nicht, heißt die Devise. Schlimme Zeiten, wo's die Scheiße schon prämiern.
- Der Dünne:* Wenn's einen richtigen Kerl suchen, dann können's auf mich zählen. Ich bin nicht so einer, der gleich in die Hosen schießt, nur weil 's modern ist.
- Der Dicke:* Gratuliere! Von Ihrer Sorte müssten wir mehr haben. Prost!
- Der Dünne:* Prost! Ich glaub, ich muss jetzt gehn.
- Der Dicke:* Hier gebliebn! Jetzt wird gesoffn! Prost!
- Der Dünne:* Prost!
- Der Dicke:* Sie werden sehn, das wächst wieder nach. Die Hosenscheißer sind eine vorübergehende Erscheinung. Scheiße hat keine Zukunft. Ich bin mir sicher, demnächst wird's wieder Helden gebn. Das Heldische hat bei uns Tradition.
- Der Dünne:* Ich glaub auch, dass die deutsche Eiche nicht aussterben wird. Trotz Umweltverschmutzung nicht ... Ich kann kaum noch stehn, so voll bin ich.
- Der Dicke:* Ich sag nur eins: Haltung!
- Der Dünne:* Jawohl.
- Der Dicke:* Betrachten's sich als Keimzelle einer neuen besseren Generation. Unsereins wird nochmals eingehn in die Geschichte als die großen Erneuerer, die's Vaterland gerettet haben vor dem Verschwinden ins mediokre Abseits. Der zerstörerischen Sturmflut muss Paroli geboten werden. Kampf auf Leben und Tod! Aber ich fürcht mich nicht.
- Der Dünne:* Ich kenn auch keine Furcht nicht. Ich bin zum Äußersten entschlossen.
- Der Dicke:* Bravo! Darauf sollten wir eins trinken. Prost!
- Der Dünne:* Prost!
- Der Dicke:* Trinken wir auf die Zukunft, dass sie leuchten möge ... ah, jetzt geht's mir gleich besser. Nur ein paar Jährchen noch, dann sieht

's hierzulande ganz anders aus. Ich sag nur eins: Der starke Mann! Und dieses fremdländische Gesocks wird zum Teufel gejagt. Ohne Pardon.

Der Dünne: Ehrensache! Der wieviele Schnaps ist das schon?

Der Dicke: Jetzt lenken's nicht ab. Wo ich Ihnen unsere Zukunft erklär. Prost!

Der Dünne: Prost!

Der Dicke: Was machen's denn, ich mein, beruflich?

Der Dünne: Raten's!

Der Dicke: Wenn ich mir Sie so anschau ... Was Höheres sind's bestimmt, bei Ihrer Bildung.

Der Dünne: Recht haben's. Ich hab studiert. Vier Semester. Musste dann leider abbrechen, umständehalber. Eine Familie will ernährt sein. Jetzt hab ich meine Zukunft hinter mir.

Der Dicke: Quatsch! Was haben's denn von einer großen Karrier, wenn's an der richtigen Einstellung fehlt? Einen Dreck!

Der Dünne: Recht haben's!

Der Dicke: Also dann: Sieg heil!

Der Dünne: Sieg heil!

* * *

Unser Alois

Das ist halt ein Narr, der Alois. Den können's bescheißen, so viel sie wolln. Der merkt nix, so blöd ist der. Neulich haben's ihm ein Grundstück ange-dreht irgendwo in der Wildnis. Als Bauland haben's ihm den Steinhaufen verkauft. Und der hat's geglaubt, dass das Bauland ist, dass er einen guten Kauf getätigt hat, der arme Narr. Aber so blöd war der schon immer, schon als kleiner Bub hat er sich bescheißen lassen von alle Leut. Ist schon ein Graus, so viel Blödigkeit. Manchmal möcht man ja helfen dem armen Hund. Da spricht dann eine Stimme in meinem Innern, hilf dem Alois, 's ist deine Menschenpflicht. Aber wenn ich dann sein blödes Gesicht seh, dann ist auch die innere Stimme weg, dann könnt ich ihm nur eine reinhaun, in seine Vi-sage. 's ist eine Schand, dass so einer frei rumlaufen darf. Den müssten's einsperrn, schon in seinem Interesse. Oder kastrieren. Wenigstens das. So einer darf sich nicht fortpflanzen. Das ist ja wie eine Gotteslästerung, wenn so einer Kinder in die Welt setzen tät. Alles lauter Narren so wie er. So einer ruiniert ja das ganze Menschengeschlecht mit seiner Nachkommenschaft. Schließlich ist der Mensch das Ebenbild Gottes. So einer tät's ruinieren auf unabsehbare Zeit. Dagegen muss was unternommen werden. Und zwar rasch. Und wenn ich zur Selbsthilfe schreiten müsst, ich tu's. Ich rasier ihm seinen Beutel zwischen die Bein ab. Soll er brüllen, dass das Dorf zusam-menläuft, ich tu's. So einer hat's nicht anders verdient, der Narr.

* * *

Wer will heutzutage noch Opfer bringen

Das dauert eben seine Zeit, so ein seelischer Umbruch will verkräftet sein. Von heut auf morgen ist man kein anderer Mensch. Zeit braucht's und vor allem Geduld. Nichts überstürzen woll'n! Warten können, irgendwann wird's so weit sein und man ist ein anderer, ein neuer, ein besserer Mensch. Aber schwierig ist's schon, so eine Seele lässt sich halt nicht mir-nichts-dir-nichts ummodelln. Da kannst eher aus einem VW einen Mercedes machen. Aber es geht! Es gibt Beweise dafür. Denk doch mal an den Hamann. Ein stinknormaler Mensch mit all seinen Vor- und Nachteilen. Was glaub'st, wie lang er gebraucht hat, um ein Mörder zu werden. Und jetzt das Allererstaunlichste. Ein gewöhnlicher Mörder war dem einfach zu minder. Ein Massenmörder wollt er werden. Und, was sag ich, er hat's geschafft kraft einer enormen seelischen Umwandlung. Das nenn ich eine Leistung! Ein normaler Mensch wird zu einem – vor dem alle, hätten Sie's bloß gewusst, was in ihm seelisch vorgegangen ist – den Hut hätten ziehen müssen. Und sein Sinn für's Praktische! Einfach phänomenal! Der hat seine lieben Opfer regelrecht verwertet. Hat aus ihnen Würst gemacht. Einen schwungvollen Handel hat er mit diesen ausgesuchten Delikatessen betrieben. Die gingen weg wie nix. Ja, es kommt eben immer auf die Zubereitung an. Und einen Geschmack hat er gehabt, der selige Hamann. Mit Fleisch konnte der umgehen, wie kaum ein anderer. Sicherlich hat er davon geträumt, so meine höchst persönliche Vermutung, das Ganze in einem ganz großen Stil aufzuziehn. Gewissermaßen eine Massenproduktion zu installieren, um zu möglichst günstigen Preisen seine Produkte loszuschlagen. Aber dazu ist es ja leider nicht gekommen. Schade, denn das hätte den schlagenden Beweis erbracht, dass ein kühner Gedanke auch finanziell von Vorteil ist. Aber das Allerschlimmste, ja, Tragische war, dass er von seiner einmaligen Leistung zu keinem reden konnte. Für sich hat er's behalten müssen, was alles so in ihm vorgegangen ist, bis er's endlich geschafft hat. Kaum vorstellbar, ja geradezu unvorstellbar, dass er sich geben musste wie der tausend- und abertausendfache Durchschnitt, den er grade in sich überwunden hatte. Ein schrecklicher Gedanke. Aber was wissen die Leut schon von einer seelischen Veränderung. Nichts! Und warum? Weil keiner bereit ist, irgendwelche Opfer zu bringen, um zur wahren menschlichen Größe heranzureifen. Klein wolln's bleiben, unbedeutend. Den Gang in die Geschichte wolln's partout nicht leisten. 's ist eben ein Geschmeiß um uns herum. Zu keiner wirklich großen Tat mehr fähig.

* * *

Gott lässt die Seinen nicht verkommen

- Ein Kleiner:* Wenn ich's mir so überleg im Nachhinein, Recht hat er gehabt. Hat dem Ganzen von Anfang nicht getraut.
- Ein Großer:* Zufall!
- Ein Kleiner:* Zufälligerweise ist er nicht so blöd gewesen wie wir.
- Ein Großer:* Ein Glück hat er gehabt. Und wir haben kein Glück gehabt. Das ist der ganze Unterschied.
- Ein Kleiner:* Eine Nase musst du hab'n. Ohne das gewisse Gespür hast kein Glück.
- Ein Großer:* Eine Nase hab ich schon, nur keine gute. Aber dafür kann ich nix. Das mit der Nase ist reine Vererbung.
- Ein Kleiner:* Neidisch könnt ich werd'n.
- Ein Großer:* Jetzt ist es zu spät.
- Ein Kleiner:* Ja, so eine Gelegenheit kommt nie wieder.
- Ein Großer:* Wer weiß! Weißt Du, was morgen ist? Du weißt es nicht, keiner weiß es.
- Ein Kleiner:* Der schon mit seiner Nase.
- Ein Großer:* Ist trotzdem nicht glücklich geworden, trotz des vielen Geldes nicht. Hat in erotischer Hinsicht eklatantes Pech gehabt. Ein Leben ohne Erotik, sag, was ist ein Leben ohne die wahre Liebe? Kannst im Geld nur so schwimmen, wenn's aber da fehlt, auf diesem Gebiet, bist nur ein halber Mensch.
- Ein Kleiner:* Erst neulich hat er sich wieder ein Haus gekauft. Geld spielt bei dem halt keine Rolle.
- Ein Großer:* Das ist die ausgleichende Gerechtigkeit. Der hat das Geld und wir haben Glück in der Liebe. Gott lässt die Seinen nicht verkommen.
- Ein Kleiner:* Geld bringt Zinsen, in der Liebe lebst vom Kapital. Und das ist sehr schnell aufgebraucht, wie man weiß.
- Ein Großer:* Du bist ein heilloser Pessimist. Und geldgierig bist dazu. Und auf Deine Mitmenschen bist neidisch.
- Ein Kleiner:* Ich hab halt nix. Und meine Frau, die kann ich mir nicht aufs Brot schmiern.
- Ein Großer:* So was darfst nicht sagen, das ist gotteslästerlich.
- Ein Kleiner:* An manchen Tagen hab ich das Gefühl, ich steh vor einem Abgrund. Wenn ich nicht so ein ausgemachter Feigling wär, ich tätt glatt springen. Dann hätt ich's hinter mir, vor allem meine Schulden.
- Ein Großer:* Warst schon immer ein ausgesprochen komischer Mensch. Und das mit dem Abgrund sind reine Hirngespinnste. Das bild'st Dir ein, weil'st ohne eine Gottesfurcht bist. Ich glaub, Du bist Materialist, der nur auf 's Geld sieht und alle höheren Werte missachtet.

- Ein Kleiner:* Ich hab Angst, dass man mich pfändet. Eines Gottesfurcht hilft da auch nicht weiter.
- Ein Großer:* Na ja, ein bisserl Geld tät ja nicht schaden.
- Ein Kleiner:* Eb'n.
- Ein Großer:* Und ein Haus, das hätt' ich auch ganz gern.
- Ein Kleiner:* Eb'n.
- Ein Großer:* Und mit der Liebe kommst geschäftlich auch nicht sonderlich weiter. Die hindert eher als dass sie nützt.
- Ein Kleiner:* Eb'n.
- Ein Großer:* Was heißt hier eb'n?
- Ein Kleiner:* Ich sag's, wie's ist.
- Ein Großer:* Das ist ein ausgemachter Blödsinn. Du redest, als hättest dein letztes bisschen Verstand versoffen.
- Ein Kleiner:* Gegen ein eigenes Haus ist doch nichts einzuwenden.
- Ein Großer:* Ich brauch kein Haus, ein eigenes schon gar nicht. Fühl mich auch so ganz wohl, sauwohl, wenn Du's genau wissen willst. Ein eigenes Haus! Als würde es darauf ankommen.

* * *

Nie hab ich was gesagt

Eigentlich wollt ich ja studier'n. Aber das ging ja nicht, weil ich nur die mittlere Reife hatte. Und damit kann man bekanntlich nicht studieren. Also hab' ich eine Lehre gemacht, eine kaufmännische. Drei Jahre musste ich mir alles gefallen lassen von meinem Herrn Lehrherrn. Schließlich wollte ich ja die Stelle nicht verlier'n. Die ganze Zeit hab ich nix gesagt, wegen der großen Arbeitslosigkeit damals. Tja, mein Lehrherr, der Helmut Lattner, der hat das natürlich ausgenutzt. Eine Scham hat der nicht gekannt. Hat an mir ständig herumgemacht. Und einmal, da muss er wohl besoffen gewesen sein, da hat er mich ganz wild geküsst. Und mit seiner rechten Hand, da ist er mir zwischen die Beine gefahr'n. Und hat ... na ja, ich durfte mich ja nicht zur Wehr setzen. Hab's mir halt gefallen gelassen, dass er mich auszog, splitternackt. Nur wie er mich auf den Schreibtisch legen wollt, da hab ich gesagt, ganz leise hab ich zu ihm gesagt: Herr Lattner, bitte, ich bin ja noch nicht mal siebzehn. Hat aber nichts genutzt. Der muss ein ganz Perverser gewesen sein. Weil ... wie ich so da lag, da hat er mich mit seinen Hosenträgern geschlagen. So einer war das. Am nächsten Tag hat er mich angebrüllt, was ich für eine Verworfenen sei und dass ich alle Welt in Versuchung führ'. Auch da hab ich nix gesagt. Und dann bin ich doch noch geflogen. Das war im Jahre 79. Von da ab ging's mit mir bergab. Es waren halt schreckliche Zeiten damals, und mit einer abgebrochenen Lehre kann man nichts anfangen. Und jetzt weiß ich nicht mehr, wie's weiter geh'n soll. Ich bin am Ende. Wenn ich nicht so viel Angst hätt', würd ich mich umbringen. Es soll ja gar nicht wehtun, sagt man, aber trotzdem hab' ich Angst. Wenn's mir vielleicht mit ein paar Mark aushelfen woll'n. Mir würd es schon helfen, wenn's mir nur ein paar Mark geben täten. Sie können mich auch haben, wie Sie wolln. Nur schlagen's bitte nicht. Davor hab ich nämlich auch Angst. Wir können zu mir geh'n oder in den Park, ganz wie Sie woll'n. Angst brauchen's nicht zu haben, ich bin garantiert nicht krank. Ich war erst heut bei einer Untersuchung. Das ist Vorschrift bei meinem derzeitigen Beruf, dass man sich aufs Gründlichste untersuchen lassen muss, alle drei Tag.

* * *

Am Strand

Da sollte man schon eine gewisse Rücksicht walten lassen. Auch Neger sind Menschen. Und eine Kultur soll'n die auch haben. Aber da kennen diese jungen Dinger ja nichts. Braun woll'n sie werden. Und da ist ihnen jedes Mittel recht. Zieh'n sich einfach aus, dass ein jeder alles seh'n kann. Mir tu'n die Neger regelrecht leid. Die müssen hinseh'n, ob sie woll'n oder nicht. So ein Fall von Ungeniertheit ist in deren Kultur aber nicht vorgeseh'n. Ich kann mir schon denken, was die denken. Dass das eine Sauerei ist, eine europäische. Und das Schlimmste ist, dass die glauben, bei uns würde das zum guten Ton gehören, das Nacktrumliegen. Wo es doch bei uns eine Scham gibt, vor allem bei uns Frauen. Ich hätt' mir das ja nie getraut. Der Egon hätt' mir schon den Marsch geblasen, wenn ich nur den leisesten Versuch unternommen hätt' in dieser Richtung. überhaupt, das gehört sich nicht, dass eine Frau alles preisgibt. Da gibt's Grenzen, die haben eingehalten zu werden, ob's einem passt oder nicht. Aber heutzutage ist die Inflation der Werte bereits soweit fortgeschritten, dass es bald keine Werte mehr gibt. Es läuft eben alles auf das Chaos hinaus. Wie lang wird's noch dauern und das Chaos ist da? Ich kann nur hoffen, dass ich das nimmer erleben muss. Nein, da tät' ich lieber freiwillig aus dem Leben scheiden als da mitzumachen. Ich lass' mich nicht von einem jeden angaffen, der grad vorbeikommt. Wer weiß, zu welchen Gedanken ich den noch inspirier? Ich bin nur für meinen Egon da, für den ganz allein. Und dass ich dem noch heut' gefall, ist sicher. Da ändert auch die sogenannte Gewöhnung nichts, die bekanntlich die natürlichen Reize reizlos erscheinen lassen. Irgendwas bleibt, und wenn's nur die Gewöhnung ist. Im Grunde ist es sogar besser so, dass anstelle der Reize die Gewöhnung tritt. Denn der stärkste Reiz vergeht, dagegen ist kein Kraut gewachsen, aber die Gewöhnung bleibt und wird von Jahr zu Jahr sogar größer. Was, Egon?! Du weißt schon, was Du an mir hast. Die Falten, die dazu gekommen sind, die übersieh'st. Im Schlafzimmer ist's sowieso dunkel. Aber dass Deine Emmi neben Dir liegt, das weißt. Das genügt, was, Egon! Da kommt schon wieder so eine. Dass die sich überhaupt getraut bei der Figur. Schamloses Ding! Als Mann müsst ich mich direkt abwenden. Jetzt schaut sie her. Frech sind die auch noch. Schad', dass ich nichts zu sagen hab'. Der würd' ich vielleicht was sagen. Der gehört eine reingehaut, dann hätt' sie's begriffen. Dann wär' wieder eine Ordnung. Allein, wie die sich hinsetzt! Eine ausgemachte Sauerei ist das und keiner sagt was. Zum Glück kommt grad kein Neger vorbei.

* * *

Über das Denken und andere Nebensächlichkeiten des Lebens

Meine sehr verehrten Damen und Herren, lassen Sie mich zum Schluss noch eins sagen. Auch das Denken, so glaube ich, kann man regelrecht trainieren, so wie die Sportler ihre diversen Muskeln trainieren. Man sagt zwar, aller Anfang ist schwer, aber eben nur der Anfang. Ich hab noch nie gehört, dass auch die Phase nach dem Anfang, die dem Anfang anschließende Phase sozusagen, schwer ist. Gar nicht zu reden von der letzten Phase, dem denkerischen Endspurt. Das Ziel vor Augen mobilisiert man die letzten Reserven. Und ehe man's sich versieht, hat man's geschafft. Ich könnte mir sogar vorstellen, dass dann Beifall zu hören ist. Vielleicht nicht immer von der richtigen Seite, aber das ist ja auch egal. Allein das Gefühl applaudiert zu bekommen, muss berauschend sein. Warum hätten denn im alten Rom die Gladiatoren so verbissen gekämpft? Beifall wollten sie ernten. Ich seh's direkt vor mir. Da steht so ein importierter Sklave, den's kurzer Hand zu einem Gladiator umfunktioniert haben, in der riesigen Arena, zwar noch schnaufend, weil so ein Kampf auf Leben und Tod bekanntlich nicht so einfach zu überleben ist, und nimmt ungeachtet seiner vielen Wunden den Beifall dankend entgegen. Selbst dem Verlierer erleichtert so ein Beifall das Sterben. Brechenden Auges tut er seinen letzten Schnaufer mit dem Gefühl, es war nicht alles umsonst gewesen, was ja der Beifall beweist. Aber jetzt bin ich direkt vom Thema etwas abgeglitten. Da sieht man's wieder, wozu eine fundierte historische Bildung führen kann. Und noch ein letztes Wort. Nichts ist natürlich schwerer als einer einfachen Lebensregel zu folgen. Aber das Leben hat nun mal Regeln. Aber eine einmal erlernte Regel, meine sehr verehrten Damen und Herren, kann sich plötzlich als total falsch herausstellen, wenn man seine Lebenslage ändert. Beispiel! Ein Junggeselle wird bestimmte Regeln abstreifen müssen, wenn er geheiratet hat. Denn ein Leben zu zweit erfordert ja bekanntlich mehr Selbstbehauptungswille als ein solistisches Dasein. Es ist wie in der Oper, um ein weiteres Beispiel zu zitieren. Sing's allein, können's losplärr'n. Weil: Sie stören ja keinen. Haben's aber ein Duett zu singen, müssen's schon auf den Partner hörn, damit der musikalische Genuss nicht durch sogenannte Misstöne beeinträchtigt wird. So einfach ist das alles. Wenn's nur mehr Leute begreifen täten. Manchmal komm ich mir direkt vor wie ein Mahner in der Wüste, der vergeblich nach Kundenschaft Ausschau hält. Da hat man das komplizierte System von Regeln und Antiregeln durchschaut, will's anderen mitteilen, um ihnen die Mühe des Dahinterkommens zu erleichtern. Aber was ist? Keiner ist da, dem man's sagen kann.

Zum Schluss noch eins, meine sehr verehrten Damen und Herren. Bekanntlich leben wir in einer schnelllebigen Zeit. Fassen Sie sich kurz, wenn sie was sagen wollen. Ein gekonnter Zuruf ist mehr Wert als ein ganzer Vortrag.

Überhaupt sollten Sie ihre Rede auf Schlagworte beschränken. In dieser Beziehung hat die Werbung uns einiges voraus. Ohne Umschweife direkt zum Ziel zu gelangen, das ist die Kunst. Eine neue Wahrheit in einem scheinbar bekannten Gewand daherkommen lassen. Das ist der Trick. Bekanntes fressen die Leute leichter als das Neue. Das erschreckt. Der psychologischen Einfühlung ist auf diesem Gebiet keine Grenze gesetzt. Im Gegenteil! Hier kann überhaupt nicht genug experimentiert werden. Hier muss das Udenkbare denkbar gemacht werden. Hier können Sie noch echten Pioniergeist beweisen. Die Welt haben wir ja längst im Griff. Sie ist bis in die letzten Winkel vermessen und abgesteckt. Aber der Mensch ist eben doch noch ein relativ unbekanntes Wesen. Jetzt heißt es: Entdecken wir den Menschen. Und ist er einmal in alle Richtungen durchleuchtet, haben Sie mit ihm leichtes Spiel. Dann können Sie mit ihm machen, was sie wolln. Und er merkt gar nicht, was mit ihm geschieht. Daran arbeite ich. Meine Damen und Herren, das ist mein erklärtes Ziel. Den Menschen auszuforschen, bis ich seine geheimsten Regungen kenn'. Hab' ich dereinst das erreicht, dann kann er sich auf was gefasst machen. Dann wird er manipuliert, dass es nur so eine Freude ist. Irgendwelche Skrupel brauchen Sie nicht zu haben. Schließlich hat er's nicht anders verdient.

* * *

Die neue Wohnung

Da ham's ein Glück gehabt. Mein Gott, was für ein irrsinniges Glück ham's gehabt. So eine Wohnung! Und das in einer Großstadt nicht weit vom Zentrum entfernt. Zu meinem Mann hab ich gesagt, ich bin ja ehrlich, na, das wird wieder so eine sein, so ein Betonbunker. Die man zur Genüge kennt, diese Löcher. Aber jetzt, wo ich sie geseh'n hab', muss ich Ihnen direkt ein Kompliment aussprechen, ein ehrlich gemeintes. Vor allem das Wohnzimmer! Ja, das Wohnzimmer ist direkt enorm. Eine Größe, eine Weite, eine Bequemlichkeit, also ganz neidlos, direkt enorm. Ja, wir suchen leider noch immer. Glauben's, man findet was Gescheites, nichts, rein gar nichts. Nur Lauferei, reine Bittgänge sind das. Und dann die Preise. Da muss man's schon dick haben, um was Annehmbares anzumieten. Aber so dick haben wir's nun auch wieder nicht. Nicht dass wir jeden Pfennig umdrehen müssten, das direkt nicht, aber rechnen muss man schon heutzutage bei den Preisen ... Auch die Küch' hat mir sehr gefall'n. Einen Geschmack haben's schon, das muss Ihnen der Neid lassen. Kompliment. Ach, wenn wir endlich was finden würden, unsere Ansprüche sind ja nicht übermäßig. Ihr großes Zimmer, ich sag's noch einmal, einfach umwerfend. Und jetzt geben's eine Party nach der andern, gell? Damit Ihre Freunde auch sehen, wie schön Sie's haben. Man will ja auch zeigen, was man hat. Und so eine Wohnung, die kann man zeigen. Weil die Eindruck macht. Die Gesichter seh' ich schon vor mir, blass vor Neid. Da dürfen's nicht jedes Kompliment wörtlich nehmen. Was glauben's, wie neidisch die Leute sind, selbst die besten Freunde. Es wird einem nichts wirklich ehrlichen Herzens gegönnt. Und so eine Wohnung schon gar nicht. Weil so eine Wohnung ist ja nicht zuletzt eine Imagefrage. Da vergleicht man unwillkürlich, ob man will oder nicht. Und so ein großes Wohnzimmer, wer hat das schon? Ja, so ein Glück wie Sie, das möchte ich auch einmal haben ... Was, keine Maklergebühren haben Sie zahlen müssen?! Ja, gibt 's denn so was! Das nenn' ich aber Schwein. Donnerwetter! Ich bin zum Glück nicht neidisch, sonst tät ich direkt neidisch werden. Aber ich gönn' sie Ihnen wirklich, von ganzem Herzen. Auch freu' ich mich für Sie. Ich kann gar nicht sagen wie.

* * *

Gottes Gnade ist allgegenwärtig

- Dünner:* Er soll sie geschlagen haben. Sie hat so laut gebrüllt, dass die Nachbarn aufgewacht sind. Haben alles gehört, auch sein Gebrüll, sein unflätiges.
- Dicker:* Hab ihm von Anfang an nicht getraut, diesem Menschen. Das ist ein unbeherrschter Charakter, hab ich von Anfang an gesagt. So wie der stiert mit seine Augen.
- Dünner:* Die arme Frau kann sich nicht wehren, gegen so eine rohe Gewalt ist man als Frau eben machtlos.
- Dicker:* Scheiden lassen soll sie sich. Ich tät mir das nicht gefallen lassen. Ich würd mich trennen auf der Stell.
- Dünner:* Wir Frauen sind eben schlecht dran. Den Männern fehlt's an der Achtung vor dem weiblichen Geschlecht.
- Dicker:* Mein Mann sollte es mal versuchen!
- Dünner:* Sie sind gut dran. Sie haben Ihren Mann ja regelrecht dressiert, wie man hört.
- Dicker:* Das ist verleumderisches Gerede. Wir verstehen uns, weil wir aus reiner Liebe geheiratet haben. Auch heut noch nach 10 Jahren, lieben wir uns. Wissen's, eine echte Liebe höret nimmer auf. Es haftet ihr was Göttliches an.
- Dünner:* Ja, die Liebe! Mir war Sie ja nicht vergönnt. Mein Gustl ist ja schon so früh gestorben. Und seitdem hab ich ihm die Treue gehalten. Ach, er war so gut zu mir.
- Dicker:* Jetzt heulen's nicht. Ihr'n Gustl holen's damit nicht zurück.
- Dünner:* Ich hab ihn so geliebt. Warum musste er von mir gehn, der Arme, in der Blüte seiner Jahre.
- Dicker:* 's ist eben ein Unglück mit dem Unglück. Wen erwischt's? Immer nur die Falschen.
- Dünner:* Dass ich auch nie ein Glück gehabt hab. Erst erwischt's meinen Gustl, dann krieg ich die Gicht. Und nun fangt's mit den Augen an. Irgend so eine Kapazität, bei der ich neulich war, hat mir erklärt, dass das stark zum grauen Star tendiert, diese ersten Anzeichen. Mein Gott, nur keinen Star, ganz gleich, welche Farb er hat.
- Dicker:* Das ist das Schicksal.
- Dünner:* Wie meinen's das?
- Dicker:* Das mein ich so! Selbst bei den schlimmsten Krankheiten ist das Walten der Gnade Gottes nicht zu überseh'n.
- Dicker:* Bei einer Krankheit, könnt' ich mir vorstellen, macht er auf diskrete Weise klar, dass er Sie erkoren hat, dass er Sie gewissermaßen an höheren Weißen teilnehmen lässt.
- Dünner:* Wenn das so ist.

Dicker: Glauben's mir, das ist so. Ja, gehn's denn nicht in die Kirch'? Da erfahren Sie die ganze Wahrheit an jedem Sonntag pünktlich um 11. Wenn unser verehrter Herr Pfarrer auf die Kanzel steigt und uns, seiner Herde, das Wort Gottes verkündet. Ich wiederhole: pünktlich um 11.

Dünner: Mich hat's erwischt, eine Besserung ist nicht abzusehn.

Dicker: Gottlob, ich bin gesund. Hab nie was gehabt, nichts Ernstes jedenfalls.

Dünner: Ja, Sie haben, mit Verlaub gesagt, eine sogenannte Rossnatur.

Dicker: Was bei Ihnen die Krankheit ist, das ist bei mir die Liebe. Beides Geschenke Gottes, wie Sie wissen. Man muss sie akzeptieren, ob man will oder nicht. Ich hab mich drein gefunden, hab's akzeptiert, denn die Gnade Gottes ist gnadenlos.

* * *

Unser lieber Herr Sohn

- Mutter:* So nimm schon. Es wird Dir gut tun. Brauchst was Warmes. Einen Schluck wirst wohl nehmen können.
- Vater:* Was gibst Dich eigentlich mit dem ab?
- Mutter:* Er braucht eine Stärkung.
- Vater:* Weißt', was der braucht? Eins über den Schädel, dass er endlich zu Verstand kommt.
- Mutter:* Red' nicht so brutal. Verschreckst ihn ja ganz. Franz, jetzt zier' Dich nicht. Trink!
- Vater:* Dem ist nicht zu helfen, so verstockt wie der ist.
- Mutter:* Franz, wenn Du jetzt nicht gleich trinkst!
- Vater:* Was hab ich gesagt? Eine verstockte Natur ist unser Herr Sohn. Mit Liebe erreichst Du gar nichts. Eine anständige Tracht Prügel, die würde helfen. So verbiestert, wie der schon schaut.
- Mutter:* Franz, willst', dass ich traurig werd'?
- Vater:* Siehst doch, dass dem nicht zu helfen ist. Soll er doch verrecken, der Verrecker. Eine Liebe hat der nie gekannt.
- Mutter:* Franz, sag was. Geht's Dir schlecht? Uns kannst es ja sagen, wenn Du Kummer hast.
- Vater:* Was hab ich gesagt! Dem ist nicht zu helfen. Bei so einer Person ist jedes Wort umsonst. Verschwendest nur Deine Zeit, wenn's dem gut zureden willst.
- Mutter:* So stur kann ein Mensch gar nicht sein.
- Vater:* Der schon. Der geht seinen Weg, und wenn's ein Irrweg ist. Den müsstest direkt totschiagen, um den zu retten.
- Mutter:* Eigentlich schad', dass das so einer ist.
- Vater:* Schad'? Wieso schad'? Das ist mir wurscht, was das für einer ist. Einen Scheißdreck kümmert's mich. Glaubst, ich vergeh' vor Mitleid, nur weil dem nicht zu helfen ist. Das tangiert mich überhaupt nicht. Und Dich geht's auch nichts an. Hast mich verstanden?!
- Mutter:* Vielleicht hat er einen Grund, dass er nix sagt. Grundlos schweigen, das gibt es nicht.
- Vater:* Das gibt's schon, wie Du siehst. Was für einen Grund sollte er denn haben? Was soll denn passiert sein, dass es ihm die Sprach verschlagen hat. Was? Geht's ihm denn nicht gut, hat er denn kein gutes Elternhaus, keine liebende Mutter, keinen Vater, der sich ständig Sorgen um ihn macht? Er ist total verdorben. Und wer hat ilm verdorben, seine Freunde, die ich noch nie aussteh'n konnte. Die haben ihn aufgehetzt gegen uns, gegen seine leiblichen Eltern. Weil das jetzt die große Mode ist.
- Mutter:* Jetzt übertreib' nicht so.

- Vater:* Das ist keine Übertreibung, das ist die Wahrheit. Beweis! Er schweigt, er sagt kein Wort zu seiner eigenen Verteidigung.
- Mutter:* Das ist allerdings sehr merkwürdig.
- Vater:* Das ist die reine Bosheit. Ja, seine Freunde haben ihn versaut. Gar nichts zu reden von den ander'n Einflüssen, denen heutzutage die Jugend ausgesetzt ist. Ich sag nur eines: Das Fernseh'n, die Lehrer, überhaupt, es liegt an unserer Zeit. 's ist eben alles nicht mehr so wie früher. Jeder hat einen Einfluss, nur nicht mehr die Eltern. Das sind Zeiten, wo an der Jugend herum laboriert wird, und die Eltern stehen hilflos daneben und können nichts tun.
- Mutter:* Meine Liebe zu ihm hat er immer gespürt.
- Vater:* Red' nicht von Liebe. Red' lieber davon, dass wir so gar keinen Einfluss mehr haben, so vermanscht, wie der ist. (*Pause*) Willst jetzt endlich reden?! Mach's Maul auf und sag' was.
- Mutter:* Schrei nicht so.
- Vater:* Gleich schrei' ich nimmer, gleich kriegt er eine reingehaun, dass ihm Hören und Sehen vergeht. Meine Geduld ist zu Ende. Zum letzten Mal: Sag was! Sag was, Du Missgeburt.
- Mutter:* Nicht schlagen, bitte.
- Vater:* Misch Dich da nicht ein. Bist nämlich auch nicht viel besser als Dein lieber Herr Sohn. Das Verstockte, das hat er nämlich von Dir.
- Mutter:* Also beleidigen lass' ich mich nicht, schon gar nicht von Dir.
- Vater:* Das kenn' ich. Die Dame spielt auf einmal die feine Dame. Auf den Trick fall ich nimmer rein.
- Mutter:* Noch so ein Wort, und ich geh'.
- Vater:* Ich wein' Dir keine Träne nach. Auf unsere Ehe kann ich scheißen, jawohl, scheißen. Wenn ich Dich los bin, geh'ts mir besser.
- Mutter:* Dann bist' ein einsamer Mensch.
- Vater:* Du willst doch jetzt nicht etwa behaupten, dass das sogenannte Eheglück glücklich macht? Weißt' überhaupt, wie viel Ehekrüppel herumlaufen? Zahllos ist die Zahl. Mich hast auf Deinem Gewissen, das steht fest.
- Mutter:* Den Franz, den nehm ich mit.
- Vater:* Ja, packt Eure Sachen und verschwindet, je eher desto besser. Am besten noch heut', gleich jetzt.
- Mutter:* Was bist denn ohne mich? Eine Null, ein Nichts, ein Dreck.
- Vater:* Jetzt ist mir wohler.
- Mutter:* Ab jetzt geh'ts Dir dreckig.
- Vater:* So wohl hab ich mich schon lange nicht mehr gefühlt. Direkt sauwohl fühl' ich mich. Weil ich Dich los bin. Auf nimmer Wiedersehn, Verehrteste. Pack Dich! Deinen Sohn kriegst gratis mitgeliefert, zum Nulltarif. Ein's sag ich Dir: Wenn wir uns jemals wiedersehn sollten, dann im Massengrab. Servus!

Liebe auf den ersten Blick

- Otto: Kannst mir was leih'n? Ein paar Mark. Ich sitz' im Moment in der Klemme. Na, Du weißt schon. 's hat eben nicht alles geklappt, was ich mir vorgenommen hab. Das Geschäft läuft nicht so. Wird aber wieder besser. Das ist gewiss. Also, wieviel kannst' entbehren? Ist ja nur für eine kurze Zeit. Wieviel?
- Karl: Hab selber nix.
- Otto: Was, jetzt lügst', dass es nur so kracht. Hast' selbst gesagt, dass Du gut im Geschäft bist. Hast Du das gesagt?
- Karl: Ja. War aber nicht ganz ernst gemeint. Hab übertrieben, kennst mich ja.
- Otto: So.
- Karl: Jetzt sei nicht gleich beleidigt. Eine kleine Summe kannst' haben, allerdings nur eine kleine. Hier. (*gibt ihm Geld*) Mehr hab' ich nicht. Weißt' schon, die diversen Ausgaben, die man hat, wenn man ein geregeltes Sexualleben führen will.
- Otto: Was hast' denn diesmal für eine?
- Karl: Na ja.
- Otto: Wieder so eine Füllige?
- Karl: Eher eine Magere.
- Otto: Das wär' aber total gegen Deinen Geschmack.
- Karl: Man verändert sich eben, auch im geschmacklichen Bereich.
- Otto: Und was hat sie noch für Eigenschaften, außer dass sie eine Magere ist?
- Karl: Die üblichen eben.
- Otto: Ist sie wenigstens hübsch?
- Karl: Schlecht schaut sie nicht aus.
- Otto: Wenigstens etwas.
- Karl: Aber übertrieben schön ist sie auch wieder nicht. Eher der übliche Durchschnitt eben.
- Otto: Dann hat sie Geld.
- Karl: Erraten.
- Otto: Hab's mir doch gleich gedacht, dass eine solche gravierende geschmackliche Änderung einen triftigen Grund haben muss. Hat sie viel Geld?
- Karl: Leidlich. Eher ziemlich leidlich.
- Otto: Geschmack, Geschmack!
- Karl: Am Anfang hatte ich ja diverse Widerstände zu überwinden gehabt, weißt schon: Das Mollige liegt mir eben mehr, aber als ich dann merkte, aus dieser Liebe ist ein Geschäft zu machen, hab' ich mich überwunden. Dir wird halt nichts geschenkt.
- Otto: Also war's Liebe auf den ersten Blick.

- Karl:* Hauptsache, es lohnt sich.
- Otto:* Jetzt darfst aber nicht vorschnell den Glauben verlieren.
- Karl:* Wenn's um Geschäftliches geht, hab ich keinen Glauben, da zählen einzig und allein die Fakten.
- Otto:* Ist sie verheiratet?
- Karl:* Ja.
- Otto:* Und ihr werter Herr Gatte hat noch nix gemerkt?
- Karl:* Doch. Der ist sogar ziemlich schnell dahinter gekommen.
- Otto:* Und?
- Karl:* Bei dem gibt's kein »und«. Der ist nämlich kein gewöhnlicher Trottel, ich würde sogar sagen, er ist ungewöhnlich intelligent.
- Otto:* Das wird ja immer interessanter.
- Karl:* Er hat nämlich nix in die Ehe gebracht, außer seiner natürlichen Schönheit. Die glückliche Basis dieser ehelichen Gemeinschaft hat nämlich sie gelegt, mit ihren diversen Häusern.
- Otto:* Nein, dumm ist der nicht.
- Karl:* Darum versteh'n wir beide uns auch so gut.
- Otto:* Ach, ihr kennt euch?
- Karl:* Ja. Das hat sich ganz zwanglos ergeben. Er wollte den neuen Geschäftspartner seiner Frau kennen lernen. Wir haben uns auf den ersten Blick verstanden. Unsere Beziehung ist mittlerweile geradezu eine freundschaftliche.
- Otto:* Das muss der Neid Dir lassen. In der Liebe hast' schon immer eine gute Hand bewiesen.
- Karl:* Ja, in der Liebe soll man nie zu hohe Ansprüche haben. Ich bin, wie Du siehst, auf diesem Betätigungsfeld geradezu selbstlos.

* * *

Am Tresen

- Fritz:* Das Wetter heut macht mich noch ganz krank.
Paul: Wie soll ich das versteh'n?
Fritz: Nun verstehen's mich nicht gleich falsch.
Paul: Woll'n Sie mich beleidigen?
Fritz: Um Gottes Willen, wie kommen's denn darauf? Ich bitt' Sie, nimmer wollt' ich Sie beleidigen. Alles, nur das nicht.
Paul: Sie reden zu viel. Das ist verdächtig.
Fritz: Aber ich hab' doch gar nichts gesagt. Ich dachte, wir könnten miteinander etwas plaudern.
Paul: So, das dachten Sie.
Fritz: Ja. Nicht mehr und nicht weniger. (*Pause*) Im Moment hat sich alles gegen mich verschworn. Meine Pechsträhne will und will nicht abreißen.
Paul: Pech zu haben, ist üblich. Auch dass die sogenannte Pechsträhne nicht abreißt, ist üblich. Oder glauben's etwa, bei Ihnen wird eine Ausnahme gemacht?
Fritz: Ihnen kann ich's ja sagen. Meine Frau ist krank, schwerkrank sogar.
Paul: So schlimm wird's ja wohl nicht sein.
Fritz: Doch, es ist sogar sehr schlimm. Sie hat nämlich Krebs.
Paul: Krankheiten sind überaus normal, so wie die Gesundheit äußerst unnormal ist, weil sie so selten ist.
Fritz: Vielleicht haben's sogar Recht?
Paul: Ich sag nur meine Meinung, das ist alles.
Fritz: Sie gefallen mir.
Paul: Werden's nicht gleich ausfallend.
Fritz: So war das aber nicht gemeint.
Paul: Wie war's denn gemeint? Können's mir das vielleicht erklär'n?
Fritz: Ja, wie soll ich sagen ... Auf jeden Fall nicht so, wie Sie vielleicht meinen.
Paul: Was mein ich denn?
Fritz: Jetzt bringen's mich direkt durcheinander.
Paul: So.
Fritz: Ja. Sie haben so eine Art ... Ich mein', Sie können Fragen stell'n, dass man ... Vielleicht wollen's ein Bier?
Paul: Danke.
Fritz: Gegen ein Bier ist doch nichts einzuwenden.
Paul: Gegen ein Bier nicht.
Fritz: Also.
Paul: Aber gegen Sie. Da hab ich manches einzuwenden.
Fritz: So.

- Paul:* Sie reden zu viel.
Fritz: Wirklich?
Paul: Leut' wie Sie sind verdächtig. Da kenn' ich mich aus,
Fritz: Sind's vielleicht bei der Polizei?
Paul: Wie kommen Sie denn darauf?
Fritz: Das war nur eine Frage. Ich hab' halt gemeint ... *(Pause)* Sie wollen also kein Bier mit mir trinken?
Paul: Nein.
Fritz: Dann eben nicht. Schad. Aber was will man machen?
Paul: Da kann man nichts machen.
Fritz: Leider.
Paul: Das ist so.
Fritz: Ja, das ist leider so. *(Pause)* Das Wetter gestern war wirklich eine Zumutung.
Paul: Stimmt.
Fritz: Ach, Sie haben das auch bemerkt.
Paul: Wie soll' ich denn das schon wieder verstehn?
Fritz: Ich wollte damit lediglich sagen, dass Sie Recht haben.
Paul: Ich wüsste nicht, dass ich was Unrechtes gesagt hab.
Fritz: Das sag' ich doch.
Paul: Dann frag' ich Sie, warum Sie dauernd davon reden. Das muss doch einen Grund haben. Grundlos sagt man so was nicht. Da kenn' ich mich aus. Meine Menschenkenntnis hat mich selten getäuscht.
Fritz: Das hab' ich mir gleich gedacht.
Paul: So einer sind's also. Taxieren die Leut'. Wenn das keine Unverschämtheit ist.
Fritz: Beleidigen wollt' ich Sie nicht, das kann ich beschwör'n.
Paul: So ein Meineid ist schnell getan.
Fritz: Sie sind ein schwieriger Charakter.
Paul: Jetzt lassen's gefälligst meinen Charakter aus dem Spiel. Der geht Sie nämlich überhaupt nichts an. Haben's mich verstanden?
Fritz: Ja. *(Pause)* Ich wollt' halt nur ein wenig plaudern. Mehr nicht. Und ein Bier trinken.
Paul: Dann trinken's Ihr Bier. Aber mich lassen's in Ruh.
Fritz: Wie Sie woll'n. *(Pause)* Wenn ich Sie genervt hab', dann entschuldigen Sie. Das wollt' ich wirklich nicht.
Paul: Sie reden ja schon wieder.
Fritz: Ich wollt' mich nur entschuldigen. Das müssen's doch akzeptiern.
Paul: Ich muss gar nichts. Und Vorschriften lass' ich mir erst recht nicht machen, von Ihnen gleich gar nicht.
Fritz: Ich wollt' Ihnen doch keine Vorschriften machen.
Paul: Das hätte gerade noch gefehlt.
(Pause)
Fritz: Finden's nicht, dass das Bier eine Spur zu warm ist.

- Paul:* Nein.
- Fritz:* Ich mein' schon.
- Paul:* Das ist Geschmacksach.
- Fritz:* Da haben's Recht.
- Paul:* Ich trink's lieber etwas wärmer. Weil's so gesünder ist.
- Fritz:* Ja. Ein zu kaltes Bier ist ungesund. Aber die wenigsten Leut wissen das. Da müsst' man direkt eine Aufklärungskampagne starten. Die Gesundheit ist bekanntlich das höchste Gut. Wenn ich an meine Frau denk ...
- Paul:* Ober! Zahl'n!
- Fritz:* Wollen's schon gehn?
- Paul:* Ja.
- Fritz:* Schad. War angenehm mit Ihnen zu plaudern. Einen guten Gesprächspartner findet man nicht alle Tag. Also dann: Bis ein andermal. (*geht wortlos ab*)

* * *

Über den Bierpreis

- A: Den Bierpreis wollen's schon wieder erhöh'n.
- B: Ich bin Weintrinker.
- A: Ja, begreifens denn nicht. Das Bier wird von Tag zu Tag teurer.
- B: Was interessiert mich Ihr Bier, solange die Weinpreise konstant bleiben.
- A: Hier geht's nicht um mein Bier, das ist ein generelles Problem, was ich mein.
- B: Generell oder nicht, solange ich meinen Wein krieg, interessiert mich auch das Generelle nicht.
- A: Haben's denn kein Pflichtgefühl?
- B: Das schon, aber nicht in diesem Punkt.
- A: Ich glaub, Sie sind eine etwas sonderbare Natur.
- B: Glauben's, was Sie woll'n, aber Ihr Bierproblem ist für mich kein Problem. Weil ich mich grundsätzlich nicht in anderer Leute Sachen einmischen tu, anstandshalber nicht.
- A: Und wenn Ihr Weinpreis kippt, was dann? Dann sind Sie nämlich automatisch in der Solidargemeinschaft der Biertrinker. (Pause) Kennen Sie folgende Situation? Man trinkt und eh man sich versieht, ist man schon besoffen.
- B: Ja, man vertrinkt sich eben so schnell.
- A: Lang dauert's garantiert nicht mehr, und dann ist es so weit. Das geht heutzutage ruckzuck mit den Preisen, dass sie in die Höhe schnell'n, bei der Inflation heutzutage.
- B: Sie sind ein Pessimist. Und dafür hab ich überhaupt kein Verständnis.
- A: Sie werden's noch einmal bitter bereu'n, dass Sie so wenig Anteil nehmen an unserer Zeit.
- B: Was hab ich von Ihrer viel gepriesenen Solidargemeinschaft, wenn ich mich zeitlebens isoliert fühl. Einen Dreck hab ich davon.
- A: Ihnen fehlt die innere Einstellung. Es genügt nicht, ein Angebot zu erhalten, man muss es auch annehmen können. Und in diesem Punkt haben's Probleme.
- B: Angebote, die aus reiner Menschenfreundlichkeit an mich herangetragen werden, machen mich grundsätzlich misstrauisch. Ich trau dem Frieden nicht, wenn's auch ganz friedlich zugeh'n tut.
- A: Ich glaub, Sie haben eine relativ trostlose Kindheit erlebt.
- B: Alles ist relativ, wie es so schön heißt. Und wie's um meine Kindheit bestellt war, das ist ebenfalls mehr als relativ. Damals war's vielleicht trostlos für mich, heut dagegen hab ich eine verklärte Er-

- innerung an diese trostlose Zeit. Die Zeit heilt bekanntlich alle Wunden, auch die unheilbaren.
- A: Jetzt schweifen's aber gewaltig ab. Das Thema war und ist, wie soll man den horrenden Anstieg des Bierpreises stoppen? Eine, für mich gesprochen, überlebenswichtige Frage.
- B: Das Nichttrinken garantiert schon eher das Überleben, rein statistisch gesehen.
- A: Statistisch gesehen, bin ich eine Ausnahme. Weil ich nicht nur trink, sondern mir auch noch über das Trinken hinaus Gedanken mache, z.B. was den Bierpreis angeht.
- B: Unterschätzen Sie die Wissenschaft nicht. Auch Ihr Fall ist eingeplant, ob's Ihnen passt oder nicht. Die Wissenschaft orientiert sich bekanntlich nicht an den sogenannten menschlichen Bedürfnissen, sondern einzig und allein an dem Nutzen, den einige wenige Leut daraus ziehn. Was wissen Sie welch ein nutzbringendes Objekt Sie sind, wissenschaftlich gesehen.
- A: Fast haben's mich überzeugt, wenn's da nicht noch einen Punkt gäb, den ich für außerordentlich wesentlich erachte.
- B: Und der wäre?
- A: Dass ich nämlich weder an die Wissenschaft noch an die sogenannten menschlichen Bedürfnisse glaube. So ganz ohne Glaube ist man im Sinne des Nutzens absolut nutzlos. Für mich ist eine nutzlose Existenz, wie ich eine bin, die einzig existenzberechtigte Existenzlosigkeit. Haben's mich verstanden?
- B: Das schon. Nur ganz einfach war's gerade nicht, Ihren Gedanken zu folgen.
- A: Selbstverständlichkeiten sind immer am schwersten zu begreifen. Was selbstverständlich ist, kommt bekanntlich immer mehr aus der Mode.
- B: Und was ist nach Ihrer Meinung selbstverständlich?
- A: Z.B., dass das Leben gar nicht mehr selbstverständlich ist in unserer Zeit.
- B: Jetzt kriegen's direkt einen sogenannten geistigen Höhenflug. Erstaunlich bei Ihrer Konstitution.
- A: Sie glauben, ich bin zu dick dafür?
- B: Möglich.
- A: Glauben Sie denn im Ernst, nur Dünne können rasonieren?
- B: Mit einem anständigen Hunger im Magen rasoniert es sich bekanntlich besser.
- A: Möglich. Damit Sie mich recht verstehn, ich hab hier einen kleinen rhetorischen Umweg gewählt, um desto schneller ans Ziel zu gelangen.
- B: Also biegen Sie jetzt endlich in die rhetorische Zielgerade ein, damit sie nicht rhetorisch aus der Puste geraten.

-
- A:* Ich mein das so. Wenn man bereits Überlegungen anstellt, von höchster Stelle übrigens, wie's nach einem modernen Krieg aussehen wird auf unserem alten Planeten, d.h. nach welcher Wahrscheinlichkeit wahrscheinlich wie viele überleben können, dann ist das für mich ein Indiz dafür, dass das Selbstverständliche seine Existenzberechtigung verloren hat.
- B:* Haben's was gegen Zahlenspiele?
- A:* Das nicht. Nur dass ich in diesem Fall selbstverständlich darunter fall.

* * *

Äußerste Diskretion bitt ich mir aus

Dürfte ich Sie kurz was fragen? Eine Frage hätt ich nämlich, eine überaus wichtige. Diskretion, so hoff ich, ist ausgemacht. Also, um's kurz zu machen: Gibt's hier einen Schmollwinkel? Haben's mich nicht verstanden? Einen Schmollwinkel such ich und zwar jetzt im Augenblick. Wieso? Das ist doch gar nichts Ungewöhnliches, dass man in gewissen Zeiten und unter gewissen, um nicht zu sagen, ungewissen Umständen, einen Schmollwinkel aufsuchen möchte. Ich bin in einer solchen Situation und deshalb auch meine Frage. Die Gründe wolln's erklärt haben. Gut, ich werde sie ihnen erklären, aber äußerste Diskretion bitt ich mir aus. Auch nicht ein Sterbenswörterl, keine einzige Andeutung nicht. Da muss ich direkt aushol'n, um den komplizierten Vorgang deutlich zu machen. Sie kennen ja die Situation, da will man was Kompliziertes vereinfachen und was geschieht? Man macht's noch komplizierter. In bestimmten Situationen, in sogenannten heiklen, wenn man kämpfen sollte, unbedingt, weil das die Lösung wär, zieh ich mich zurück. Um einen zoologischen Vergleich zu gebrauchen. Geben's einer Schildkröte eins vor den Schädel, zieht das Biest seinen Kopf ein. Und so eine kopflose Kreatur denkt natürlich nicht ans Fortlaufen. Kann sie ja gar nicht, so kopflos wie sie ist. Und was geschieht? Jeder kann sie drangsalieren weil sie sich nicht wehrt. Das Einzige, was ihr hilft, ist ihr Panzer. Um jetzt wieder auf mich zurückzukommen. Erstens bin ich keine Schildkröte, das wohlgemerkt. Weil, ich hab ja keinen Panzer. Und zweitens bin ich ebenfalls keine Schildkröte nicht, weil ich ja laufen könnt, schließlich hab ich zwei Beine und schnell bin ich auch. Da liegt genau der gravierende Unterschied. Die Schildkröt muss so reagieren, weil sie nicht anders kann. Ergo: Ihre Reaktion ist als eine ausgesprochen kluge Reaktion zu bezeichnen, obwohl sie's nicht wissentlich tut, sondern nur rein instinktmäßig. Bei mir ist's eine ausgesprochen blöde Reaktion. Ich verkriech mich irgendwo hin, ohne Panzer wohlgemerkt, obwohl ich fortlaufen könnt. Aber hast dich einmal derart in dich verkrochen, bist total hilflos. Panzerlos bist hilflos, was eine ganz logische Sache ist. Eine Schildkröte kämpft mit ihren ihr zu Gebote stehenden Waffen, was gut ist, ich kämpf mit Waffen, die gar keine Waffen sind, und das ist schlecht. Kämpfen sollt ich, jawohl, kämpfen! Aber nein, gleich in den ersten besten Schmollwinkel gerannt. Jetzt wissen's alles von mir, das meiste wenigstens. Und wie sie mich so anschau'n, kann ich mir schon denken, was sie denken. Das Nämliche nämlich. Was ich mir auch immer sag, aber nur in den seltensten Fällen befolg. Vertrau auf deine eigenen Waffen, fremde gibt's nicht. Kämpfen! Seine eigenen Waffen ins Feld führn. Sein eigener Feldherr sein, auch ohne Feldherrenhügel, wenn's sein muss. So wie Napoleon in seiner besten Zeit. Nur ohne Dreispitz und ohne den verschränkten Arm, der in der Brusttasche steckt, als wollt er das Portemonnaie beschützen. Ohne diese Posen, die heutzutage sowieso nichts mehr nützen.

Auf geht's, heut will ich eine Schlacht schlagen, dass die Fetzen fliegen. Heut ist mir so richtig danach, draufzuhaun. Ohne Pardon! Jetzt hat's sich ausgeschmollt. Und noch eins: Diskretion! Nicht dass man mich für eine Schildkröte hält, alles, nur das nicht. Dann eher schon für einen Helden.

* * *

Meine Nerven

Das Schlimmste ist, dass das alles gar nicht so schlimm ist, und trotzdem reg ich mich auf. Es sind die Nerven, sagt meine Frau. Natürlich sind's die Nerven, sag ich und reg mich auf. Warum muss sie das sagen, frag ich mich? Was bezweckt sie damit, dass sie auf meine Nerven anspielt, wo sie weiß, wie nervös meine Nerven sind? Und schon beginnt es zu arbeiten, zuerst im Kopf, wo bekanntlich solche Fragen ihren Ursprung haben, dann überträgt sich der Ärger auf den ganzen Körper, besonders in der Gegend des Magens scheint er sich extrem wohlzufühlen, denn da rumort es dann am schlimmsten. Oder ich geh ein Bier trinken, in der Absicht, mich zu beruhigen. Bier beruhigt bekanntlich, besonders dann, wenn man sich total volllaufen lässt. Ich lass mich also volllaufen in der nämlichen Absicht und lass die Rechnung kommen und schon könnt ich aus der Haut fahr'n, vor Ärger. Bei meinem Großvater muss das ähnlich gewesen sein. Über jede Kleinigkeit konnte er sich aufregen. Man sagt, er sei ein Nervenbündel in Person gewesen. Doch dann gab's für alle, besonders für die, die ihn besonders gut kannten, eine Überraschung. Als sein Haus abbrannte, war er absolut ruhig, die Ruhe in Person. Kein Nervenflattern war an ihm zu beobachten, nicht einmal die Spur einer sogenannten Zornesröte. Er stand da, sah das Haus brennen und sagte kein Wort. Aber später, als er dranging, das Haus wieder aufzubauen, stellte sich auch prompt sein allseits bekannter Ärger wieder ein. Da waren die Ziegelsteine um ein paar Pfennig zu teuer, da kamen die Maurer um ein paar Minuten zu spät und schon gingen ihm die Nerven durch. Ich glaub, es muss erst etwas ganz Schlimmes passiern, erst wenn das Schlimmste eintritt, dann, so stell ich mir vor, dann werde ich ganz ruhig sein. Ich könnt mir denken, wenn jetzt ein Krieg ausbricht, nicht ein gewöhnlicher, sondern einer, der mit allen Finessen der modernen Kriegskunst geführt wird, dann würde sich bei mir die große Ruhe einstellen. Ich würde einfach dastehn und warten, wie er ausgeht. So oder so könnte er ausgehn, das ließe mich kalt. Ich glaub', für die friedlichen Zeiten fehlt mir wohl der Sinn.

* * *

Antwort auf die Anfrage eines Freundes, warum die Schrift in meinen Briefen unlesbar sei

Du musst wissen, mein lieber Freund, jedes Mal kostet mich ein Brief Papier, eine Briefmarke, eine Kanne Kaffee und Zeit. Mindestens eine Stunde. Jetzt verlangst du auch noch von mir, dass ich leserlich schreibe. Als erwartest du, ich schreibe Briefe, damit andere sie lesen können. Ein großer Irrtum. Bevor ich auf deine sonderbare Anfrage antworte, will ich dir sagen, wie ich Briefe zu lesen pflege.

Die Briefe, die ich bekomme, lese ich nicht, ich sehe mir die Briefmarken an. Rote mag ich nicht, dafür die blauen. Am liebsten betrachte ich sie gegen morgen. Es ist kurz nach zehn. Da stehe ich auf, warte, ob die Wirtin mir einen Brief durch den Türspalt schiebt, warte auch noch beim Waschen. Bin ich beim Essen, warte ich nicht mehr, weil das Essen ebenso wichtig ist wie ein Brief.

Als nächstes der Stempel. Wann wurde er abgestempelt? Das ist an einem Brief das Entscheidendste. Du kennst nicht die Siebenuhrbriefe, die Müdigkeitsbriefe, die Feierabendbriefe, die Briefe, die auf Reisen geschickt werden, wenn andere ihre kleine Reise vom Büro nach Hause machen, von zu Hause bis zum nächsten Laden um die Ecke. Die Geschichte eines Briefes endet nicht damit, dass der Schreiber das Kuvert schließt. Das ist nur das Vorspiel. Das Drama beginnt erst dann, wenn er durch den Türspalt geschoben wird, wenn er aufgemacht und gelesen wird. Oder wenn er nicht kommt. Auch das ist ein Drama. Von dem es heißt: Nicht der Brief, sondern eine Zeitung wurde irrtümlich durch den Türspalt dem Helden gereicht. Darauf verschied der Held für zwei Stunden. Das Essen blieb unberührt, Krawatte und Schuhe waren in einem liederlichen Zustand, als der Held auf die Straße trat. Alles wegen einem Brief, der nicht kam!

Jetzt erst öffne ich den Brief. Lasse das Kuvert in den Papierkorb fallen, wie ich später den Brief fallen lassen werde. Der Papierkorb ist verschwiegen, immer zuverlässig, manchmal voll, meine Wirtin sagt, der Papierkorb ist heute wieder übertoll, Herr ... Ich darauf: »Wundert Sie das in unserer Zeit?« Sie geht dann kopfschüttelnd aus dem Zimmer. Ich weiß nicht, was sie denkt. Vielleicht, dass ihr Mann in unserer Zeit gestorben ist, was sie gewundert hat, was sie heute noch wundert, wenn sie andere Männer herumlaufen sieht. So wie mich.

Oben rechts in der Ecke des Briefpapiers steht: München, den ... Holzofen, den ... Rom, den ... Darunter die Anrede wie: Lieber ... Sehr geehrter ... In Anbetracht dessen ... Nach dieser Lektüre mache ich den großen Sprung, lande unten, wo es heißt: Hochachtungsvoll ... Ihr treuer und ergebener ... Mit den besten Grüßen ... Mehr habe ich selten gelesen. Und warum das wirst du fragen? Und überlegst: Er war doch sonst immer recht vernünftig ... War ich,

bilde mir ein, ich bin es noch heute. Aber warum? Warum diese Laune? Meine Antwort ist ebenso einfach wie treffend: Ich bin nun einmal so.

Spürst du, was hinter diesem Satz steht?

Ich spüre es nicht immer. Manchmal bin ich fast daran, die Briefe doch zu lesen. Aber ich halte mich gewaltsam zurück. Ich spüre es, wenn ich über die Straße gehe, wenn ich aus meinem Fenster den Leuten zuschauen.

Ich spürte es zum ersten Mal, als ich in einer Zeitung las: Ein kleiner Junge von einem Lastkraftwagen überfahren.

Seitdem lese ich keine Zeitung mehr. Aber auch bei der Zeitung muss ich mich zurückhalten, besonders, wenn ich nichts zu tun habe. Und du weißt, dass ich nie beschäftigt bin. Oder in Gesellschaft, auch in deiner Gesellschaft, in der eines Mädchens, das ich vor einigen Wochen kennen gelernt habe.

Spürst du etwas?

Darum lese ich keine Briefe. Darum schreibe ich unleserlich, damit auch die anderen keine Briefe lesen. Niemand sollte Briefe lesen oder aus dem Fenster sehen. Das ist genau so schlecht.

Die Fenster gehören alle zugemagelt, mit dicken Brettern verschlagen. Die Zeitungen verbrannt. Alle. Ich will keine Ausnahme machen, denn wenn eine gemacht ist, lässt es sich nicht verhindern, das viele gemacht werden.

Seit einiger Zeit studiere ich die Geschichten der Heiligen, der Märtyrer. Aber auch die haben zu viele Briefe, zu oft Zeitung gelesen. Erschreckend ist es für mich, wenn es heißt: Der heilige M ... ging auf die Straße und sah den Menschen zu. Ich weiß, dass ich auf verlorenem Posten bin, dass du deine Brille wieder abnimmst und dich fragst: Was soll das?

Ich verstehe dich nur zu gut.

Noch eins: Ich bin wirklich auf verlorenem Posten, weil ich mir selbst nicht trauen kann. Dein Brief lag schon im Papierkorb, neben den anderen. Ein Freund hat ihn mir vorgelesen. Ich ließ es zu

Warum?

Gestern erhielt ich einen Brief, den las ich sofort. Ich weiß nicht, wie die Briefmarke aussah, wann er abgestempelt wurde. Nichts, nichts weiß ich ... Ich wartete auf den Brief noch beim Essen. Ich wartete, saß da, unruhig wie ein kleiner Schuljunge. Plötzlich ein Geräusch an der Tür. Ich sprang auf, es war der Brief, nicht die Zeitung, die ich immer noch nicht abbestellt habe, nahm ihn, zerfetzte den Umschlag und las gierig.

Warum?

Es war der Brief eines Mädchens. Ich kenne sie nur flüchtig. Sie hatte mir geschrieben, weil ich ihr vor meiner Abreise gesagt habe: »Du, schreib mir mal eine Karte, besser natürlich einen Brief.« Das sagte ich, ich, der ich die Welt vernageln möchte, der nicht sparen würde an Holz und Nägeln.

Und dass ich dir schreibe, leserlich schreibe!

Mir werden die Bretter und die Nägel langsam zu teuer. Ich kann sie kaum noch zahlen.

Und dennoch behaupte ich: Die Welt muss vernagelt werden.

Ganz ruhig ...

Wie der sitzt! Ganz ruhig, als könnte ihn nichts, aber auch gar nichts aus der Ruhe bringen. Sitzt da, bestellt ein Bier, schaut manchmal kurz in die Runde, macht im Grunde nichts und ist trotzdem irrsinnig präsent. Wenn der jetzt blöd angequatscht wird, so würde er aufstehen, ganz ruhig, und dem Quatschkopf eine reinhaun, ganz ruhig. Der hat was, was mich dauernd zu ihm rübersehn lässt. Irgendwas hat der. Aber was? Ich glaub, der könnte einen umbringen, ohne mit der Wimper zu zucken, oder jemand geschäftlich total ruinieren ohne die geringsten Gewissensbisse. Ich glaub, der hat nur dann Gewissensbisse, wenn er eine Sache nicht richtig zu Ende führt. Sagen wir, er schlägt einen nur halb tot, oder er ruiniert seinen Geschäftspartner nicht bis zur totalen Gänze. Das wird's sein. Der Mann hat kein Gewissen. Nur ein gewissenloser Mensch kann so da sitzen, so in völliger Ruhe, weil ihn ja kein Gewissen plagt wie unsereinen. Deswegen rutsch ich auch immer auf dem Stuhl so fürchterlich herum, wenn mich irgend so ein Rindvieh nur anschaut. Das erste, was ich mich frag, ganz automatisch, hast wieder was angestellt? Hast vielleicht das Rathaus angezündet, oder hast deiner Frau aus Versehen einen Kuss zu viel gegeben? Ich muss schon sagen, so eine ausgewachsene Gewissenlosigkeit hat äußerst viel für sich. Das Herumrutschen auf diversen Stühlen tät schlagartig aufhör'n und auch die saublöde, hirnzermarternde Fragerei, die ja bekanntlich zu nichts führt, außer dass sie Schweißausbrüche und eine belegte Stimme produziert. Eins möcht ich nur allzu gerne wissen, wie hat diese Person sich diese ruhespendende, Menschenwürde schaffende Gewissenlosigkeit antrainiert? Ohne irgendwelche genialen Tricks wird's nicht gegangen sein. So ein Gewissen ist ja bekanntlich was total Angeborenes, das sich mit den Jahren noch auswächst, sagen wir bis zum grenzenlos guten Gewissen. Diesen Naturvorgang zu beeinflussen, ihn gar zu stoppen, ja ihn ungeschehn zu machen, das ist sicherlich nicht ganz einfach, könnt ich mir vorstellen. Das tät mich schon interessiern, wie der's geschafft hat, aber fragen trau ich mich nicht. Der bräuchte mich nur anschauen, und schon bekäm ich weiche Knie. Einen intimen Kontakt mit einer solchen Person sollte man tunlichst vermeiden. Weil: Es könnte das Leben kosten.

* * *

Das wär eine Perspektive

- A: Kannst Du Dir vorstellen, eines Tages wirst Du mit der Tatsache konfrontiert, Du bist ein erfolgreicher Mensch?
- B: Ich nicht.
- A: Ich auch nicht.
- B: Also dann versteh ich Dich nicht, dass Du Dir solche Vorstellungen anzüchten willst. Außerdem, jeder Mensch ist in irgendeiner Weise erfolgreich, ob er will oder nicht. Zum Beispiel in der Liebe. Bei der Aufklärung, die in diesem Punkt heutzutage betrieben wird, weiß doch ein jeder, wie er's nicht machen soll. Also!
- A: Ich mein ja weniger die Liebe, ich mein ja im Grunde etwas total anderes. Du kannst auch ausgesprochen erfolgreich im Nichterfolg sein. Das ist der Punkt. Wie fühlt sich der totale Versager, dem auch rein gar nichts gelingt?
- B: Das nenn ich Erfolg!
- A: Ja, und solch ein Gefühl möchte ich einmal voll genießen. Es muss berauschend sein.
- B: Wie ich seh, machst Du Dir Deine eigenen Gedanken.
- A: Das Mittelmaß war mir immer schon zuwider, wie Du weißt.
- B: Mit Dir verheiratet zu sein, muss nicht gerade leicht sein.
- A: Ein denkender Mensch ist eben schwer zu ertragen. Manchmal ertrag ich mich selber nicht, so anstrengend kann ich sein.
- B: So ein genussvolles Denken muss nicht immer genussvoll sein.
- A: Ohne Opfer geht's halt nicht ab. (*Pause*) Der totale Misserfolg, das wär eine Perspektive.
- B: Dann häng Dich auf. Das wär doch der schlagende Beweis, dass Dein Leben ein einziger Misserfolg gewesen ist.
- A: Das Leben zu besiegen, noch dazu sein eigenes, das ist grandioser Erfolg. Was glaubst Du, wie viele es gibt, die dann sagen werden: Donnerwetter, der hat's geschafft! Du siehst, die Sache ist verzwickter als man meint.
- B: Das leuchtet ein. Denn eins ist sicher: Die Neider hast Du dann ganz auf Deiner Seite.
- A: Selbst so eine gestrandete Existenz wie ein Penner ist in seiner Art durchaus erfolgreich. Mit einer Flasche Rotwein hat der die besten Chancen, das ordinäre Leben zu besiegen. Du weißt, der Rotwein verschafft dem echten Trinker eine echte Perspektive.
- B: Es trennen uns Menschen eben Welten – und trotzdem ist es die gleiche Welt.
- A: Selbst die vielen Krüppel, die heutzutage unser Straßenbild interessanter gestalten, sind nicht ganz ohne Erfolg. Einerseits das mittlerweile schon obligatorische Mitleid, das ihnen erbar-

mungslos entgegenschlägt, andererseits der erbarmungsvolle Hass, der ihren Lebenswillen geradezu befördert. (*Pause*)

B: Jetzt hab ich eine Idee!

A: Erzähl!

B: Die misshandelten Kinder, die es ja geben soll, will man den Zeitungen glauben. Das ist ein gelungenes Beispiel dafür, dass es in unserer Welt sogar den totalen Misserfolg gibt.

A: Irrtum! Auch ihre Existenz hat eine Existenzberechtigung. Was glaubst Du, wie vielen hellhörigen Nachbarn durch sie das Gefühl beschert wird, sie sind gute Eltern. Denn durch sie haben sie die Gelegenheit, die richtige Dosierung ihrer diversen Erziehungsmethoden exakt zu überprüfen. Du siehst, auch unschöne Beispiele können schöne Erfolge bewirken. Das beweist, dass der Gemeinsinn einer Gemeinschaft durchaus einen Sinn ergibt.

* * *

Über die Technik

- A: Ein Wagnis war's schon, damals nach der Währungsreform. Mit nichts in der Tasche und trotzdem: Investiert musste werden! Von nichts, kommt nichts, bekanntlich. Also habe ich mir das Geld geliehen. Bei Freunden, bei Bekannten. Mark um Mark habe ich mir erbettelt. Leicht war's nicht, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Immerfort musste ich reden von den Erfolgchancen, von den Abzahlungsmöglichkeiten. Nicht immer mit Erfolg, das muss ich zugeben. Aber mit der Zeit lernt man dazu. Da weiß man, was man sagen darf und was nicht. Zu guter Letzt hab ich fast jedem ein paar Mark abgepresst, so geschickt war ich im Reden. Dann hatte ich die Summe zusammen. Das Startkapital war da und dann hab ich investiert gnadenlos. Entweder es klappt, oder es geht daneben, hab ich mir gesagt. Aber es muss klappen, das war mein einziger Gedanke. Es muss!
- B: Wenn ich Sie richtig einschätz, so hat es geklappt bei Ihrem Durchsetzungsvermögen.
- A: Heut bin ich ein gemachter Mann. Mir gehört die größte Hühnerfarm in der ganzen Gegend hier. Ein Musterbetrieb. Aber eins kann ich Ihnen sagen, es war nicht leicht.
- B: Hühner bringen Geld, das stimmt.
- A: Das hab ich auch gedacht, damals, als die Leute nichts zu fressen hatten. Aber wie Sie wissen, kam ja dann das Wirtschaftswunder. Da musste man sich schon was einfallen lassen, um mithalten zu können. Ja, wie hat man's denn früher gemacht? Da hatte man ein paar Hühner, die über die Wiesen spazierten, und schon glaubte man, das reicht. Das reichte aber nicht mehr. Diesen ganzen altmodischen Kram von den glücklichen Hühnern, die ihr Futter selber suchen, musste man vergessen.
- B: Rationalisierung.
- A: Richtig!
- B: Ein rein technisches Problem. Und wie man weiß: lösbar.
- A: Tja, heute weiß das ein jeder. Aber damals! Damals musste man sich Gedanken machen. Es war ein langer Weg vorn Hühnerhof zur Hühnerfabrik.
- B: Das war aber schon immer so. Wer die Produktion steigern wollte, musste auf die modernsten Mittel der Technik zurückgreifen.
- A: Da gebe ich Ihnen Recht. Nur die Technik für die Hühnerfarm lag damals nicht auf der Straße, die musste erst entwickelt werden, Schritt um Schritt.
- B: Ohne irgendwelche Rückschläge wird's nicht abgegangen sein.

- A: Die gab's die Menge. Trotzdem haben wir's geschafft. Wie gesagt, Schritt um Schritt. Heutzutage ist ja an der Technik der Hühnerhaltung kaum noch etwas zu verbessern.
- B: Sagen Sie das nicht. Es gibt immer noch was zu verbessern.
- A: Sie sind vom Fach?
- B: Nein. Aber was die Technik anbetrifft, da kenn ich mich aus.
- A: Dann haben Sie vielleicht was mit der Automobilindustrie zu tun? Die hat ja auch unglaublich rationalisiert.
- B: Auch nicht. Ich bin ja schon lang aus dem Geschäft, jahrzehntelang. Aber damals hatten wir die gleichen Probleme. Wie kann die Produktion unter den schwierigsten Umständen gesteigert werden.
- A: Unter den schwierigsten Umständen?
- B: Ich mein unter kriegsmäßigen Umständen.
- A: Jetzt begreife ich. Sie waren in der Rüstung beschäftigt.
- B: Nein.
- A: Jetzt werd ich direkt neugierig.
- B: Ihnen kann ich's ja sagen, weil wir grad so schön von der Technik reden.
- A: Technik ist meine Leidenschaft.
- B: Zuerst stellte sich uns das Transportproblem.
- A: Ja, die vielen Armeen, die damals transportiert werden mussten, von einem Ende der Welt zum anderen, das war sicher nicht ganz unproblematisch.
- B: Im Nachhinein gesehen, war das aber das geringste Problem. Da gab's Erfahrungswerte, auf die konnte man getrost zurückgreifen. Im Ersten Weltkrieg mussten ja auch Truppen verschoben werden.
- A: Wenn man auf was aufbauen kann, geht's natürlich leichter.
- B: Natürlich.
- A: Der letzte Krieg hat die Technik ja enorm vorangebracht. Das ist unbestreitbar.
- B: Richtig.
- A: Wir profitieren ja heute noch davon. Allein wenn ich an die Entwicklung im Flugzeugbau denk. Wozu andere Generationen Jahrhunderte brauchten, das haben wir damals in ein paar Jahren geschafft. Ein Krieg mobilisiert eben die letzten Kräfte.
- B: Ja, die letzten Kräfte! Glauben Sie ja nicht, dass wir das Problem auf die leichte Schulter genommen haben. Im Gegenteil. Unser Letztes haben wir drangegeben. Rücksichtslos haben wir probiert und probiert. Aber der Erfolg hat uns recht gegeben.
- A: Ich hab ja den Krieg kaum noch miterlebt. Aber eins weiß ich noch: Gekämpft wurde bis zum letzten Blutstropfen, heroisch!
- B: Apropos Blut! Das war ja das Problem.

- A: Wo gekämpft wird, fließt Blut. Das ist bekannt. Das können Sie ja noch heute sehen. Schlagen Sie irgendeine Illustrierte auf. Da sehen Sie die Opfer der diversen Kleinkriege, die immer mal wieder geführt werden. Blutüberströmt, blutverschmiert. Auch das Fernsehen zeigt's. Vorausgesetzt, Sie haben einen Farbfernseher.
- B: Es ging, Ihnen kann ich's ja sagen, um die Vernichtung von Menschen, von sehr vielen Menschen, von nichtmilitärischen Personen. Und das musste reibungslos geschehen. Mit einem Wort: rationell!
- A: Aha!
- B: Und ohne großes Blutvergießen. Das war für uns eine der größten Belastungen, das viele Blut. Wir suchten deshalb nach einer eleganteren Lösung, nach einer hygienischeren.
- A: Das ... Wie soll ich sagen, Vernichten von Menschen stimmt nicht immer gerade fröhlich, könnt ich mir denken.
- B: Ja. Und effizient musste es sein.
- A: Jetzt errat ich beinahe, auf was Sie anspielen. Dazu kann ich aber nur sagen: Bedauerlich, äußerst bedauerlich.
- B: Vom heutigen Standpunkt aus gesehen, vielleicht. Aber damals war's notwendig.
- A: Jede Zeit hat ihre Notwendigkeiten. Da gebe ich Ihnen recht.
- B: Also, das war uns sehr rasch klar: Mit dem bloßen Erschießen war's nicht getan. Die Belastung für uns, die menschliche, war einfach zu groß. Und effektiv war es auch nicht.
- A: In solch einer Situation muss man sich was einfallen lassen.
- B: Das haben wir, wie Sie wissen, das haben wir.
- A: Wie ich schon sagte, menschlich kann ich diese Vorgänge nicht billigen. Die Zeiten haben sich halt geändert. Aber technisch gesehen, war's schon enorm, was damals geleistet wurde.
- B: Uns schwebte ein sogenannter fabrikmäßiger Vorgang vor. Nach dem Motto: Du hast einen 8-Stunden-Tag, am Wochenende hast Du frei und die Produktion wird trotzdem gesteigert von Tag zu Tag.
- A: Verständlich. Denn ohne eine richtige Arbeitsmoral läuft eben nichts.
- B: Die Moral wurde auch automatisch besser bei uns, als wir mit Hilfe der Industrie die ganze Sache fabrikmäßig betreiben konnten. Geradezu vorbildlich wurde die Moral. Das Erlebnis des Erfolges hat uns eben beflügelt. Die Produktion musste dann aber leider eingestellt werden, wie Sie wissen.
- A: Aber das technische Wissen, das Know-how, ist ja noch vorhanden.
- B: Sicher.

Und jetzt bin ich schon dreißig

- A: Mir hat man prophezeit, ich werde einmal ein frühzeitiges Genie.
- B: Man soll auf das Geschwätz der Leute nichts geben.
- A: Das nur, weil ich Klavier gespielt hab. Aber innerlich hab ich mich immer als Geiger gefühlt.
- B: Ja, was wär der »Freischütz« ohne Geigen? Eine geigenlose Katastrophe.
- A: Und jetzt bin ich schon dreißig, Klavier spielen tu ich schon lang nimmer und mit dem Genie hat's offensichtlich auch nicht geklappt. In diesem Punkt bin ich direkt enttäuscht von mir.
- B: Wirkliche Enttäuschungen sind oft mehr wert als ein Glücksfall. Mit so einer Enttäuschung kannst Du immer rechnen. Auf die ist eben Verlass.
- A: Da hast Du eben etwas sehr Richtiges gesagt. Enttäuschungen lassen Dich reifen. Glücksfälle sind oft menschlich gesehn echte Reinfälle. Weil ein unreifer Mensch eigentlich gar kein Mensch ist. Mir hat einmal einer gesagt, wer sich bemüht, kann sogar gegen einen Strom anschwimmen.
- B: Ich bin Nichtschwimmer.
- A: Was ich Dich fragen wollte, was ist der Unterschied zwischen einem Menschen und einem Menschen?
- B: Der Unterschied. Mir sind manchmal die Unterschiede sogar lieber als die Menschen.
- A: Aber der Musik bin ich treu geblieben bis auf den heutigen Tag. *(summt einen billigen Schlager)*
- B: Ich bin ja mehr für die Operette. Die ist für mich der vollkommene Kunstgenuss schlechthin. *(summt eine Operettenmelodie)* Die Zigeuner in den Operetten sehen ja immer ganz manierlich aus.
- A: Aber nur, weil sie singen. Ein sprechender Zigeuner ist und bleibt ein Zigeuner.
- B: Du siehst, wie die Musik den Menschen erklären kann. Bis zu seiner eigenen Unkenntlichkeit.
- A: Kürzlich hab ich irgendwo etwas extrem Tiefsinniges gelesen. Das muss ich Dir direkt vortragen. Antworten sollte man sich immer vor den Fragen stellen. Das Leben hat unter allen Umständen einen Sinn, ob man ihn akzeptiert oder nicht. Wie findest Du das?
- B: Äußerst, ausgesprochen äußerst.
- A: Das hab ich mir auch gesagt. Außerdem ist es ausgesprochen volkstümlich, für jeden einsichtig.
- B: Ja, Einsichten sind für uns alle wichtig, auch wenn wir sie nicht haben.
- A: Man kommt aus dem Denken eigentlich nie so richtig heraus.

(Pause)

- B:* Ich werde aussteigen. Ich halt es hier einfach nicht länger aus.
- A:* So, Du willst aussteigen? Und wohin, wenn ich fragen darf?
- B:* Auf irgend so eine Insel. Davon gibt's ja genug.
- A:* Und wann, wenn ich fragen darf?
- B:* Irgendwann. Aber möglichst bald!
- A:* Mutig, ausgesprochen mutig.
- B:* Na ja, einiges Startkapital ist ja vorhanden. Du siehst, die Sache ist wohl durchdacht. Ich denk da vornehmlich an Mallorca. Eine wunderbare Insel. Dort fühlt man sich auf Anhieb wie zu Hause. Bei den vielen Deutschen dort. Ich möchte fast sagen, man fühlt sich dort zuhause als zuhaus. Auf Mallorca gibt's nämlich noch einen echten Zusammenhalt unter den Deutschen gegen die dort lebenden Ureinwohner.
- A:* Eine schöne Sache, der Zusammenhalt. Nur leider äußerst selten.
- B:* Eben. Wie sieht's denn hier aus? Einer gegen den Anderen, besonders gegen die vielen Ausländer hier. Man fühlt sich hier fast wie in der Fremde. Nur schlimmer! Weil die meisten Landsleute paktieren ja mittlerweile schon mit den Ausländern. Und das in Deutschland.

* * *

Die Hochzeitsreise

- Sie:* Schön ist es hier.
- Er:* Ja, ausgesprochen schön. Du siehst, selbst im Ausland kann man sich wohlfühlen.
- Sie:* Und die Hotels hier! Richtige Paläste.
- Er:* Ja, es gibt eben noch immer reiche Leut, die sich so etwas leisten können. Wir dagegen können uns leider nur unsere Hochzeitsreise leisten. Aber was sein muss, muss sein. Eine Hochzeitsreise macht man ja nur einmal im Leben. Weil das bekanntlich die schönste Zeit im Leben zweier Menschen ist, die niemals wiederkehrt. Also, genießen wir!
- Sie:* In so einem Hotel könnt ich mich direkt wohlfühlen.
- Er:* Ich auch. Nur wenn ich an die Preise denk, fühl ich mich gleich nimmer wohl.
- Sie:* So viel werden wir ja noch aufbringen können. Schließlich haben wir gespart.
- Er:* Nein, daraus wird nichts. Das schlag Dir aus dem Kopf. Bei allem Verständnis für Deine Wünsche, aber dieser Wunsch muss leider unerfüllt bleiben. Es gibt billigere Hotels, die auch einen gewissen Komfort zu bieten haben.
- Sie:* Aber eine Dusche, die hätt ich halt gern.
- Er:* Für was brauchst Du eine Dusche? Waschen kannst Dich auch so.
- Sie:* Es ist ja nur wegen der Aussicht.
- Er:* Nachts brauchst keine Aussicht, da wird geschlafen. Kannst ja tagsüber an den Strand gehn. Tagsüber ist die Aussicht gratis.
- Sie:* Ich hab halt gedacht, weil das unsere Hochzeitsreise ist.
- Er:* Plärr nicht! Natürlich ist das unsere Hochzeitsreise. Du kannst alles haben, aber so ein Hotel kommt nicht in Frage.
- Sie:* Ist ja schon gut.
- Er:* Nichts ist gut! Du bist unzufrieden, weil ich Dir was abschlagen muss. Wer hat denn die Verantwortung für's Geld? Die hab ich. Muss meine Hand schützend über unsere paar Groschen halten, damit die nicht verschleudert werden. Du wirst mir noch dankbar sein, dass ich einen klaren Verstand behalten hab. Und überhaupt ... Hochzeitsreise, was willst Du damit sagen?
- Sie:* Ich mein halt nur.
- Er:* Ich denk nicht nur an hier und heute, sondern gleichzeitig auch an unsere Zukunft. Jede Mark, die wir jetzt zuviel ausgeben, fehlt uns später. Du weißt, was wir uns alles anschaffen müssen. Mit einer gut eingerichteten Wohnung kannst Du Eindruck schinden. Mit einer Hochzeitsreise dagegen nicht. Da genügen ein paar Postkarten, dass unsere lieben Freunde vor Neid erblassen.

Sie: Ich hab halt gedacht ...

Er: So, Du denkst! Das ist ja das Allerneueste. Wer hier denkt, bin ich. Weil ich unsere Zukunft im Auge habe. Und das ist das Einzige, was in einer guten Ehe zählt. Und außerdem ist die Hochzeitsreise die Zeit, wo die Frau sich an ihren Mann zu gewöhnen hat unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Es braucht ja nicht jeder mitzukriegen, welche Erziehung ich Dir angedeihen lassen muss. Hast Du mich verstanden?

* * *

Es sollte halt nicht sein

- A: Der Hitler, der hatte wirklich was vorgehabt. Den haben's aber nicht so gelassen, wie er gern gewollt hätt.
- B: Ja, daran zerbricht so manche Karriere. Es sind halt immer nur die Neider, die den großen Knüppel zwischen die Beine schmeißen.
- A: Ideen hat der schon gehabt! Ein ganzes Volk hat er hinter sich gebracht. Du weißt selbst, wie schwer es ist, die Leute für irgend etwas Außergewöhnliches zu begeistern.
- B: Der Trick mit den sogenannten Herrenmenschen war ja ein ganz besonders gelungener Trick. Da sagt man dir eines Tages, Du bist ein Herrenmensch, obwohl du ein ausgemachter Trottel bist.
- A: Welcher Trottel möchte schon ein Trottel bleiben, dann doch lieber den Herrenmenschen spielen.
- B: Und das mit den Autobahnen war besonders genial.
- A: Der Deutsche ist eben schon immer ein begeisterter Automobilist gewesen.
- B: Obwohl damals nur die wenigsten ein Auto hatten.
- A: Aber das Volk hatte wenigstens die Autobahnen. Da hat sich ein jeder sagen können, jetzt brauchst Du nur noch ein Auto und Du bist ein gemachter Mann. Vielleicht haben die Weitsichtigen schon damals auf die Nachkriegszeit spekuliert.
- B: Dieser Hitler kannte sich eben aus. Aber wie gesagt, sein Lebenswerk hat er nicht vollenden können. Es ist eben ein Unterschied, ob Du einen Krieg gewinnst oder verlierst.
- A: Dafür hat er sich aber einen Platz in der Geschichte erkämpft. Und das hat er gewusst. Ohne im geringsten mit der Wimper zu zucken hat er diese Tatsache freudig akzeptiert.
- B: Wie viel über den schon geschrieben worden ist.
- A: Dem sollten's direkt Tantieme bezahlen. Das fänd ich nur allzu gerecht.
- B: Und ein Vegetarier soll er auch gewesen sein. Und Nichtalkoholiker.
- A: Der hat sich eben ganz anders berauscht, nicht so ordinär wie wir. Tja, der hat Rausch gehabt, davon kann unsereins nicht einmal träumen.
- B: An Ideen hat er sich total besaufen können.
- A: An seinem Weltbild! Wo er für jeden Menschen ganz exakt einen Platz vorgesehen hat. Einige wenige waren für oben vorgesehen, die krude Masse für unten. Also, an einem sozialen Sinn hat es ihm nicht gemangelt. Große Ideen erkennt man immer daran, dass sie ganz einfach sind. Das Volk will eben einen Glauben haben.

- B:* Apropos Glauben, die Kirche hat's ja auch zu was gebracht. Eine Firma, die ca. 2000 Jahre existiert, die muss schon was taugen. Kannst Du Dir vorstellen, dass die Kirche Konkurs anmelden muss? Ich nicht.
- A:* Das sind halt alles gescheite Köpfe, die wo den Glauben unters Volk bringen.
- B:* Der Hitler wollte ja nur das tausendjährige Reich. Der war halt nicht nur genial, sondern auch bescheiden.
- A:* Und Nichtraucher, vergiss das nicht.
- B:* Ein Vorbild eben in jeder Beziehung.
- A:* Dass er die Eva Braun noch kurz vor seinem Ableben geheiratet hat, find ich besonders nobel von ihm.
- B:* Der wollt ihr eben eine Witwenrente beschaffen. Aber daraus ist ja leider nichts geworden. Es sollte halt nicht sein.

* * *

Krankheiten gibt's

- Er:* Gut schaut aus, richtig erholt. Man könnte fast glauben, Du warst im Urlaub.
- Sie:* 6 Wochen Krankenhaus, das ist kein Urlaub.
- Er:* Weiß ich! Aber ich mein halt nur, dass Du richtiggehend erholt wirkst. Farbe hast auch gekriegt.
- Sie:* Ein Vergnügen war's nicht, das kannst Du mir glauben.
- Er:* Weiß ich! Mir brauchst in diesem Punkt nichts zu erzählen. War ja selber schon im Krankenhaus. Im letzten Frühjahr war's. 4 Wochen haben sie mir aufgebrummt. Aber überlebt hab ich' s, wie Du siehst.
- Sie:* Hättest ja mal vorbeischaun können.
- Er:* Da muss ich Dich direkt um Entschuldigung bitten. Tut mir leid, dass ich Dich nicht besucht hab. Tut mir aufrichtig leid. Aber Du weißt ja, die Arbeit. Gerade jetzt, wo ich bilanzieren muss. Da geht's ohne Überstunden nicht ab.
- Sie:* Langweilig war's.
- Er:* Hast keinen Fernseher gehabt?
- Sie:* Doch.
- Er:* Na also.
- Sie:* Aber ein Gespräch hätt mir auch ganz gut getan.
- Er:* Ja, ein Gespräch ist wichtig, besonders in einer solchen Situation. Ich hab oft an Dich denken müssen. Aber wie gesagt, ich war einfach unabkömmlich.
- Sie:* Ja, ich weiß, die Arbeit.
- Er:* Sie frisst einen noch ganz auf, aber was willst du machen. Mitspielen, das ist die Devise. Und jetzt geht's Dir wieder besser?
- Sie:* Ja.
- Er:* Das ist doch was. Da hat sich's also doch gelohnt, diese 6 Wochen.
- Sie:* Vorübergehend geht's mir besser. Weil. diese Krankheit ist nur schwer heilbar. Eigentlich ist sie überhaupt nicht heilbar.
- Er:* So.
- Sie:* Ja. Das hab ich zuerst auch nicht glauben wolln, aber dann haben's mir die Ärzte gesagt.
- Er:* Da würde' ich mir absolut keine Gedanken machen. Was glaubst, wie oft die Ärzte irren. Hast noch nix von den sogenannten ärztlichen Kunstfehlern gehört? In jeder Zeitung steht's, wie oft sich so ein Arzt vertut. Was hast eigentlich gehabt? (*Pause*) Mir kannst Du 's doch sagen. Du weißt, ich frag nicht aus Neugier. Er interessiert mich eben.

- Sie:* Zuerst haben Sie 's ja nicht sagen wolln, was ich hab. Nur herumgeredet haben sie, sooft ich gefragt hab. Aber dann haben sie's doch gesagt.
- Er:* Ein Arzt ist halt auch nur ein Mensch. Der will seine Patienten nicht beunruhigen. Eins ist ja bekannt, nur die Wenigsten können der Wahrheit ins Auge blicken. Dieses Drumherumreden hat schon einen tieferen Sinn.
- Sie:* Multiple Sklerose hab ich. Das ist amtlich.
- Er:* Ja, das ist allerdings schlimm. Und heilbar ist diese Krankheit nicht?
- Sie:* Nein. Wenn ich Glück hab, dann kann's aufgehalten werden. Aber selbst dann schreitet die Krankheit fort, nur eben langsamer.
- Er:* Krankheiten gib'ts! Das ist ja schrecklich. Also hätt ich das gewusst, dass Du diese Krankheit hast, dann wär ich garantiert gekommen. Und wenn's nur für ein paar Minuten gewesen wär. Das schwör ich Dir.
- Sie:* Ich muss mich erst langsam dran gewöhnen, dass es mich erwischt hat.
- Er:* Ja, das braucht seine Zeit. So ein Gedanke will verdaut sein.
- Sie:* Manchmal, selbst heute noch, will ich's nicht wahrhaben.
- Er:* Ich kann Dich nur allzugut verstehn.
- Sie:* Dann sag ich mir: Vielleicht hast Du Glück. Vielleicht ist das Ganze gar nicht so schlimm.
- Er:* Ausnahmen gib'ts immer. Warum sollst Du keine Ausnahme sein. Also, Kopf hoch!
- Sie:* Das sagst Du so leicht.
- Er:* Jetzt den Kopf hängen lassen, hilft Dir auch nicht weiter. Du musst dran glauben. Du weißt, dass der Glaube bekanntlich Berge versetzt. Und außerdem: Bei so vielen Krankheiten, die es gibt, kannst ja direkt stolz sein, dass Du eine so besondere abgekriegt hast.
- Sie:* Du verstehst mich nicht.
- Er:* Doch. Aber so ein ordinärer Schnupfen ist nicht gerade exklusiv, dass wirst doch nicht bestreiten wollen.

* * *

Skandalös

- A: Jetzt haben's schon wieder so einen Umweltverschmutzungsskandal aufgedeckt.
- B: Der wievielte ist es denn diesmal?
- A: Du glaubst doch nicht etwa, dass ich jedesmal mitzähl, wenn wieder einmal das Wohl der Menschheit auf dem Spiel steht. Ich käm ja aus dem Zählen nicht mehr raus. Aber der soll besonders skandalös sein.
- B: Alle Skandale haben was Skandalöses, das liegt in der Natur der Sache.
- A: Apropos: Natur! Bei diesem Skandal geht's der Natur besonders hart an den Kragen.
- B: Lass mich raten! Das Waldsterben?
- A: Nein.
- B: Die Ölpest auf den Weltmeeren?
- A: Nein.
- B: Jetzt muss ich direkt überlegen ... Dieser Seveso-Skandal unter Beteiligung von 41 Fässern? Die, will man diversen Firmen glauben, abtransportiert wurden, aber einfach nicht ankamen wolln? Wobei gesagt, der Bestimmungsort anscheinend noch keine 100%ig beschlossene Sache war. Na ja, die werden sich eben verfahren haben, was ja vorkommen soll. Oder die nahmen einen Umweg. Vielleicht wollten's Spesen schinden.
- A: Jetzt verrenn Dich nicht dauernd in irgendwelche Bagatelgeschichten. Ich sprech von einem Skandal.
- B: Irgend so ein Unfall in einem Kernkraftwerk?
- A: Ich bitt Dich, das sind doch längst bekannte Geschichten. Über die regt sich doch heutzutage kein normaler Mensch mehr ernstlich auf. Ich sag's noch einmal: Ein Skandal! Und ein hochaktuel-ler noch dazu.
- B: Ich seh schon, ich bin nicht auf dem Laufenden.
- A: Die Eindeichung des Wattenmeeres wolln's kompromisslos stoppen!
- B: Nein!
- A: Doch!
- B: Aber das ist doch unmöglich!
- A: Ich hab's grad heut gelesen, schwarz auf weiß.
- B: Da verschlägt's mir glatt die Sprache.
- A: Und wie gesagt: Kompromisslos!
- B: Das ist allerdings skandalös.
- A: Eben.

- B:* Ich versteh die Welt nicht mehr. Wo's doch klar war, dass eingedeicht wird, allen Widerständen zum Trotz und zum Wohle der Menschheit.
- A:* Es ist eben kein Verlass mehr auf die Leut. Sogar die Gerichte spuren, nicht mehr wie gewohnt. Ich frag Dich grad heraus, wo soll das noch hinführn, wenn wider bessere Vernunft nachgegeben wird, nur weil ein paar Verrückte protestieren.
- B:* Ins moralische Abseits.

* * *

Ausgerechnet mit dem

- A: Darauf darf man gar nichts geben. Die Leute reden viel.
- B: Ich will's ja nicht glauben, aber wahr könnt es trotzdem sein. Du weißt ja, man weiß nie.
- A: Und wenn's tatsächlich zutreffen würde? Gesetzt den Fall, mein ich. Es wär unter uns gesagt, die sogenannte ausgleichende Gerechtigkeit. Ein Heiliger bist Du nie gewesen.
- B: Ob heilig oder nicht, wenn sie wirklich mit dem was hat, dann kann Sie was erleben, das versprech ich Dir. Ich bin ein ausgesprochen toleranter Mensch. Aber in diesem Punkt versteh ich keinen Spaß.
- A: Nach 10 Jahren Ehe ... Ich meine, dass ist doch eine Selbstverständlichkeit auch bei Frauen.
- B: Das ist keine Selbstverständlichkeit, das ist eine ausgemachte Sauerei.
- A: In einem gewissen Sinn soll's sogar von Vorteil sein. Die eheliche Hygiene soll dadurch positiv beeinflusst werden, sagen wenigstens die Experten. Du weißt, beim Essen stellt sich der Appetit mehr oder minder automatisch ein.
- B: Meine Frau! Wer hätte das gedacht. Und ausgerechnet mit dem. Bei einem andern tät ich ja nichts sagen.
- A: Das sagst jetzt so.
- B: Doch. Und das will ein Freund sein.
- A: Freundschaften können teuer zu stehn kommen, das ist eine Tatsache. Aber sag selber, eine sexuelle Entschlackung hat Dir immer gut getan, ich mein in Bezug auf Deine Ehe.
- B: Stimmt. Nur hab ich die Abwechslung rein abwechslungsshalber betrieben. Und das ist der Unterschied. Sie meint es ernst.
- A: Nimm es so, wie's ist. Ein bedauerlicher, zeitlich begrenzter Ausrutscher ihrerseits, mehr nicht.
- B: Und dass ich die ganze Zeit nichts gewusst hab, ärgert mich am meisten.
- A: Der Ehemann merkt's bekanntlich immer als letzter. Damit musst Du Dich abfinden.
- B: Ihr werd ich's heimzahlen, darauf kannst Du Dich verlassen.
- A: Wie?
- B: Mir wird schon was einfallen. Meine sexuellen Entkrampfungsübungen wollt ich in nächster Zeit drastisch einschränken. Aber damit ist es jetzt vorbei. Und wenn ich zum Schwerarbeiter werden müsst, ich tu's. Da bin ich konsequent.
- A: Red doch mal mit ihr.

- B:* Das nützt ja doch nichts. Sie wird lediglich sagen: Eins zu zehn.
Und damit basta.
- A:* Rechnerisch hat sie ja nicht so ganz Unrecht.
- B:* Rechnerisch nicht. Aber moralisch. Das ist doch wohl ein Unterschied, ob ein Mann, oder eine Frau ... Und ausgerechnet mit dem.
- A:* Wär's Dir lieber gewesen, Du hättest ihr einen andrehn können?
- B:* Einen Krüppel hätt ich ihr angedreht, einen krätzigen.
- A:* Und für Dich ist eine Schönheitskönigin gerade gut genug.
- B:* Wo ich mir immer alle Mühe gegeben hab, meine diversen Abenteuer zu verheimlichen. Ich wollt nur wissen, wieso sie auf einmal den Glauben an mich verloren hat?

* * *

Der lange Abschied

- 1. Gefangener:* So, gleich ist es so weit!
- 2. Gefangener:* Ja, gleich hast Du's hinter Dir. *(Pause)* Vergessen hast Du nichts? Nicht dass Dir was fehlt, was Wichtiges, z .B. Deine Zahnbürste.
- 1. Gefangener:* Ich glaub, ich hab alles. Wenn mir was fehlen wird, dann bist Du's. Und das hier. *(zeigt auf die Zelle)* Und jetzt hast Du das Appartement für Dich ganz allein.
- 2. Gefangener:* Bis der nächste kommt. Und der kommt bestimmt. Und wenn's irgend so ein freiwilliger Hausbesetzer ist.
- 1. Gefangener:* Leut wie unsereins wird's halt immer geben.
- 2. Gefangener:* Für Abwechslung ist gesorgt, dafür sorgen gewisse Herren schon.
- 1. Gefangener:* Ja, der Mensch denkt, und die Justiz lenkt. *(Pause)* Und jetzt noch einen letzten Blick aus dem Fenster.
- 2. Gefangener:* Ich hätt Dir ja ein besseres Wetter gegönnt am heutigen Tag.
- 1. Gefangener:* Man kann es sich nicht immer aussuchen.
- 2. Gefangener:* Einen letzten Strahl gefilterter Sonne hättest Du, bei Gott, verdient gehabt.
- 1. Gefangener:* Irgendwie passt das Wetter heut zu meiner heutigen Stimmung. Es hebt die Melancholie.
- 2. Gefangener:* Eine Melancholie ist besser als keine.
- 1. Gefangener:* Gleich ist es soweit, dass ich Dich verlassen muss.
- 2. Gefangener:* Ja, vier Jahre Ehe von Amts wegen wiegen viel.
- 1. Gefangener:* Jetzt beginnt ein neues Leben. Ich bin regelrecht gespannt, wie sich's leben wird im neuen Leben.
- 2. Gefangener:* Ganz so neu wird's garantiert nicht sein. Das Leben hat man bekanntlich schon vor einigen Jahren erfunden. Außerdem, draußen hat's auch diverse Zwänge. Denk an den Zwang zur Freiheit!
- 1. Gefangener:* Eine zwanglose Freiheit gibt es nicht und das absolute Gegenteil auch nicht.
- 2. Gefangener:* Dass sie Dich begnadigt haben, freut mich ja sehr. Nur hätten sie damit durchaus noch etwas warten können, sagen wir 1, 2 Jahre. Wo wir uns gerade so schön arrangiert haben.
- 1. Gefangener:* Ja, Du hast das Bett auf der linken Seite, ich das auf der rechten. Und das Klo haben wir uns immer redlich geteilt.
- 2. Gefangener:* Und draußen, wie soll's draußen weiter gehn?
- 1. Gefangener:* Irgendwelche Pläne hab ich noch nicht. Aber Pläne, das weißt Du ja, stellen sich wie gewöhnlich von selber ein. Ich könnt mir vorstellen, dass ich zuerst meine Familie besuch.
- 2. Gefangener:* Ach, Du hast Familie? Das ist mir neu.
- 1. Gefangener:* Vor 4 Jahren hatte ich noch eine. Aber ob ich sie jetzt noch hab, wird sich erst noch herausstellen müssen.

2. *Gefangener*: Eine Familie kommt, eine Familie geht.
1. *Gefangener*: In 4 Jahren können ganze Generationen restlos aussterben. Aber selbst ohne Familie bin ich nicht ganz staatenlos. Da gibt bekanntlich noch die Gesellschaft und auf die ist Verlass.
2. *Gefangener*: Ja, ein Glied in der Gesellschaft!
1. *Gefangener*: Ich werd mir alle Mühe geben, nur zu teuer darf's nicht sein.
2. *Gefangener*: So ganz gliedlos zu leben, taugt aber auch nicht viel. (*Pause*) Direkt neidisch könnt ich werden.
1. *Gefangener*: Dass ich rauskomme?
2. *Gefangener*: Nein, dass ich hier bleiben muss.
1. *Gefangener*: Ja, der Neid zählt zu den größten menschlichen Tugenden.
2. *Gefangener*: Eins muss ich Dir am heutigen Tag gestehen, Dich als Schachspieler zu verlieren, ist ein enormer Verlust für mich. So schlecht wie Du spielt keiner.
1. *Gefangener*: Ich hab mir auch immer die größte Mühe gegeben.
2. *Gefangener*: Eigentlich schad, dass wir nie Skat gespielt haben.
1. *Gefangener*: Ja, wie lang will man mich denn noch warten lassen?
2. *Gefangener*: Vielleicht haben sie Dich vergessen.
1. *Gefangener*: Wundern tät's mich nicht. Ich bin ja nie sonderlich aufgefallen in der ganzen Zeit.
2. *Gefangener*: Ja, Du warst immer ein ruhiger Mensch, selbst Dein Schnarchen hat die Ruhe kaum gestört.
1. *Gefangener*: Ich hab's immer geflissentlich überhört, schließlich wollt ich Deinen Schlaf in keiner Weise beeinträchtigen. Ganz ohne Opfer ist eine Freundschaft eben nicht möglich.
2. *Gefangener*: Ist es wirklich amtlich, dass Du heut entlassen wirst? Ich hab da nämlich meine Zweifel.
1. *Gefangener*: Was für einen Tag haben wir denn heut?
2. *Gefangener*: Donnerstag.
1. *Gefangener*: Und ich dachte, heut ist schon Freitag.
2. *Gefangener*: Bitte! Erst morgen beginnt Dein neues Leben. Hast Du ein Glück! Noch 24 Stunden sind Dir vergönnt, Dein altes zu genießen.
1. *Gefangener*: Ja, vielleicht fällt mir am Freitag die Umstellung leichter. Davor hab ich nämlich die meiste Angst: Die Freiheit. Vor vier Jahren sah sie nämlich noch ganz anders aus.

Über das richtige Trinken

- A: Das wieviele Bier trinken S' eigentlich schon?
- B: Ich hab nicht mitgezählt, aber so das zehn bis zwölf könnt es durchaus sein.
- A: Müssen's denn so viel trinken?
- B: So viel? Ich bitt Sie, das ist doch gar nichts. Sie sollten mich erleben, wenn ich in Form bin. Dann bleibt kein Auge trocken.
- A: Ich trink ja nur höchst selten. Es gibt mir nichts.
- B: Das richtige Trinken, das will gelernt sein. Das Trinken ist ein Beruf, den S' mit Disziplin und Verantwortungsbewusstsein betreiben müssen.
- A: Berufe gibt's!
- B: Da gibt's zum Beispiel den reinrassigen Biertrinker. Der trinkt ausschließlich Bier. Das sind meistens ruhige Menschen, heimgesucht von einer extremen Tierliebe. Dann gibt's die Gemischttrinker, also Trinker, die Bier und Schnaps trinken. Menschlich hab ich nichts gegen diesen Berufsstand. Dann gibt's die Wechseltrinker, die trinken eigentlich alles: Bier, Wein, Schnaps, Sekt ... Eben alles. Diese Leut sind mir suspekt, ich sag's ehrlich. Charakterlich labile Typen. So viele verschiedene Geschmäcker auf einmal kann ein normaler Mensch gar nicht haben.
- A: Gegen eine wohldosierte Abwechslung ist doch nichts einzuwenden.
- B: Ich mein schon.
- A: So.
- B: Die sind eben unberechenbar. Bei denen weiß man nie, was für einen Rausch die gerade haben. Denn eins müssen S' wissen: Es gibt sehr unterschiedliche Räusche.
- A: Ach! Ich dacht immer, Rausch ist Rausch.
- B: Eben nicht. Für mich muss ein Rausch eindeutig sein, dann kann ich ihn richtig taxieren. Mehrdeutige Rausch, die sind mir ein Gräul. Jeder Rausch hat seine spezifische Erfolgskurve. Sind sie ein ausgesprochener Biertrinker, dann stellt sich der Rausch relativ spät ein. D.h., ihr Glücksgefühl hat eine fast unbegrenzte Dauer. Und, was besonders wichtig ist, Sie können den Rausch dosieren. Um in der Sprache eines Automobilisten zu reden: Sie können Gas geben, d.h., mit 100 Sachen durch eine Ortschaft rasen, Sie können aber auch eben so gut die vorgeschriebene Geschwindigkeitsbegrenzung einhalten, was bekanntlich auch zum Ziel führen kann. Bei einem Wechseltrinker ist das ganz anders. Entweder er bleibt stocknüchtern, oder er ist sofort besoffen. Ge-

- rade ein Trinker sollte sich aber fest in seiner Gewalt haben, das gebietet allein schon seine berufliche Ehre.
- A: So ein Rausch soll ja etwas Angenehmes sein.
- B: Waren S' noch nie besoffen?
- A: Nein.
- B: Dann tun S' mir direkt leid. Dann leben Sie ja ohne die höheren Weihen einer echten Berufung.
- A: Man schlägt sich eben so durch.
- B: Eine Frage!
- A: Ja?
- B: Warum rackern Sie sich eigentlich ab, Tag für Tag, für ein paar lumpige Mark?
- A: Ich hab Familie. Ich will in Urlaub fahren.
- B: Sie sind ein großartig kleinlicher Mensch.
- A: Ich bin eben ausgesprochen durchschnittlich veranlagt.
- B: Sie sind überdurchschnittlich durchschnittlich. Ja, ist das denn der alleinige Sinn Ihres Lebens: Familie, Urlaub?
- A: Und ein Haus möchte ich mir kaufen.
- B: Das ändert nichts an Ihrem diffusen Charakter. Ein Mensch, ohne ein wirkliches Ideal – Prost! – ist eben nur ein Krüppel. Wissen S', wann meine Menschwerdung mit Macht einsetzte, mit meinem ersten Rausch. Ich wiederhole: Mit Macht. Seitdem bin ich machtlos meiner Menschwerdung ausgeliefert. Ich trag's mit Fassung.
- A: Beinahe haben's mich überzeugt.
- B: Ihr Reden allein nützt Ihnen rein gar nichts. Trinken müssen Sie. Aber eins dürfen Sie nie vergessen, die Art des Trinkens ist entscheidend. Ich sag ja immer, wer die Wahl hat, hat nicht automatisch die richtigen Promille im Blut. Beherzigen Sie das. Ich mein's gut mit Ihnen.
- A: Ich glaub, jetzt trink ich noch eins.
- B: Aber ein Bier, bitt ich mir aus.
- A: Selbstverständlich.
- B: Also dann!
- A: Prost! (*Pause*) Warum kandidieren Sie eigentlich nicht für eine Partei. Bei Ihrem Charakter wär's ein leichtes, in den Bundestag zu kommen.
- B: Die Qualifikation hätt ich schon. Nur, ich tät mich nicht wohl fühlen in dem Hohen Haus. Die, die sich dort ihren Platz ertrunken haben, haben Trinkgewohnheiten, die mir einfach zuwider sind. Das sind nämlich alles Wechseltrinker. Und das ist mir zutiefst suspekt.

Herzog Franz

Sketch

(off) Das Schloss hab ich ausgebaut für meine geliebte Klara von Lauenburg, wollte das Edelfräulein heimführ'n nach 12 Jahren Verlobung. Musste es tun ... Da gab's nämlich diese kaiserliche Acht. Ich wurde doch glattweg für vogelfrei erklärt.

(on) Ich hab mich ja noch gar nicht vorgestellt, pardon: Herzog Franz von Gifhorn. Ja, das Städtchen ist jetzt Herzogtum, seit 1539, übrigens zum ersten Mal in seiner Geschichte. Und so soll's auch bleibn, vorausgesetzt, ich werde meinen ehelichen Pflichten nachkommen ...

Unter uns: Ich bin so gut wie pleite. Gerade mal 450 Einwohner hat das Städtchen. Und die Steuermoral ...? Beten zu ihrem lieben Herrgott, die Leut, aber zahlen woll'n sie nicht! Zum Glück hab ich noch die Biersteuer. Auch hier wird kräftig gesoffen! Außerdem liegt Gifhorn an der Salzstraße, und das bringt auch noch was ein.

Aber nun zur Historie! Während der Hildesheimer Stiftsfehde, anno 1519, wie Ihr wisst, wurde das Schloß dem Erdboden gleichgemacht ... Jetzt kann es sich aber wieder sehen lassen. Die Wehranlagen müssten allerdings noch etwas verbessert werden. Die Reformation hat ja unser Land in das reinste Chaos gestürzt! ... (*trinkt*) Eigener Anbau! Ganz schön sauer! Muss nachgesüßt werden. Bier ist mir allerdings lieber. Ahhh, das schmeckt, weil wir hier gutes Wasser haben. Wenn die Leut nur nicht immer in den Brunnen pissen würden.

Klappt's mit der Nachkommenschaft, vielleicht, doch nicht ganz so recht, will sagen, sind's nur Mädchen, fällt das das Herzogtum wieder an Celle zurück. Aus der Traum, nach meinem Tod. Und hier in dieser gotischen Kapelle, übrigens die erste in ihrer Art weit und breit, werde ich dermaleinst ruh'n. Und vis-a-vis meine geliebte Klara. Aber das hat ja hoffentlich noch etwas Zeit! ... Ah, mein Bein! Ich hätte Zucker, sagen die Ärzte. Das käme vom vielen Saufen. Ich aber sage, das ist eine Kriegsverletzung. Und damit basta! ... Gifhorn ist allemal eine Reise wert, zu Fuß oder hoch zu Ross, ich darf mich nun empfehlen ...

* * *

Monolog des Herzogs anlässlich der Sylvester-Feier zum Jahrtausendwechsel

(kommt auf die Bühne) Sie gestatten, Herzog Franz, Reichsfürst von Gifhorn, von Gottes Gnaden Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ich möchte Sie ganz herzlich begrüßen anlässlich der Sylvesterfeier zum Jahrtausendwechsel.

(setzt sich) Zu meiner Zeit haben wir natürlich auch Feste gefeiert. Damals galt die Regel, nur ein Toter verlässt die Festivität, und das in aller Freiwilligkeit. Und ich sage Ihnen, kein einziger hat schlapp gemacht vor der Zeit.

Wenn nur dieses verdammte Bein nicht wär! Eigentlich müsste ich ja hier einbeinig auftreten, hab mein Bein, wie Sie vielleicht wissen, schon vor Jahren verlorn. Es wurde amputiert. Doch anlässlich eines solchen Festes wie heut abend hat man mir eine Prothese umgeschnallt.

Der Anbruch eines neuen Jahrtausends soll also gebührend gefeiert werden! Was wird es uns bringen? Das große Glück? Oder Leid?

Vielleicht einen Lottogewinn? ... Ach, lassen wir uns doch überraschen, Prognosen taugen nichts. Wer da glaubt, er könne in die Zukunft seh'n, der irrt. Was zählt, ist allein die Hoffnung auf gute, auf bessere Zeiten. Solang der Mensch hofft, wird er auch sein Schicksal meistern können.

Wie war's denn damals, anno 1548 zum Jahreswechsel? Wer hätte denn gedacht, dass mein allerletztes Jährchen angebrochen war? Hab mich doch noch putzmunter gefühlt. Hab sogar noch ein Turnier bestritten. Aber dann kam's dicke ... *(trinkt)*

Mein Bein schwoll an, dann brach Eiter aus. Der medicus wollte amputier'n. Ich sagte, nein, kommt nicht in Frage! Er sagte, halten zu Gnaden, mein Herzog, wir müssen, woll'n wir Euer Leben retten. Ich sagte, was ist denn das für ein Leben, einbeinig, verkrüppelt, dem Gespött der Leute preisgegeben? Er stellte mich vor die Wahl. Leben, wenn auch etwas humpelnd, oder tot. Schließlich gab ich nach und ließ es zu, dass er mit seinem Messer ...

(trinkt) Zuerst musste ich allerdings noch eine ganze Bouteille austrinken. Das war damals so die Art, die Schmerzen zu lindern. Ich schlummerte also weg. Und als ich wieder aufwachte, nach Stunden, da sah ich ... Ach, erspar'n Sie mir die Einzelheiten.

Dann das Krankenlager. Meine Frau, die Herzogin Clara von Lauenburg, an meiner Seite. Die Mädchen, meine zwei Kinder, sie spielten in der Keme-nate. Die beiden hab ich noch vor Augen. An meine Clara kann ich mich aber nicht mehr so genau erinnern. Die Diener gingen auf Zehenspitzen, trotzdem spürte ich jede Erschütterung.

Dann wurde es dunkel vor meinen Augen. Ich hörte noch den Priester sagen ... Damals wurden die Predigten noch auf Latein gehalten. Heut ist das ja alles anders. Und wem haben wir das zu verdanken? Meinem Freund,

dem Martin Luther. Der Gute musste ja auch alles eindeutschen, die ganze Heilige Schrift. Damit sie auch jeder selber lesen und verstehen kann. Und seitdem haben wir auch diese schrecklichen Wortklaubereien. Das Ergebnis: die Reformation. Das war ein Unglück für uns alle. Die Gegenreformation, der Dreißigjährige Krieg ...

Da oben kriegt man eben alles mit. Ein Augenverschließen gibt es nicht. Und das tut manchmal ganz schön weh, kann ich Ihnen sagen. Weil man auch so gar nichts machen kann. Man sitzt auf seiner Wolke und möchte den Leute zurufen ... Aber sie woll'n ja nicht hör'n. Man schleudert Blitze. Aber sie bauen Blitzableiter. Heutzutage könnte man sogar schon via internet ...

(trinkt) Nicht schlecht, der Wein, ganz ausgezeichnet. Ein wirklich guter Tropfen! Diesbezüglich wird man ja da oben nicht gerade verwöhnt. Meine allererste Station war allerdings das Fegefeuer. Einige Verfehlungen, einige lässliche Sünden, man ist ja schließlich auch nur ein Mensch. Und schon wird man dort eingewiesen. Sie glauben gar nicht, wen man da alles trifft. Mit ein paar guten Worten, und mit Hilfe einer sogenannten Seilschaft wurde ich dann befördert und hab den Sprung in die himmlischen Gefilde geschafft. Auch da drüben gibt es diverse Karrieremöglichkeiten.

Wussten Sie eigentlich, dass ich katholischer Bischof werden sollte? Mein Vater, der Herzog von Celle, Heinrich der Mittlere, hat meinetwegen in Hildesheim schon kräftig investiert gehabt. Ist aber nichts daraus geworden. Dann hab ich eine protestantische Kapelle hier im Schloss gebaut, die erste in Norddeutschland. *Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.*

Und so ist Gifhorn in die Kulturgeschichte eingegangen, wenigstens als Fußnote. Apropos Gifhorn. Hier leben gute Menschen, fleißig und arbeitsam. Leider war schon damals zu meiner Zeit die Steuermoral eher unterdurchschnittlich ausgeprägt. Manchmal musste ich sogar etwas nachhelfen. Ich glaub, die Gifhorer haben es mir aber nicht sonderlich übel genommen.

(trinkt) Man sagt, ich hätte meine Klara nicht geliebt. Alles Blödsinn! Natürlich hab ich sie geliebt ... Sind Sie sich eigentlich sicher, dass die Liebe, die viel beschworene, tatsächlich über alles geht? So wird's doch heutzutage überall propagiert.

Sie sind also gewillt, ihr ganzes Leben, ihre gesamte Existenz an einen anderen Menschen zu heften. Und wenn dieser andere, dieser heiß Geliebte, da nicht mitspielen will? Dann entheften sie sich also wieder, machen sich wieder frei von ihrem Partner, als wäre nichts gewesen. Aber geht das denn so einfach? Und was ist, wenn Sie Kinder haben. Ich hab ja was gegen diese Abhängigkeiten, hab sie schon immer gehasst.

Aber damit kein falscher Eindruck entsteht: natürlich haben wir damals die Frauen verehrt, sie sozusagen als höhere Wesen begriffen. Heut dagegen sind sie doch eher sowas wie ein Partner, ein Kumpel. Und die Konkurrenz am Arbeitsplatz? Ich sage Ihnen, wer die Frauen als Konkurrenten begreifen muss, nolens volens, der tut sich aber schwer mit der Kunst der Galanterie.

Gibt es denn etwas Schöneres auf der Welt? Sie sind verliebt, gehen wie berauscht durch die Heide. Sie haben nur noch eins im Sinn: wie können sie

der Frau ihres Herzens den Hof machen. Sie schau sie an, können ihren Blick nicht mehr von ihr lassen, öffnen ihr die Tür, helfen ihr in den Mantel. Bestell'n einen Sänger, der ihr die schönsten Lieder zur Leier singt.

Schenken ihr Blumen, vertiefen sich in die Literatur, bis sie ein Gedicht gefunden haben, das sie auswendig lernen. Dann treten sie vor sie hin und stammeln das Gelernte brav herunter. Sie lächelt, sie errötet ... Und das ist der Moment, wo sie blitzschnell die Rolle wechseln müssen. Denn von jetzt an sind sie nur noch der kompromisslose Eroberer. Erst so, dann so ... Und die Frauen, damals wenigstens, haben dieses Spiel gerne mitgespielt. Und warum? Weil die Regeln klar und übersichtlich waren. Und weil sich jeder daran gehalten hat.

Aber auch das Geschäftliche gehörte dazu. Es wurde ein Heiratsantrag aufgesetzt, die Besitzverhältnisse bedurften der Klärung. Auch für das Alter wurde vorgesorgt. Ich hab zum Beispiel meiner Frau eine Witwensitz erbauen lassen, in Fallersleben. Sie kennen doch dieses Schloß?

Ach, das war'n noch Zeiten! Heut ist ja diese Übersichtlichkeit, dieses erotische Reglement leider längst verlorengegangen. Heutzutage leben ja bereits viele Leut ganz allein, die sogenannten Singles, aus Angst, der potentielle Partner könnte ihre geheimsten Sehnsüchte nicht erfüll'n. Die Angst vor der Enttäuschung ist also schon so groß geworden, dass man es bereits gar nicht mehr wagt, wenigstens einen Versuch zu starten. Weil man befürchtet, die Glückseligkeit hienieden nicht zu erlangen, bleibt man lieber völlig allein und von allen Depressionen gebeutelt in seinen eigenen vier Wänden. Das nennt sich heutzutage Fortschritt.

(*trinkt*) Apropos Fortschritt: zu meiner Zeit blieb man ja am liebsten zu Haus. Wer eine Reise unternehmen musste, der tat das nämlich äußerst ungern, die Strapazen waren ja auch viel zu groß. Heutzutage geh'n die Leut ja freiwillig auf Reisen. Und wer das nicht kann, weil's am Geld zum Beispiel hapert, der fühlt sich sofort als Mensch zweiter Klasse. Mal hier, mal dort, je weiter desto besser. Und was erleben Sie? Sie sammeln im besten Fall irgendwelche Postkarteneindrücke, so möcht ich's mal nennen. Die Seele ist doch kein alter Sack, in den man nach Belieben tausend Dinge hineinstopfen könnte. Das Erleben, das braucht doch Zeit! Viel Zeit, meine Damen und Herrn!

Damals, im sechzehnten Jahrhundert, hatten wir noch diese Zeit. In den kalten Monaten hockten wir zusammen, vor dem großen Kamin. Da wurde erzählt und getrunken. Manchmal hatten wir auch Gäste eingeladen und irgendwelche Künstler.

Man lauschte der Musik, man plauderte. Schließlich wollte man ja auch wissen, was die Herrschaften in Celle oder anderswo so trieben. Ich geb's ja zu, der eigentliche Grund für diese künstlerischen Aktivitäten war die Klatsch- und Tratschsucht. Und wir haben es genossen.

(*schaut in die Runde*) Jetzt stellen Sie sich nur mal vor, Sie müssten in einer Großstadt leben. Keiner kennt die Nachbarn mehr. Wie sollte man denn da noch genüsslich tratschen können! Danken Sie Gott, dass Sie in einer Klein-

stadt wohnen. So hat sogar dieses Gifhorn seine ganz speziellen Reize. Man muss sie nur zu schätzen wissen.

(*trinkt*) Bei der letzten Jahrtausendwende herrschte noch das tiefste Mittelalter. Ja, so lang ist das schon her! Kaum zu glauben, was! Und heute ist der Fortschritt nicht mehr aufzuhalten. Keine Hexenverbrennungen mehr. Die Leute treten aus der Kirche aus und werden nicht exkommuniziert. Wer heutzutage nicht mehr selber kochen will, der geht in einen Supermarkt und kauft sich was Abgepacktes ein. Und will sich jemand von seinem angetrauten Partner trennen, der lässt sich eben scheiden.

Auch die Lebenserwartung hat sich rasant verbessert, die Leute werden heutzutage leicht hundert Jahre alt. Haben ein Gebiss, lassen sich liften und fahren im Jahr dreimal in Urlaub. Und trotzdem meckern sie an allem rum. Die Leute können offenbar überhaupt nicht mehr zufrieden sein. Ich frage mich oft da oben, was wollen die denn eigentlich? Die haben doch schon alles. Oder ist das vielleicht gerade der Grund, dass sie sich auf nichts mehr freuen können?

Diogenes in seiner Tonne. Nur dieses eine Behältnis nannte er sein eigen. Aber jeden Morgen begrüßte er glücklich die aufgehende Sonne und freute sich seines Lebens. Weil er nichts besaß, musste er auch nichts beweinen.

(*steht langsam auf*) Ein neues Jahrtausend bricht an! Das dritte nach Christi Geburt. Ein Mensch geht durch die Wüste, sammelt einige Jünger um sich und predigt eine neue Botschaft. Später wird er ans Kreuz geschlagen. Kein Wort hat er niedergeschrieben, es existiert kein Bild von ihm. Nicht mal genau nachzuweisen ist seine Existenz im wissenschaftlichen Sinn. Und trotzdem hat er die Welt verändert. Es gibt einen Satz von ihm, nachzulesen in den Evangelien, und der lautet: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Ein größerer Satz wurde niemals ausgesprochen. Sich selber lieben! Und wer das kann, der kann auch andere lieben, das, meine Damen und Herr'n, ist das Geheimnis dieser Welt.

Der Mensch, dieses zerbrechliche Wesen, begabt zum Höchsten und zum Allerschrecklichsten. Die Krone der Schöpfung, wie es heißt. Und doch ein Tier. Der Mensch! Zwei Seelen sind in seiner Brust, eine göttlich und eine, die des Teufels ist. Jeden Tag aufs neue haben wir diesen Streit auszufechten.

In wenigen Minuten bricht ein neues Jahrtausend an. Und wir alle können sagen, wir sind dabei gewesen. Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, werden noch ihren Enkeln erzählen: damals im Gifhorer Schloss, im schönen Rittersaal, haben wir uns eingefunden, um dieses Ereignis zu feiern, bis in den frühen Morgen hinein.

Ich bin ja heilfroh, dass ich in Gifhorn geblieben bin! Sie auch? Jetzt stellen Sie sich nur mal vor, Sie wären in der Karibik oder auf Tenerifa. Sie müssten um Zwölf irgendwelche angetrunkenen Menschen küssen, wildfremde Menschen, die um sie herumhopsen und tanzen und grölen. Dann doch lieber hier, unter Freunden und Bekannten. Zuhause ist es bekanntlich ja immer noch am Schönsten.

Ich wünsche Ihnen allen ein gutes Neues Jahr. Gesundheit und Glück und vor allem Gottes Segen. Und bei der nächsten Jahrtausendwende werden wir wieder zusammen sein und wieder mächtig feiern. Da oben!

* * *

Monolog des Herzogs anlässlich der Sylvesterfeier im Gifhorner Schloss

Sketch

Gradheraus, ich bin erschüttert! In meinen Grundfesten zerstört! Ich hätte ja bald mein eigenes Schloss nicht wiederkannt. Doch der Reihe nach erzählt. Ich verlasse den Sarg, meinen Sarkophag, der ist, wie Sie wissen, in der Kapelle, hoch oben über'm Altar, damit ihn auch jeder sehen kann, schließlich ist es nicht irgendein Behältnis. Es ist die letzte Ruhestätte des Herzogs, also meine, übrigens des einzigen, den dieses Städtchen aufzubieten hatte. Ich schiebe den Deckel zur Seite, keine leichte Sache, wie Sie sich denken können. Klettere herunter. Wenig Licht in der Kapelle. Ich stolpere das eine und das andere Mal. Beinah wär das Kruzifix ... Ich hatte die allergrößte Mühe, den Ausgang zu finden.

Ich schau mich um. Und was sehe ich? Mein Schloss! Doch es nicht meins. Ich glaube, meinen Augen nicht zu traun. Ich schaue wieder und wieder ... Es bleibt mir fremd, mein eigen Schloss. Überall Beton und Glas ... Doch die Höflichkeit gebietet mir, zu schweigen, gerade heut an diesem Tag. Heut ist Sylvester, meine Damen und Herr'n, da soll, da muss man seine Zunge zügeln. Auch ich hab die Milch der frommen Denkungsort ... Ich weiß sehr wohl, was sich ziemt ... (*zündet Kerzen an*) Selbst das muss ich tun, muss selber Hand anlegen, obwohl's doch Sache der Domestiken wär.

Haben sich denn die Zeiten wirklich so geändert? Was sind denn schon vierhundert Jahr, angesichts der Ewigkeit? Das ist der Fortschritt, ich weiß. Davon wird ja viel und gern geredet, besonders heutzutage. Und wie sich buchstäblich alles nur zum Besten gewendet hat, zum Wohl der ganzen Menschheit. Mit Verlaub, ich hab da so meine Zweifel. Ich habe viel zu viel geseh'n in meinem Leben.

Pardon, Herzog Franz, Regent von Gifhorn, von Gottes Gnaden Fürst von Braunschweig und Lüneburg. Geboren in Celle an der Aller. Im Dienste protestantischer Fürsten alt und grau geworden. Keine Müh habe ich gescheut zum Nutzen und Frommen unserer Sache, obwohl's oft vergeblich war.

Wir Protestanten kämpften, zwar mit Gott an unserer Seite, gegen den Rest der Welt, die Katholiken, an ihrer Spitze der Kaiser, dieser Karl V. Ein ausgefuchster Kerl, mit allen Wässerchen gewaschen. Aber auch unseren eigenen Leuten, ich geb's ja zu, war beileibe nicht zu trau'n. Die Bestechlichkeit machte sogar vor unseren Reihen nicht Halt. Es ist eben alles nur eine Sache der Summe.

Aber das kennen Sie doch auch, meine Damen und Herr'n, eben noch guter Freund, und einen Tag später schon der Feind. Aber den haben sie dann im Rücken! Deshalb mein Rat, dreh'n sie sich nur immer wieder um, damit sie

auch gewappnet sind. Achten Sie besonders auf ihre guten Freunde, denen ist am wenigsten zu trau'n.

Sie entschuldigen, dass ich heut, dass ich hier so rede, aber das Leben hat mich nicht gerade verwöhnt. Auch ich war einst ein Knabe mit lockigem Haar, hab zu meiner Mutter aufgeschaut, nuckelte an ihren Brüsten, hab ihren heilig-süßen Odem geschlürft. Und hab an das Gute geglaubt.

Ich sollte Bischof werden, mein Vater wollte es so. Das war aber noch vor der Reformation, zu einer Zeit also, als die Christenheit noch sozusagen der ungeteilte Leib Christi war. Ein sehr problematisches Bild, ich weiß. Doch damals hieß es immer, Leib und Blut, und das ganz realiter, also nicht, wie auch angenommen, nur symbolisch, in der Feier der heiligen Kommunion. Das Volk glaubte es. Ist auch ein zu schöner Glaube. Hat was von Symbiose! Von Vereinigung. Hat geradezu was Erotisches, mit Verlaub.

Nur ein Volk, das glaubt, ist ein gutes Volk. Daran waren wir interessiert. Wir lebten ja vom Volk, und das nicht gerade schlecht. Das Volk musste darben, hatte aber die Hoffnung, dermaleinst dafür entschädigt zu werden, im Himmel.

Sie kennen sie doch, unsere Scholastiker, allen voran der Hl. Thomas von Aquin. Die haben nämlich gesagt und natürlich auch bewiesen, quod erat demonstrandum, dass das Leben eine Prüfung ist. Und dass nur der, der sie auch besteht, eine gewisse Aussicht hat, in das Himmelreich zu kommen. Und je größer die Prüfung ... Jetzt fallen Ihnen natürlich sofort Heerscharen von Märtyrern ein, sehr gut, meine Damen und Herren ... Also, ohne Prüfung keinen Himmel, und je größer dieselbe, desto eher die Chance, ohne Umwege, ich sage nur, das Fegefeuer, keine schöne Veranstaltung, dahin zu gelangen.

Natürlich sollte man bei diesem Exkurs auch die Frage der Gnade nicht ganz vergessen. Die Lehre der Prädestination hat ja über die Jahrhunderte so manches Gemüt erhitzt. Frage: Kann ich mir die göttlich Gnade verdienen, oder wird sie mir geschenkt? Wär das aber tatsächlich so, ich mein, das Letztere, dann wär ich ja auch aller Prüfungen ledig, verkürzt ausgedrückt. Aber dann, so ist haarscharf zu folgern, hätten wir, die Fürsten, nur äußerst schlechte Karten gehabt. Ein Volk, das ohne Knute und Steuern ... Und dennoch stünde der Himmel offen. Undenkbar!

Dass ich auch immer so abschweifen muss! Wie oft hat mein Freund, der Martin Luther, gesagt, ich zitiere wörtlich: »Hast ein geübtes Maul, lieber Franz. Wahrlich, an dir ist ein guter Prediger verloren gegangen. Redest viel, sagst aber nichts.« Ich mochte ihn sehr gern, den Martin. Haben so manche Flasche miteinander geleert. Und seine Frau, die herzengute Katharina, bei mir hieß sie immer nur die Kathi, verkniff sich ihre Kommentare, wenn auch nicht immer.

Wo war'n wir stehen geblieben? Richtig, Bischof zu Hildesheim, mein Vater bestand darauf.

Allein das Ornat eines Bischofs! Das nenn ich Kostüm! Ich sage Ihnen, die Kirche, die katholische, verstand was vom Theater. Das wär ein Auftritt gewesen, ganz nach meinem Geschmack. Die Gemeinde hat sich versammelt, völlig

zerknirscht vor Reue und Buße, die Flagellanten treten in Aktion, die Kirchenglocken läuten, die Ministranten betreten das Haus Gottes, den Dom. Dann, meine Damen und Herr'n, lange, lange nichts. Stille! Eine Pause, wohl dosiert, steigert nur die Wirkung. Und dann wäre ich durchs Kirchenschiff geschritten. Jawohl geschritten. Das Laufen ist Sache des einfachen Volks. Das müssen sie auch können, die einfachen Leut. Wie oft müssen sie denn laufen, davonlaufen, um ihre Leben laufen ...

Wie hat sich nur mein Schloss verändert! Wo sind denn die Wallanlagen? Die vielen Brücken und Gräben? Ich erinnere an den Dreißigjährigen Krieg. Damals haben die Katholiken Gifhorn belagert, unter der Führung von Tilly, eines blutrünstigen Generals, der alles platt machte, was ihm vor seine Kanonenrohre kam. Aber Gifhorn widerstand, dank der Gräben und eines besonderen Bewässerungssystems.

Im Schlosshof hab ich einige Autos geseh'n. Eine wirklich gute Erfindung, das will ich gar nicht bestreiten. Obwohl, unsere Art zu reisen war ja auch nicht gerade schlecht. Wenn man mal davon absieht, dass die Straßen damals in einem fürchterlichen Zustand waren, und dass man sehr oft die Pferde wechseln musste, und dass man durch das Geschüttel im Wagen es leicht an den Bandscheiben bekam, und dass die Reisen immer so schrecklich lange dauerten, und dass man niemals sicher sein konnte, von irgendwelchen Wegelegern vielleicht nicht doch überfallen zu werden.

Aber in einem Punkt war das Reisen damals garantiert viel schöner. Man hatte unendlich viel Zeit. Zeit, meine Damen und Herren! Man fuhr an Wiesen und Wäldern vorüber, hörte die Vögel singen. Und wenn man Lust hatte, hielt man an und legte sich ins Gras. Und kein Mensch störte einen. Und es war so still. Diese wunderbare Stille zu meiner Zeit ...

Ich bin eben mal kurz durch die Straßen gegangen. Dieser Reichtum überall. Geradezu fürstlich müssen die Leute heutzutage leben. Und die Straßen sind so sauber. Kein Mensch kübelt seinen Dreck mehr auf das Pflaster. Was hab ich denn nicht alles getan, um meinen Untertanen wenigstens ein bisschen Hygiene beizubringen! Denken Sie doch bloß mal an meine Gemeindeordnung!

Ich riech's noch heute! Man sagt ja, dass der Geruchssinn buchstäblich bis zur letzten Sekunde dem Menschen erhalten bleibt, auch dann noch, wenn seine Augen und Ohren schön längst ihre Dienste aufgegeben haben. Ich bin wieder zu Hause, trotzdem bin ich's nicht. Es fehlt nämlich dieser spezifische Gifhorner Geruch.

Aber warum sieht man denn nur so wenige Leute auf den Straßen? Kaum sind die Läden geschlossen, schon wird es ruhig in meinem Städtchen, geradezu gespenstisch ruhig. Zu meiner Zeit, kann Ihnen sagen ... Die Straßen waren voll von Menschen. Man traf sich und plauderte. Lachte und sang. Gott, war das ein Leben! Haben sich denn die Leute heutzutage gar nichts mehr zu sagen? Was gibt es denn Schöneres als zu tratschen? Das reinigt doch die Seele.

Was, der Schmied hat'ne Freundin? Und was sagt seine Frau dazu? / Was soll sie denn schon sagen? / Also, ich an ihrer Stelle würde ja...

Der Amtmann ist ja schon wieder! / Der Amtmann ...? / Der ist ja schon wieder in den Graben gefall'n. Weil er zu viel trinkt. / Was, der auch?

Und der Pastor erst! Nicht zu glauben! Das darf aber keiner wissen. / Jetzt erzählen sie doch mal! ...

Ich habe sie geliebt, meine Untertanen. Ein gutes Volk! Immer brav und rechtschaffen. Auch in punkto Steuern kann ich mich nicht beklagen. Und solange sie tratschen, das wußte ich, hatte ich nichts zu befürchten. Wer tratscht, meine Damen und Herr'n, geht auf keine Barrikade.

Eigentlich hab ich ja gehofft ... (*schaut sich suchend um*) Wie sehr hab ich's mir gewünscht! Nein, sie ist nicht gekommen, meine Clara. Und ich dachte, ich könnte sie heute Abend wiederseh'n, auf dieser Feier zum Jahrtausendwechsel. Vielleicht ist sie ja aufgehalten worden?

Im Vorpommer'schen ist sie begraben, in Barth. Aber eigentlich, so war's geplant, sollten wir beide ja zusammenliegen, in der Kapelle. Deswegen hab ich ja auch die beiden Sarkophage anfertigen lassen.

Manche sagen, ich hätte sie nicht geliebt. Das, meine Damen und Herren, ist eine Lüge. Ich habe sie geliebt. Es war die große unbedingte Liebe, allen Deuteleien zum Trotz.

Meine Clara! Wie keine andere verstand sie sich auf die hohe Kunst der Galanterie. Wie oft gab sie mir die Gelegenheit, mich vor ihren Augen zu produzier'n. Übrigens, sie hatte wunderbare Augen. Ganz blau waren sie, tiefblau. Und an einigen Stellen hatte sie, kaum zu glauben, rostrote Flecken, so gut wie nicht zu seh'n. Nur wenn ich sie lang genug anschaute, dann sah ich auch diese winzig kleinen Flecken. Und ich war jedesmal gerührt, wenn ich ihrer ansichtig wurde.

Die Kunst der Galanterie! Welch ein Spiel! ... Und je länger man es spielt, desto raffinierter die Regeln. Aber immer muss der Grundsatz gelten, die Frau bewundert den Mann, bedingungslos, und der Mann, konsequenterweise, ist ganz Ritter, ganz Kavalier. Und sieht über ihre diversen Gebrechen hinweg. Für die sich natürlich nichts kann, die Natur hat es eben so gewollt.

Und so wird die Frau, meine These, erst eigentlich zum Schöpfer des Mannes. Beweis! Ein Weib tritt in das Leben des Mannes. Und alles wird mit einem Mal ganz anders. Der Mann glaubte bis dato, er sei fertig, sei sozusagen für das Leben gerüstet, wüsste bereits alles ...

Und so hat meine Clara ihren mildtätigen Einfluß auf mich ausgeübt. Und ich habe ganz andere, ganz neue Freuden des Lebens erfahren. Nehmen wir doch nur mal den sogenannten grauen Alltag. Vor der Ehe hab ich ihn gehasst, bin vor ihm gefloh'n. Jetzt konnte ich ihn genießen. Das gemeinsame Frühstück, die belanglosen Gespräche, die langen Abende, in denen nichts passierte. Der Fernseher war ja damals noch nicht erfunden.

Füher hab ich mich ja immer sehr schnell gelangweilt, später natürlich auch, in einer Ehe grassiert nun mal die Langeweile, ist gewissermaßen eine *conditio sine qua non*, doch diese Langeweile, bedingt durch ihre Liebe, hatte nun eine andere Qualität. Kurz, ich lernte dienen. Ich akzeptierte meine Pflichten. Ich stöhnte und schwitzte und jammerte unter dem Joch der

Ehe, und dennoch war's Genuss für mich. Auch heute noch, nach so vielen Jahrhunderten, denke ich voller Liebe zurück, an meine Clara, meine Frau, an die Mutter meiner beiden Töchter.

Wo bleibst du denn? So komm doch endlich, komm! Wie lang soll ich denn noch auf dich warten? Clara, hörst du mich? Verlass deinen Sarg, schieb den Deckel beiseite. Spute dich, bald ist Mitternacht, du weißt, dann ist unsere Zeit vorüber, dann müssten wir wieder ein ganzes Jahrtausend auf uns warten. Nein, das könnte ich nicht überleben.

Ich bin ja so froh, dass ich heute hier in Gifhorn, in meinem Schloss, mit Ihnen feiern darf. Jetzt stellen Sie sich nur mal vor, Sie wären in der Karibik oder auf Teneriffa und müssten mit irgendwelchen fremden Menschen diesen Abend verbringen. Um sie herum wird getobt und gegrölt. Und wenn sie Pech haben, fällt Ihnen auch noch ein Betrunkener um den Hals. Dann doch lieber hier. Zuhause ist es doch am schönsten.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich wünsche Ihnen allen ein frohes Neues Jahr. Gesundheit und Glück, vor allem aber Gottes Segen. Bei der nächsten Jahrtausendwende werden wir garantiert wieder zusammenfeiern. Da oben!

* * *

Ein unverhofftes Wiedersehen

Sketch

Personen:

Herzog Franz	Mann
Tourist (Er)	Bürger und Bürgerinnen (Chor)
Seine Frau (Sie)	Ballett
Bürgermeister	

Musik. Franz kommt auf die Bühne, schaut sich lange um. Man hört noch einige verstolperte Akkorde, dann ist Stille.

Franz: Wieder zuhause in meiner Residenzstadt, meiner geliebten. Wie lang hab ich dich eigentlich nicht mehr gesehen? ... Wann bin ich gestorben? 1549! Also nach ... Moment ... nach vierhundertundvier Jahren. Nein, wie die Zeit vergeht ... Es kracht ja regelrecht in meiner Brust. Gott, bin ich nervös. Wie wird man mich empfangen? Wird man mich denn überhaupt wiedererkennen? ... Man hat mich gewarnt, zugegeben, hat gesagt, ich solle lieber nicht. Aber ich bestand darauf, ich, Herzog Franz von Gifhorn.

Bürger und Bürgerinnen kommen auf die Bühne. Und es werden immer mehr. Man drängt sich, man knufft sich, man beginnt zu tanzen. Franz traut seinen Augen nicht.

Da schlägt vom nahen Kirchturm die Uhr, es sind sechs volle Schläge. Und schon sind alle Leute verschwunden. Es ist wieder totenstill im Städtchen.

Franz: Sechs Uhr ... Totenstill in meinem Städtchen. Schon um diese Zeit? Merkwürdig, äußerst merkwürdig ... (*lächelnd*) Sie sind wohl alle nach Hause gegangen, die guten Leute, setzen sich an den Tisch, den reich gedeckten ... Und dann? Dann das Vergnügen des kleinen Mannes. Haben zwar nichts zu beißen, aber das muss sein. Recht so! Jeder neue Untertan ist mir willkommen ... (*böse*) Keiner hat begrüßt, nicht ein einziger, kein Bückling, kein Kratzfuß, nicht einmal ein freundliches Nicken. Ungehobelter Volk! Das sollt ihr mir büßen ... Doch jetzt in mein Schloss!

Geht von der Bühne. Die Pianistin greift in die Tasten. Und schon tritt ein Paar auf, es sind Touristen. Er zückt seinen Fotoapparat und macht ein paar Bilder. Doch sie will sich partout nicht in Positur werfen.

Er: Lächeln. Margarete, sei so gut ... Wenn du dich vielleicht dahin stellen würdest ...

Sie: Wohin?

Er: Vielleicht da hin, mein Liebes.

Sie: Meine Füße tun so weh!

- Er:* Gleich!
Sie: Wir hätten ans Meer fahren soll'n.
Er: Aber hier ist es doch auch sehr schön. Vor allem so ruhig.
Sie: Ich mag keine Ruhe, die hab ich auch zu Haus. Ich will was erleben.
Er: Lächeln!
Sie: Wie oft denn noch?
Er: Und dann gehen wir essen.
Sie: Ich habe überhaupt keinen Hunger.
Er: Ist das nicht wunderschön, dieses Schloss! Renaissance, vermute ich.
Sie: Warum sind wir denn nicht an so einen See gefahren im Bayerischen?
Er: Da waren wir doch letztes Jahr.
Sie: Lüneburger Heide! Kein Mensch verirrt sich in diese Einöde.
Er: Doch. Wir! ... Wenn du dich vielleicht hierhin stellen könntest, vor diese Treppe.
Sie: Ich habe Hunger!
Franz auf. Sieht missbilligend den beiden zu.
Sie: Was ist'n das für ein komischer Kauz?
Er: Sicher ein Fremdenführer ... Hallo! Sie da! Werter Herr! Könnten Sie uns vielleicht sagen ...
Franz dreht den beiden den Rücken zu.
Sie: Ungehobelter Kerl!
Er geht zu Franz.
Er: Sie entschuldigen ... Das ist doch Renaissance, oder? Jedenfalls in der typisch norddeutschen Ausprägung. Aber auch sehr schön, muss ich sagen.
Franz: Schweig Er!
Er: Sie haben aber ein schönes Kostüm. Vom Tourismusbüro? ... Ich jedenfalls fühle mich gleich in eine andere Zeit versetzt.
Sie: Du musst ihm ein Trinkgeld geben. Und sei nicht wieder so knauserig.
Er zückt seine Geldbörse, zählt ein paar Münzen ab ...
Franz: Was ist sein Begehrt?
Er: Was?
Franz: Woher kommt Er? Wer hat Ihn geschickt? Was trägt er am Leibe? Und was hat sie an, diese Dirne. Das ist unziemlich, so herumzulaufen. Dafür kann man auf dem Scheiterhaufen enden.
Sie zieht ihren Mann zur Seite.
Sie: Der hat sie aber nicht alle! Ist mir direkt unheimlich, der Kerl
Er: Ach, damit will er uns doch nur unterhalten ... Beschwerlich war unsere Reise. Wollen hier kurz verweilen, wenn's erlaubt.

- Franz:* Ich bin Herzog Franz, Regent dieses Städtchens. Erbauer dieses Schlosses.
- Sie:* (*fuchtig*) Hat's den Leuten abgepresst. Steuer um Steuer aufgehäuft. Ohne Rücksicht auf die kleinen Leute.
- Er:* Heutzutage ist das ja auch nicht viel anders.
- Franz:* Kein Wort, dummes Weib! Sie hat in die Küche zu geh'n!
- Sie:* Das könnte dir so passen! Ab in die Küche! Und am Sonntag in die Kirche, was?
- Franz:* Genauso und nicht anders.
- Sie:* Doch diese Zeiten sind vorbei, Gott sei Dank.
- Er:* Ob das allerdings nur zu unserem Besten ist, mein Liebes, also das wage ich nun wirklich zu bezweifeln. Weil doch die Frau ...
- Sie:* Du bist still!
- Er:* Sehr wohl.
- Franz:* Leg er sie über's Knie oder sperr Er sie ein, bis sie wieder zur Vernunft gekommen ist.
- Er:* Gute Idee.
- Sie:* Was hast du gesagt?
- Er:* Vielleicht haben ja früher solche disziplinarische Maßnahmen gefruchtet ... Heut wär's die Scheidung.
- Franz:* Am besten hält Er sich gleich eine Mätresse.
- Er:* Was soll ich...
- Sie:* Wag es!
- Franz:* Ich hab darin so meine Erfahrungen, wenn ich das mal so sagen darf. Letztlich sind die Weiber ja gar nicht bö's darüber. Sie tun nur so.
- Er:* Tatsächlich?
- Franz:* Die Ehefrau wird nicht andauernd gebraucht, und der Mann genießt seine ständig aufkeimenden Gefühle. Hier ein Blick, da ein Blick ... Was gibt es denn Schöneres?
- Sie fährt dazwischen.*
- Sie:* Sie Lustmolch, Sie! ... (*zu ihrem Mann*) Wir geh'n. Ich muss mir doch von diesen Deppen nicht sagen lassen ... Sie sind wohl von gestern, was?
- Franz:* Von gestern? Viele Jahrhunderte ist es her ...
- Sie:* Kommen Sie mir ja nicht zu nah.
- Franz:* Zu meiner Zeit, als ich noch über die Erde wandelte ... Meistens hoch zu Ross. Meine Künste als Turniereiter waren berühmt
- Er:* (*dem es auch so langsam unheimlich wird*) Wir sollten tatsächlich so langsam geh'n ... Es war nett, Ihre Bekanntschaft zu machen. Einen schönen Tag wünsch ich noch. Komm!
- Sie:* Gifhorn! Keinen Fuß werde ich jemals wieder in dieses Städtchen tun.
- Er:* Dann fahren wir eben ans Meer. Meinetweg'n.
- Sie:* An die Ostsee! Denn dort gilt der Tourist ja wenigstens noch was.

Beide schnell ab.

Franz: Wie ihre Augen blitzten! Müsste allerdings gezähmt werden, dieses Frauenzimmer. Hat mir widersprochen. Natürlich nur, um meine Aufmerksamkeit zu erregen ... Ich mache also noch immer Eindruck auf die Frau'n. Der Aufenthalt dort oben hat mir demnach nicht geschadet, Askese hin, Askese her. Diese Geschlechtslosigkeit der Engel ... Also, mein Fall ist das ja nicht.

Fröhliche Maiden treten auf. Nähern sich lachend dem Herzog.

Franz: Endlich werde ich gebührend empfangen. Würde ja auch Zeit, verdammtnochmal! Auf meine Untertanen ist also doch Verlass.

Flüstert einer Maid was ins Ohr, dann einer anderen.

Franz: Wie's da oben ist, möchtest du wissen? Oder da unten? Heiß, sehr heiß ... Da oben ... Also, wenn ich dir jetzt sage, mein schönes Kind ... Aber eigentlich dürfte ich das ja gar nicht sagen. Womöglich hast du dir irgendwelche Illusionen gemacht ...

Flüstert wieder und wieder. Und schon beginnt der Chor zu singen. Irgendeine bekannte Operettemelodie auf den inhaltsschweren Text: Oh, Oh, Oh ... usw.

Nach dem Lied wird umgebaut. Eine sogenannte Rittertafel entsteht. Der Herzog sinniert derweilen ...

Franz: Mein Rittersaal! Tatsächlich! Hier haben wir gefeiert. Und gab es nichts zu feiern, so haben wir uns trotzdem hier zusammengefunden ... Meine Freunde, meine Jäger ... Und natürlich meine Clara, mein herzallerliebstes Weib.

Geht in die Szene, bleibt überrascht stehen ...

Wie früher, genau so. Ich glaub, ich träume. Ob ich sie wieder treffe, meine Clara? ... Vielleicht hat sie ja auch Ausgang bekommen bei ihrer sittsamen Lebensart ... Es gibt ja soviel zu erzählen. Sie hat mich überlebt. Aber um wieviel Jahre? Hat sie wieder geheiratet? ... Sie war ja noch jung und so schön. Gott, war sie schön! Aber wo ist sie denn? Ach, wenn ich sie jetzt nur treffen könnte, meine geliebte Clara.

Der Chor hat an der Rittertafel Platz genommen und singt ein Sauflied. Franz geht durch die Reihen und sucht ... Dann tritt das Ballett auf und tanzt.

Plötzlich erstarren die Darsteller und gehen lautlos ab. Franz ist wie betäubt ...

Franz: Es wär zu schön gewesen! Ich hätte sie geherzt und geküsst. Ich hätte alles nachgeholt, was ich damals versäumt habe. Und ich habe viel versäumt ... Es war nur ein Traum. Doch da drinnen pocht es wieder, mein Herz, mein Herz ... Clara! Geliebte Clara! Noch einmal zusammensein, noch ein einziges Mal. Nach über vierhundert Jahren ... Hab ich mich verändert? Du aber auch nicht sonderlich, mein Liebstes ...

Die Szenerie wird ganz schnell umgebaut, nun sind wir auf dem Marktplatz vor der Rathaus. Fröhliche Menschen gehen auf und ab. Verkäuferinnen preisen ihre Waren an:

Verkäuferinnen: Kaufen Sie, kaufen Sie/ Einmalig günstig/ Frische Blumen/
knackfrisches Obst! Ökologisch völlig unbedenklich ... usw.

Franz, der seine Fassung wiedergefunden hat, mischt sich unters Volk. Ein Liedlein ertönt, gesungen vom Chor. Und die Stimmung steigt.

Doch die Katze lässt das Mäusen nicht. Denn was macht unser Herzog? Er flirtet hier, er flirtet da ... Und zu guter Letzt küsst er eine Dame. Sie schreit auf. Und die Musik bricht ab.

Stimmengewirr, das Volk grummelt und rumort:

Volk: Frecher Lümmel/ Lustmolch/ Ich bin eine anständige Frau/ Was hat er denn getan?/ Was ... Nein, nicht möglich/ Also, das ist ja wirklich zu arg ... usw.

Und wieder Musik, diesmal aus der Oper »Die lustigen Weiber von Windsor«, und zwar die Szene, wo die ehrenhaften Frauen den bösen Lüstling Falstaff in einen Korb bugsieren. Genauso passiert es jetzt auch auf dem Markt. Der Herzog wird in einen Korb verfrachtet und hinausgetragen.

Stille.

Andreas Freche tritt nun auf, unser großer Quizmaster und befragt das Publikum nach der glorreichen Geschichte Gifhorns. Der Hauptgewinn: zehn Euro. Das muss sein, das hebt die Laune, das animiert die Gifhorner Bürger zu Höchstleistungen.

Andreas tritt ab. Franz kommt auf die Bühne, zerschunden und lädiert, und beginnt zu fluchen:

Franz: Vermaledeite Canaille! Ungehobeltes Volk! Das mir, Eurem Herzog ... Das werdet ihr mir büßen. Steuern rauf, ohne Pardon! Widersetzliche Meute! Wer nicht pariert, komm ins Loch.

Die ersten Gifhorner Bürger kommen grinsend auf die Bühne. Franz geht wütend auf sie zu ...

Franz: Ihr habt mich in die Aller geworfen. Beinahe wäre ich ersoffen.

Das Volk öffnet ihn nach: »Beinahe wäre er ersoffen.« Natürlich auf eine wunderschöne Operettenmelodie. Doch das reizt unseren Herzog nur noch mehr.

Franz: Still! Ich will nichts mehr hör'n.

Und wieder öffnet der Chor ihm nach: Still! Er will nichts mehr hör'n.

Da platzt dem guten Franz der Papierkragen. Er wird handgreiflich und traktiert die ehrbaren Gifhorner Bürger. Doch die nicht faul, setzen sich zur Wehr.

Nun kommt auch noch das Ballett auf die Bühne und schmeißt bunte Bänder um den armen Kerl. Die Mädchen wickeln ihn regelrecht damit ein, machen ein Paket aus ihm, ein gut geschnürtes ... Und die kleine Operette geht munter weiter.

Franz: Luft! Ich ersticke! Luft.

Chor: Er muss ersticken, der Idiot! Kriegt keine Luft, der böse Mensch ...

Stimme: (schrill, den Chor übertönend) Ab ins Irrenhaus mit ihm.

Chor: Ab ins Irrenhaus, ab in die Klapse ... usw.

Stille. Die beiden Touristen treten auf, schau'n verdutzt ...

Er: Nanu ...

Sie: Merkwürdig ...

- Er:* Das scheint hier Brauch zu sein. Ich glaube, ein typischer Heidebrauch.
- Sie:* Gott, der arme Mensch!
- Er:* Aber das ist ja unser Fremdenführer aus dem Schloss.
- Sie:* Tatsächlich.
- Gemurmel im Volk. Franz kann sich langsam befreien, das Ballett hilft ihm dabei.*
- Franz:* (*japsend*) Jawohl, ich bin euer Herzog, der Herzog Franz ... Habe euch regiert. Schon vergessen?
- Er:* (*Tourist*) schlägt schnell einen Reiseführer auf und liest ...
- Er:* Herzog Franz, regierte Gifhorn von 1539 bis 49, starb unter mysteriösen Umständen. Man vermutet, dass sein Bein ...
- Franz:* Es war das Bein, das rechte. Der Wundbrand war's. Der brachte mir den Tod.
- Sie:* (*schaut ihrem Mann über die Schulter, liest*) Nichts konnte ihm mehr helfen, weder Branntwein noch mehrfach praktizierte schmerzvolle Aderlässe. Und so siechte er dahin ...
- Franz:* Ich hab's mit Würde ertragen, das große Sterben. An meiner Seite meine treue Gattin Clara ...
- Er:* Seine Frau versüßte ihm die letzten Stunden, wie auch seine beiden kleinen Töchter ...
- Franz:* Mädchen waren es, in der Tat. Ein Sohn war mir leider nicht vergönnt.
- Sie:* Deshalb fiel das Herzogtum wieder an Celle zurück.
- Er:* Aber eigentlich müssten das ja alle Gifhorer wissen.
- Sie:* Komisch! Erinnern sich nicht mehr an ihre ureigenste Geschichte.
- Er:* Bedauerlich. Da müssen wir als Fremde ...
- Sie:* Dann hat es sich also doch gelohnt, dass wir in diese Einöde gekommen sind.

Das Gemurmel im Volk wird lauter und lauter. Die ersten gehen zum Herzog und verneigen sich ...

- Franz:* Ich verzeihe euch. Ja, das tue ich, obwohl es mir schwer fällt, das kann ich euch sagen. Aber wer wird denn gleich böse sein nach so vielen Jahren. Ich bin ja so froh, dass ich wieder in meinem Städtchen bin, in meiner alten Residenz.

Der Chor singt nun: Hoch soll er leben. Franz ist gerührt. Das Ballett tanzt. Die Touristen machen Fotos.

Und dann sagt Franz in die Stille hinein:

- Franz:* Nun denn, geliebte Untertanen. Ihr habt mein Herz gerührt, habt es erheitert. Dafür sollt ihr auch belohnt werden. Ich habe hier einen Orden, den sogenannten Zickenorden ... Den geb ich euch, mir zu Gedenken.

Großer Jubel.

- Franz:* Meine Zeit ist knapp bemessen. Ich muss gleich wieder fort. Dort oben gibt es nämlich ein überaus strenges Reglement. Ich

kann euch sagen ... Und dagegen wollen wir doch nicht verstoßen, oder? Der Bürgermeister, Er trete vor!

Der Bürgermeister tritt vor, räuspert sich verlegen...

Bürgermeister: Halten zu Gnaden, demokratisch legitimiert ... Aber vielleicht interessiert Euch unser Parteiprogramm, äußerst fortschrittlich muss ich sagen ...

Mann: (*tritt vor*) Mit Eurer gütigen Erlaubnis, da gibt es aber noch andere Parteien hier im Ort. Sie als unser Wahlhelfer, also ich wage es kaum zu hoffen ...

Franz: So geb ich ihn dir.

Hängt dem Bürgermeister den Orden um. Großer Applaus.

Franz: Und hinfort sollst du ihn verleih'n an alle verdienten Bürger, die mit Fleiß und Anstand ...

Sie: Und Bürgerinnen, wenn's beliebt!

Franz: Aber selbstverständlich! Denn was wären wir denn ohne sie, ohne unsere lieblichen Bürgerinnen ... Da fällt mir ein, also das muss ich euch erzähl'n. Also, da war eine Dame, verheiratet, versteht sich ... Aber das bleibt natürlich unter uns ...

Und schon stimmt der Chor den Schlussgesang an.

* * *

Das Hochzeitsmahl

Er und Sie warten ungeduldig auf die Ankunft des Brautpaares.

Er: Siehst du was?

Sie: Nein.

Er: Ich auch nicht Und jetzt?

Sie: Noch immer nichts.

Endlich rollt die Kutsche in den Schlosshof.

Er: Na, endlich!

Sie: Das Hochzeitspaar!

Beide gehen schnell zur Kutsche.

Stutzen ...

Er: Wo ist denn der Herzog?

Sie: Und wo ist seine Frau, die Klara von Lauenburg.

Er: Jetzt eine geborene von Lauenburg.

Geflüster.

Gang zur Terppe.

Er: *(wiederholt das Gehörte)* Das Brautpaar fürchtete die Menge. Es hatte Angst, inkommodiert zu werden.

Sie: Ach, die Gnädigste hatte doch nur Angst um ihre Frisur.

Er: Vielleicht hatte er auch Angst, seinen Landeskindern was schenken zu müssen. Bei so vielen Leuten wäre das ein teures Vergnügen geworden.

Sie: *(kichert)* Und deshalb sind sie hinten herum gegangen.

Er: Durch den Dienstboteneingang!

Beide lachen.

Schranzen und die beiden sind jetzt auf der Treppe angelangt.

Sie: *(zeigt auf die Menge)* Guck mal, soviele sind gekommen! Und alle wollten jubeln.

Er: Und weit und breit kein Brautpaar.

Geflüster.

Die Schranzen verschwinden.

Er: Ich soll die Leute beruhigen? Und was ist, wenn die das Schloss erstürmen? Ich bin weg ...

Sie hält ihn zurück.

Sie: Vielleicht wird sich das Brautpaar ja doch noch mal zeigen.

Er: Ruhe, liebe Leut, bleibt ganz ruhig. Der Herzog und seine Gemahlin werden gleich erscheinen ... Wo bleiben sie denn?

Sie: Hast du das Brautkleid gesehn? So ein Kleid möcht ich auch mal haben.

Er: Weißt du eigentlich, was das kostet? Das ist ein Modellkleid, kommt direkt aus Paris.

Sie: Einmal möchte ich auch so schön sein.

Er: Bist du doch. Für mich bist du die allerschönste.

Schranze auf.

Geflüster.

Er: Unser Brautpaar hat gerade das Hochzeitszimmer erreicht! ... Ja, was machen die denn da?

Schranze macht »Pst« und verschwindet.

Sie: Was werden die da schon machen?

Er: Falls die's tatsächlich machen sollten ...

Sie: Na, klar.

Er: Dann werden die heute aber bestimmt nicht mehr erscheinen ... (*ängstlich*) Und dann wird das Schloss erstürmt!

Sie: Nein! Guck doch mal, wie friedlich die sind.

Er: Pst!

Beide lauschen.

Sie: Kannst du was hör'n?

Er: Ich glaub, jetzt, im Moment, wird für Nachkommenschaft gesorgt.

Sie: Ob's ein Bube wird?

Er: So genau kann ich das aber nicht hör'n.

Sie: Dann wird's bestimmt ein Mädchen.

Schranze auf.

Geflüster.

Er: Liebe Gifhorner und liebe Gifhornerinnen! Liebe Leut aus nah und fern! Trotz seiner vielen Verpflichtungen hat der Herzog die Zeit gefunden, einen Entschluss zu fassen.

Zeichen zum Koch.

Der bringt einen Schweinekopf.

Er: Greift zu, solange der Vorrat reicht. Es ist zwar nicht viel, aber ...

Sie: Wer konnte auch ahnen, dass so viele Leute kommen würden.

Er: Die Sau hat der Herzog höchstpersönlich geschossen.

Sie: Nur nicht drängeln.

Er: Und seid ganz leise! Wir woll'n doch unser Hochzeitspaar nicht stören ...

Sie: Es soll Liebe auf den ersten Blick gewesen sein.

Er: Da hab ich aber was ganz anderes gehört.

Sie: Wie hat denn diese Geschichte überhaupt angefangen?

Er: Oh, das ist eine lange Geschichte. Eine richtige Beziehungskiste. (*zum Publikum*)

Wenn Euch das interessiert, dann kommt doch nächstes Jahr wieder. Nächstes Jahr wird diese traurig-schöne Geschichte von Anfang an erzählt.

Sie: Ja, auf der 800-Jahrfeier der Stadt Gifhorn.

Er: Tschüs, bis im nächsten Jahr.

Sie: Tschüs!

Heute Nacht ... Vielleicht können wir ja schon bald, vielleicht schon in wenigen Monaten, sagen wir in neun, einen Nachfolger begrüßen ... Drum esst und trinkt, soviel ihr wollt. Seid lustig und erfreut Euch des Lebens.

Koch bringt eine Wasserschüssel.

Und wascht Euch die Finger! Das tut mit Andacht, will sagen, gründlich!

Großes Geplansch.

Esst und trinkt, aber gedenkt dabei der Sitten bei Tisch! Heut wird manierlich gegessen, alle Sauereien haben zu unterbleiben! Ich kenn Euch! Kein Bohren in der Nase! Auch kein ... bei Tisch! Und das, obwohl doch unser hochverehrter Dr. Martin Luther gesagt hat: Aus einem verzagten Arsch kann kein fröhlicher Furz fahren! Das, bitte, unterlasst! Kneift die Backen zusammen. Später, nach dem Essen, ist's noch Zeit genug, den Winden freien Lauf zu lassen.

Koch kippt ihm das Wasser direkt vor die Füße.

Trottel, Hundsfott, widerlicher Kerl! ... Das könnte Euch so passen, dass ich an solch einem Tag meine Contenance verliere

Schmeißt den Koch hinaus.

Das werdet Ihr mir büßen! ... Und nun, meine hochverehrten Hochzeitsgäste, Applaus für unseren wertgeschätzten Koch.

Koch bringt das Essen.

Großes Ah und Oh.

Esst und trinkt, bis Euch die Bäuche platzen.

Nimmt sich ungeniert ein Hühnerbeinchen und beißt rein.

Heut ist heut! Und so ein Tag kommt so bald nicht wieder!

(singen) So ein Tag, so wunderschön wie heute ...

Meister: *(schaut entsetzt ins Publikum)* Oh! Entschuldigung! Die Bürger der Stadt! Nein, ist mir das peinlich! Ich hab die Bürger der Stadt vergessen, obwohl doch alle alle eingeladen waren. Vom Herzog Franz höchst persönlich ...

Geht ins Publikum.

Das ist mir ja noch nie passiert ... Könnt Ihr mir verzeihn? Entschuldigung!

Stellt den Tisch mit dem Koch ins Publikum.

Greift zu! Haut rein! Geniert Euch nicht.

Koch tranchiert den Schweinekopf.

Der Hofstaat kommt näher und näher ...

Meister haut den Schranzen kräftig auf die Finger.

Liebe Gifhorner und liebe Gifhornerinnen,

nun kann das Fest beginnen! Denn was wäre ein Hochzeitsmahl ohne Euch! Es lebe der Herzog! Es lebe seine göttliche Gemahlin, die liebreizende Klara! Guten Appetit!

* * *

Gifhorn, lieb' Heimatstadt

Personen:

Mann Vater
1. Frau Mutter
2. Frau Tochter

Der Sketch spielt in einem Restaurant

In einem Restaurant. Am linken Tisch sitzen Gifhorer Bürger (Mann, 1. Frau und 2. Frau). Am rechten eine Familie, die gerade erst in das Heidestädtchen gezogen ist (Vater, Mutter und Tochter).

RECHTER TISCH.

Vater und Mutter studieren die Speisekarte. Das Töchterchen schaut den beiden grimmig zu.

Vater: Vielleicht einen Heidschnuckenbraten ...

Mutter: Auf jeden Fall etwas Einheimisches.

Tochter: Ich will aber 'n Eis!

Mutter: Kriegst du.

Vater: Aber erst nach dem Essen.

Tochter: Jetzt will ich 'n Eis.

Vater: Nein!

Mutter: Immer bist du gleich so streng mit ihr.

Vater: Wenn du sie nur verwöhnen kannst.

Mütter: (*schaut sich um*) Hübsch ist es hier.

Vater: Sehr schön. Fast wie zuhause ...

Wieder studieren sie die Speisekarte. Und das Töchterchen guckt Löcher in die Luft.

LINKER TISCH.

Mann: (*zur 1. Frau*) Und wie laufen die Geschäfte?

1. Frau: So lala.

Mann: Aber verhungern müssen Sie noch nicht, oder?

1. Frau: Ich hab schon bessere Zeiten erlebt.

Mann: Nach dem Krieg soll ja alles ganz anders gewesen sein. Damals konnten die Leute wenigstens noch lachen. Haben sich über ein Stück Brot gefreut. Und der Krankenstand war gleich Null.

2. Frau: Vor allem wurde damals nicht so viel geklagt

1. Frau: Ich klage nicht, ich konstatiere ... Und das wird man ja noch dürfen. Obwohl es sicherlich auch Leute gibt ...

Mann: Eben! Und die vermehren sich epidemisch. Alles eine Frage des Klimas. Klagen ist ja heutzutage in.

1. Frau: Zu denen zähle ich aber nicht.

- Mann:* Alle Geschäftsleute klagen. Das gehört ja gewissermaßen zu deren genetischer Grundausrüstung.
- 1. Frau:* Die Leute haben nicht mehr so viel Geld wie früher. Und das wenige, was sie noch haben ...
- Mann:* Das ihnen die Regierung lässt!
- 1. Frau:* Das geben sie woanders aus. Jedenfalls nicht hier in Gifhorn.
- Mann:* In Braunschweig zum Beispiel.
- 2. Frau:* Und jetzt wollen sie sogar noch eine Regionalstadtbahn bau'n.
- Mann:* Bravo!
- 1. Frau:* Mein Ruin!
- Mann:* Wenn dadurch die Kommunikation zwischen den Städten gefördert wird ... Wir Gifhorer nehmen Anteil an den Sorgen und Nöten der Braunschweiger ...
- 1. Frau:* Und die Braunschweiger kassieren das Geld der Gifhorer.
- 2. Frau:* Und wer soll die Bahn bezahlen?
- Mann:* Also, darüber machen sich doch unsere Politiker keine Gedanken.
- 1. Frau:* Ich werde jedenfalls protestier'n.
- Mann:* Auf die Barrikaden, Bürger!
- 1. Frau:* Schließlich geht es um meine Existenz!
- Mann:* So eine Revolution könnte unser Städtchen sehr wohl vertragen. Manchmal scheinen unsere Politiker ja ganz vergessen zu haben, dass es uns noch gibt, das Volk.
- 2. Frau:* Die leben halt in anderen Regionen.
- Mann:* Aber wiedergewählt wollen alle werden.
- 1. Frau:* Und ich dachte, wir könnten etwas plaudern ...
- Mann:* Weil das Leben ja so schrecklich düster ist.
- 1. Frau:* Andere Gedanken fassen.
- Mann:* Die Sonnenseiten der Existenz wiederentdecken.
- 2. Frau:* Immer nur Trübsal blasen ...
- Mann:* Meine Damen, es gibt eine Zukunft, selbst hier in unserem Städtchen. Vielleicht hat sie sogar schon begonnen.
- 1. Frau:* Über die Zukunft möchte ich lieber kein Wort verlier'n, die Gegenwart ist schon schrecklich genug.
- Mann:* Kennen Sie den Witz ...
- Frauen:* (*lachend*) Bloß nicht/ Nicht schon wieder ...

AM RECHTEN TISCH.

Noch immer stieren Vater und Mutter in die Speisekarte. Und das Töchterchen rutscht auf dem Stuhl hin und her.

- Vater:* Kannst du denn nicht mal ruhig sitzen bleiben!
- Tochter:* Noch was?
- Vater:* Also, werde nur nicht frech!
- Mutter:* Heidschnuckenbraten!
- Vater:* Was?

- Mutter:* Oder willst du gar nichts essen?
Vater: Aber deswegen sind wir ja in dieses Restaurant gegangen.
Tochter: Ich will ein Eis!
Mutter: Obwohl wir uns das ja eigentlich gar nicht leisten können.
Vater: Schließlich will man ja auch wissen, wo man wohnt.
Mutter: Wohin uns das Schicksal verschlagen hat.
Vater: Fang nicht schon wieder damit an.
Tochter: Ich wäre aber lieber zuhause geblieben.
Vater: Du bist still!
Mutter: Schrei das Kind nicht so an!
Vater: Sonst trägt es womöglich noch irgendwelche Schäden davon, irreparabel.
Mutter: Ein Kind erlebt so einen Ortswechsel nun mal ganz anders ...
Vater: Leichter!
Mutter: Hast du eine Ahnung!
Tochter: Ich will jetzt ein Eis!
Vater: Für ein Kind ist das ja alles wie ein Abenteuer.
Mutter: Wir hätten sie aber wenigstens fragen sollen.
Vater: Was hätten wir ...?
Tochter: Ich wär dagegen gewesen.
Mutter: Da hast du's!
Vater: Ich höre wohl nicht recht! Geld ranschaffen, ja. Aber es darf keine Umstände bereiten. Sei froh, dass ich diesen Job überhaupt bekommen hab.
Mutter: Für mich einen Salatteller, bitte.
Vater: Oder wär dir eine Wochenendbeziehung lieber?
Mutter: Und einen Wein.
Vater: Du trinkst doch sonst keinen Alkohol.
Mutter: Heute könnte ich aber einen vertragen.
Tochter: Dann krieg ich auch ein Eis. Und zwar eine doppelte Portion.
Vater: Nach dem Essen.
Tochter: Ich hab aber keinen Hunger.
Vater: Dann gibt es auch kein Eis.

Nun herrscht das große Schweigen am Tisch.

AM LINKEN TISCH.

- Mann:* Und was wird aus unserem Kulturzentrum?
1. Frau: Noch seh ich keine Abrissbirne.
2. Frau: Die EU-Gelder sind ja wenigstens schon beantragt.
Mann: Aber der Bescheid aus Brüssel lässt noch etwas auf sich warten.
1. Frau: Unter dem alten Stadtdirektor Dr. Gerd Hoffmann hätten wir schon längst eine neue Begegnungsstätte. Ja, das war ein tüchtiger Mann.
Mann: Also, ich hab mich ja mittlerweile an den alten Kasten regelrecht gewöhnt. Und wenn ich an die knarrenden Heizkörper denke ...

- 1. Frau:* (lachend) Und an die Sichtverhältnisse!
- 2. Frau:* Warum können denn die Stuhlreihen nicht ansteigen wie in einem anständigen Theater?
- Mann:* Das kostet alles Geld.
- 2. Frau:* Da geh ich doch lieber gleich nach Wolfsburg oder Braunschweig.
- 1. Frau:* Unser Städtchen ist pleite. Überall wird gespart, sag ich Ihnen.
- 2. Frau:* Also, wenn ich da an früher denk ...
- Mann:* Und wo wird zuerst gespart. An der Kultur?
- 2. Frau:* Obwohl man die doch braucht wie die Luft zum Atmen.
- Mann:* Sagen die Politiker in ihren Sonntagsreden.
- 2. Frau:* Weil doch der Veredelungsprozess des Menschen in erster Linie durch die Kultur vorangetrieben wird. Sonst bleiben die Menschen ja nur das, was sie sind, aggressive Tiere.
- Mann:* Wollen Sie denn damit sagen, dass die Kriminalität nur eine Folge des kulturellen Abbaus ist?
- 1. Frau:* In Gifhorn wurde die Kultur ja schon immer klein geschrieben.
- Mann:* Für mich hat aber die Stadtgeschichte etwas ausgesprochen Kulturelles. Ein Blick in die Jahrhunderte zeigt ... Also, denken Sie doch nur mal an das Schloss.
- 1. Frau:* Schade, dass wir keinen Fürsten mehr haben. Damals wurde der Mensch noch als ein kulturelles Wesen begriffen.
- Mann:* Diese Zeiten sind vorbei.
- 2. Frau:* Dafür haben wir aber einen Wrobel. Der hat ja mittlerweile halb Moskau hier etabliert. Man könnte ja direkt orthodox werden bei so vielen goldenen Kuppeln.
- Mann:* Ja, der Wrobel, unbeugsam und schnurgerade. Irgendwelche bürokratische Hemmnisse kennt der nicht.
- 1. Frau:* Und bald werden seine Mühlen zum Weltkulturerbe zählen.
- Mann:* Und wie hat er seine Visionen realisiert? Im Widerspruch zu unseren Politikern. Nervenstark, der Kerl.
- 1. Frau:* Wenn das jeder machen würde!
- 2. Frau:* Ein Titan, sag ich Ihnen! Eine absolute Ausnahmerecheinung.
- Mann:* Ein Gesetzesumgeher.
- 1. Frau:* Wer Großes will, darf sich durch Kleingeister nicht beirren lassen.

RECHTER TISCH.

- Mutter:* Also, wenn du mich fragst ... Die Berge vermisse ich am meisten.
- Tochter:* Und ich meine Freundin.
- Vater:* Aber hier ist es doch auch sehr schön. Und eine Freundin wirst du auch bald wieder haben. Die Menschen hier sind ja ausgesprochen kommunikativ.
- Mutter:* Norddeutsche eben! Zugeknöpft und verschlossen.
- Vater:* Ach, das sind ja nur so Vorurteile.
- Mutter:* Jetzt will ich aber keinen Heidschnuckenbraten mehr.

- Vater:* Dann essen wir eben ein Schnitzel. Was Internationales.
Mutter: Und einen Wein aus Süddeutschland möchte ich haben. Heimatgefühle.
Vater: Ich ein Bier. Einer muss ja mit dem Akklimatisierungsprozess beginnen.
Tochter: (*leise*) Mir bitte ein Eis.
Vater: Sollst du haben.
Mutter: Aber erst nach dem Essen.
Tochter: Dann will ich überhaupt kein Eis.
Vater: Nana!
Mutter: Jetzt macht es mir doch so schwer ... (*den Tränen nahe*) Ich werde mich hier schon noch einleben, das verspreche ich. Aber noch ist das Band der Heimatliebe nicht ganz zerrissen.
Vater: Ja, die Heimat. Das Höchste, was wir besitzen. Und wo lieben wir sie am meisten? In der kalten Fremde.
Tochter: In meiner Klasse gibt es Aussiedler. Die haben mir gesagt ...
Mutter: Sprechen die denn deutsch?
Tochter: Natürlich!
Vater: Und was haben sie gesagt?
Tochter: Dass jetzt in Kasachstan überall die Blumen blühen.
Vater: Soso. Kasachstan. Ein schönes Land.
Mutter: Hier gibt es doch auch schöne Blumen.
Tochter: Aber keine kasachischen!
Vater: Blumen sind Blumen.
Mutter: Sag das nicht.
Vater: Dann hätten wir also doch lieber zuhause bleiben soll'n.
Mutter: Nein. Hier verdienst du mehr.
Tochter: Und so ein Erlebnis der Fremde bildet ja auch ganz anders den Charakter.
Vater: Wo hast'n das schon wieder her?
Tochter: Hat mein Lehrer gesagt.
Vater: Dieser Schulmeister muss es ja wissen.

LINKER TISCH.

- Mann:* Wenigstens haben sie die Industrieansiedlungen vorangetrieben, unsere Politiker.
1. Frau: Und das Ergebnis? Jedes Frühjahr haben wir Überschwemmungen.
2. Frau: Und die Feuerwehr hat zu tun.
Mann: Wenigstens die, wo wir schon so viele Arbeitslose haben.
1. Frau: Sie, das ist kein Witz! Möchten Sie da wohnen?
Mann: Natürlich nicht. Aber eine Schadenfreude ist mir absolut fremd.
2. Frau: Die armen Menschen!
Mann: Nicht schon wieder klagen, das hatten wir doch gerade.

2. Frau: Weil ich mich halt so gut in diese Menschen hinein versetzen kann.
1. Frau: Ja, bei ihrer Sensibilität!
2. Frau: Was wollen Sie damit sagen?
1. Frau: Nichts.
- Vater vom Nebentisch geht zu den Herrschaften.*
- Vater: Sie entschuldigen. aber wissen Sie vielleicht, wann das Heimatmuseum geöffnet hat?
- Mann: Welches Heimatmuseum denn?
1. Frau: Na, im Schloss!
- Mann: Wir haben ein Heimatmuseum hier in Gifhorn?
- Vater: Sicher.
- Mann: Ist ja interessant.
2. Frau: Woher kommen Sie denn, wenn ich fragen dürfte.
- Vater: Aus Heidelberg. Jetzt leben wir aber hier. Umständehalber.
- Mann: Dann haben Sie aber Glück gehabt, dass es Sie hierher verschlagen hat. Ein schöneres Städtchen gibt es ja kaum auf der Welt.
1. Frau: Also, was das kulturelle Angebot anbetrifft ...
2. Frau: Das kann sich wirklich sehen lassen, mein Herr.
- Mann: Und die Heide nicht zu vergessen. Schon Hermann Löns hat gesagt ...
- Vater: (*zitiert*) Rose Marie, Rose Marie,/ Sieben Jahre mein Herz nach dir schrie ...
1. Frau: Oh, man kennt sich aus.
- Mann: Also, für Erholungssuchende ist das hier haargenau das richtige Fleckchen.
- Vater: Es ist allerdings sehr ruhig hier, fast schon zu ruhig ...
1. Frau: Oder bevorzugen Sie lieber den Trubel, den es überall gibt?
- Vater: Nein, eigentlich ja nicht ... Übrigens, meine Frau und meine Tochter.
- Mann: Sehr angenehm.
- Mutter und Tochter kommen nun an den Tisch.*
- Mann: Schon eingelebt?
- Mutter: Ja, überhaupt kein Problem, bei den netten Menschen hier.
- Vater: Man findet ja auch so schnell und unkompliziert Kontakt.
- Mann: Ja, das ist unsere Spezialität hier in Gifhorn.
- Mutter: Und Einkaufsmöglichkeiten gibt es hier auch. Wir fahren nämlich oft nach Braunschweig, müssen Sie wissen ...
1. Frau: Ach, Sie auch?
- Tochter: Wann krieg ich denn endlich mein Eis?
- Mann: Du willst ein Eis?
- Tochter: Ja!
- Vater: Aber erst wird gegessen.
- Mann: Was möchtest du denn für ein Eis?
- Tochter: Schokolade.

- Mann:* Darf ich dich zu einem einladen?
Vater: Also, wenn Sie unbedingt wollen ...
Mann: Ist mir ein Vergnügen.
1. Frau: Dann werde ich auch spendabel sein.
2. Frau: Ganz meinerseits.
Mutter: Aber aus pädagogischen Gründen muss ich leider sagen ...
Mann: Jetzt nur keine Pädagogik! Ach, gönnen Sie ihr doch eine unbeschwerte und glückliche Kindheit. Wer weiß, was die Zukunft bringt.
- Tochter:* Sie wollen mir tatsächlich alle ein Eis spendier'n?
Mann: Selbstverständlich.
Mutter: (*zur Tochter*) Wie sagt man?
Tochter: Danke.
1. Frau: Wir Gifhorner sind nun mal so. Weltoffen und und aufgeschlossen.
2. Frau: Ich habe ja noch keinen einzigen erlebt, der dieses Städtchen nicht sofort in sein Herz geschlossen hätte.
Mutter: Wir fühlen uns ja auch schon wie zuhause.
Tochter: Ich aber nicht!
Alle schauen blöd. Dann brechen alle in ein Gelächter aus.

* * *

Waterloo

Personen:

Amtmann	Frau Knuth
Viebich	Wilhelm
Sein Sohn Bertold	Wilhelms Mutter
Juliane (Chor)	Bürger und Bürgerinnen

Der Sketch spielt in einer Kneipe

In einer Gifhorner Kneipe. Amtmann und der alte Viebich. Im Hintergrund Bertold, Juliane und Frau Knuth. Die Gifhorner Bürger und Bürgerinnen schmettern gerade ein patriotisches Lied.

Viebich: Ein Hoch unseren Siegern, unseren Helden!

Alle: Hoch, hoch, hoch!

Amtmann: Was für ein Tag! Und alle haben schon befürchtet ... Aber dann ist es wahr geworden, ein Sieg, ein grandioser, ein nicht erhoffter Sieg über Napoleon.

Viebich: Und jetzt sitzt er auf St. Helena und schmort.

Amtmann: Soll er! Meinen Segen hat er ... Friede! Endlich wieder Friede! Und Handel und Wandel werden wieder bei uns einkehren nach all den Jahren des Kampfes und der Erniedrigung, des Hungers und der Not.

Viebich: Das ist nun vorbei! Das ist Geschichte! Ein Volk von Brüdern und Schwestern ist geboren worden!

Amtmann: Und damit diese ruhmreiche Taten bei Waterloo nicht in Vergessenheit geraten, wird das nächste Schützenfest zu Ehren unserer Helden ausgerichtet werden.

Alle: Bravo!/ Hört, hört!/ Sehr gut ...

Amtmann: Noch Generationen von Schützen werden daran denken, dass einstmals im Jahre 1815 unsere tapferen Männer gegen Napoleon ...

Viebich: Und für alle Zeit wird dann Waterloo mit unserem Schützenfest in Gifhorn verbunden sein.

Amtmann: Grad so! Du hast mir aus der Seele gesprochen.

Großer Jubel.

Amtmann: Das Alte verbindet sich mit dem Neuen, die gute alte Zeit mit der neuen, der blutigen. Und daraus wird eine Tradition entstehen, und noch in vielen Jahren werden unsere Enkelchen sagen ... Unsere Männer in Waterloo! Kampf und Sieg! Und daraus

wird eine neue, eine bessere Zeit erwachsen, eine Zeit des Friedens.

Viebich: Eintracht und Bürgersinn, so möge das Motto hinfort lauten.

Alle stehen auf und schmetterten ein Lied ... Alle? Bertold ist gerade dabei, mit seiner geliebten Juliane heftig zu turteln. Plötzlich wird es ganz still in der Kneipe. Alle schauen zu den beiden..

Juliane: Aber nicht doch ... Bertold ... Das kitzelt so ... Küß mich!

Großes Gelächter. Die beiden Turteltäubchen schrecken hoch.

Juliane: Och ...

Frau Knuth geht zu den beiden.

Knuth: Noch einmal jung sein und so verliebt! So lasst euch nur nicht stör'n, wir haben ja alle vollstes Verständnis für euch beide, nach so langer Zeit. Das wird heute wohl eine lange Nacht werden, vermute ich. Genießt sie nur, so eine Nacht kommt so schnell nicht wieder. Treibt es aber nicht zu arg.

Viebich: Ja, heute Nacht werden Helden gezeugt!

Knuth: (zu *Viebich*) *Erinnert Ihr euch noch, wie sie los marschiert sind ...*

Viebich: Als wär's heute, liebe Frau.

Knuth: Und ich hab gedacht, so jung und schon den Heldentod entgegen. Haben ja noch gar nicht richtig gelebt. Also, wenn unser-eins, habe ich gedacht ... Wenn Sie zum Beispiel. Sie haben ja schon einige Jährchen auf dem Buckel. Also, um Sie wär es ja wirklich nicht schad.

Viebich: Eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Vor der Welt und uns Gifhornern. Aber leider war sie mir nicht vergönnt. Wie gern hätte ich ...

Knuth: Ausgerechnet Sie!

Alle grinsen.

Viebich: (zu *Bertold*) *Erzähl doch mal!*

Bertold: Tja, wie soll ich sagen ...

Viebich: So gegen zehn begann die Schlacht, nicht wahr?

Bertold: Ja.

Viebich: Und sie dauerte bis in die tiefste Dunkelheit. War's nicht so?

Bertold: Ja.

Viebich: Die Brigade unserer Helden stand sieben Stunden im Kartätschen-Feuer. Wisst ihr eigentlich, was das heißt? ... (zu *Bertold*) *Erzähl's doch endlich, bist ja dabei gewesen. Los, erzähl's den Leuten hier.*

Bertold: (umständlich) *Also, das müsst ihr euch so vorstellen ...*

Viebich: (brüllt) *Oder habt ihr keine Phantasie?*

Alle: Ja/ Und wie/ ...

Bertold: Von den Scharfschützen haben wir zehn verloren ...

Viebich: Weg waren sie, den Heldentod gestorben ... (haut *Bertold* auf den Rücken) *Aber du hast es überlebt. An dir ist der Tod gerade noch mal vorbeigegangen ... Sage und schreibe, über 50 Geschütze*

haben wir erobert, mitsamt den Pulverkarren, das nenn ich Beute. Und mehrere Tausend Gefangene gemacht. Hände hoch! Und schon sind sie eingeknickt, haben sich ergeben. (zu Bertold) So hast du's mir doch erzählt.

Bertold: Genau!

Viebich: Ja, jetzt bist du ein Mann, gestählt durch diese Schlacht.

Das Gäste machen Kriegsgeräusche.

Viebich: 100 000 Franzosen fochten gegen uns. Das ist nicht wenig, meine Herrschaften. 100 000! Und die kommen näher und näher. Jetzt sind es nur noch ein paar Schritte. Und aus allen Rohren feuern sie ... (zu Bertold) Erzähl doch mal!

Bertold: Unsere Landwehr stand wie ein Mann ...

Viebich: Habt ihr das gehört? Wie ein Mann! Kerzengrad! Ja, das sind echte Kerle, diese Landwehrmänner. Leute aus Gifhorn! ... Wir kämpften wie die Löwen, sag ich euch. Dem Napoleon wurde sogar ein Bein blessiert ... Er kommandierte auf einem Hügel, weil von Statur sehr klein, dieser Korse, den Dreispitz tief ins Gesicht gedrückt ...

Bertold: Jetzt phantasierst du aber.

Viebich: War's nicht so? ... Und seine Hämorrhoiden schmerzten. Ja, das ist bezeugt. Seine Kavallerie, seine berühmte, seine allerbesten Leute, die er aufzubieten hatte, in den Sack gehau'n, zusammengeschossen.

Knuth: Die armen Pferde!

Viebich: Kurz und gut, alles fand ein gutes Ende. Und zuguterletzt haben wir es unseren Landwehrmännern zu verdanken, dass wir den Sieg davongetragen haben. Denn ohne sie wäre Napoleon jetzt nicht auf St. Helena.

Bertold: Es hat aber auch viele Verwundete und Tote gegeben.

Viebich: Wo gehobelt wird, fallen Späne. Ein dreifaches Hoch unseren Helden! Sie leben hoch, hoch, hoch!

Großer Jubel.

Knuth: (zu *Viebich*) Ein schöne Rede! Als wären Sie dabei gewesen.

Viebich: Kusch, alte Vettel! Unbefriedigtes Weib! Nur Gift und Galle. Das Wohnrecht sollte man Ihnen entzieh'n. Für so was ist kein Platz in unserer Stadt.

Knuth: Fassen Sie mich ja nicht an!

Amtmann: Eintracht und Bürgersinn, liebe Freunde! ... Und jetzt wird gefeiert! Und aller Streit ist vergessen.

Musik und Gesang.

Viebich: (zu *Bertold*) Wie haben denn die Landwehrmänner aus Braunschweig gekämpft? Sei ganz ehrlich!

Bertold: Nicht schlecht.

Viebich: Aber auch nicht gerade gut, eben so lala, so vermute ich. Lieg ich da so falsch?

- Bertold:* Das kann ich nun wirklich nicht behaupten.
- Amtmann:* Und die aus Celle? Jetzt sag bloß, die haben ihr Letztes gegeben, voller Todesmut?
- Bertold:* Auch die ...
- Amtmann:* Waren aber längst nicht so gut wie ihr.
- Vieich:* Und warum?
- Allgemeines Gemurmel.*
- Vieich:* Weil ihr aus Gifhorn stammt. Das macht den Unterschied. Seid eben aus einem anderen Holz geschnitzt.
- Beifall.*
- Amtmann:* (zu *Bertold*) Jetzt nur keine falsche Bescheidenheit, mein Freund. Das ehrt dich, sicher ... Aber wie heißt es doch so schön? Ehre dem, dem Ehre gebührt. Und die gebührt nur euch.
- Vieich:* Und warum?
- Bertold:* Das möchte ich auch mal wissen.
- Vieich:* Bist ein Dummkopf, ein lieber. Ein Held mit einem dicken Brett vor dem Kopf. Nichts für ungut.
- Bertold:* Jetzt sag schon!
- Vieich:* Weil wir alle Zickenstädter sind. Das ist der Unterschied, der feine. Begriffen?
- Bertold:* Nein.
- Allgemeines Gemurmel.*
- Vieich:* Hab ich recht? Oder ist hier jemand anderer Meinung? Immer raus mit der Sprache! ... Hätte mich ja auch gewundert.
- Amtmann:* Und das Schützenfest? Nach den alten Statuten aus dem Jahr 1661, wie's bei uns so Brauch ist? Oder sollten wir vielleicht ...
- Vieich:* Alt und neu. Was sich bewährt hat, das kann bleiben. Aber jetzt ist eine andere Zeit, also müssen auch die Statuten des Schützenfestes neu geschrieben werden. Heldentum will gefeiert sein. Würdig! Zum ewigen Andenken! Also?
- Amtmann:* Lass mich überlegen.
- Vieich:* Alle sollen das!
- Die Gäste schauen sich fragend an.*
- Vieich:* Wie wollen wir es also hinfort halten? So brav und bieder wie bisher? Oder dem Anlass angemessen? Ich sag nur eins, Waterloo!
- Amtmann:* Doch wie?
- Vieich:* Gang um eine Eiche, könnt ich mir denken. Um eine deutsche, selbstverständlich.
- Amtmann:* Eine aus Gifhorn. Denn nur in Gifhorn wachsen echte deutsche Eichen.
- Vieich:* Aufmarsch vor dem Rathaus. Ihr an der Spitze, der Bürgermeister in voller Montur.
- Amtmann:* Zusammen mit den Ratsherren.
- Vieich:* Umrahmt von unseren Helden.

- Amtmann:* Aber mit Musik.
- Vieich:* Eine Kapelle muss her. Unsere Waterloo-Kapelle. Bestückt mit den allerbesten Musikern.
- Wilhelms Mutter kommt in die Kneipe. Sieht ihren Sohn und fällt ihm um den Hals.*
- Mutter:* Mein Sohn! Endlich hab ich dich wieder.
- Wilhelm:* Mutter!
- Mutter:* Endlich kann ich dich wieder in meine Arme schließen. Du weißt ja gar nicht, wie sehr du mir gefehlt hast. Ach, wenn du nur wüsstest!
- Vieich:* Sie haben einen Sohn! Da kann man ja nur gratulieren.
- Mutter:* Jeder Schritt wird mir schon zuviel. Und dann musste ich auch noch Holz hacken, den Garten umgraben, natürlich musste ich auch einkaufen geh'n, so ein Haushalt will versorgt sein ...
- Amtmann:* Sie können stolz sein auf ihren Wilhelm! Das ist ein Mann, sag ich Ihnen. Hat seine Feuerprobe in Waterloo bestanden. Aus dem wird dereinst noch was werden.
- Mutter:* Und dann ist auch noch eine Nachbarin niedergekommen. Da musste ich natürlich auch behilflich sein.
- Wilhelm:* Liebe, brave Mutter.
- Mutter:* Und einmal gab es Feuealarm. O Gott! Da bin ich durch die Stadt geirrt und wusste nicht mehr, wie ich nach Hause kommen sollte.
- Vieich:* Vielleicht wird ihr Sohn ja der nächste Schützenkönig. Das Schießen hat er ja gelernt.
- Amtmann:* Zu gönnen wär's ihm ja.
- Mutter:* Seitdem hab ich immer Angst. Und die verfolgt mich auf Schritt und Tritt, diese Angst. Mein Sohn, mein Wilhelm, wenn ich dich nicht hätte!
- Amtmann:* Liebe Freunde, liebe Zickenstädter!
- Alle:* Hört, hört ...
- Amtmann:* Das nächste Schützenfest wird in der Woche um den 18. Juni gefeiert!
- Vieich:* Denn dieses Datum ist uns heilig. Waterloo! Mitten im Juni wurde geballert und geschossen. Und mitten im Juni werden wir dieser Schlacht gedenken.
- Amtmann:* Und das von nun an jedes Jahr, bis ...
- Alle:* In alle Ewigkeit!
- Großer Jubel und Gesang.*

Wahnsinn

Sketch
(2000)

Ich will mich ja nicht beklagen. Ich konstatiere lediglich, und das wird ja hoffentlich noch erlaubt sein. Übrigens, ich bin ganz klar bei Verstand, nicht dass Sie vielleicht meinen ... (*schaut sich ängstlich um*) Meine Frau wird jeden Moment hier sein. Deswegen nur ganz kurz ... Sie regt sich ja immer so schnell auf, bei jeder Kleinigkeit, sie ist aber keine Cholerikerin, nicht dass Sie glauben ...

Ich bin ein leidenschaftlicher Sänger. Jede Woche einmal Chor, zur Probe, damit es dann auch eine gelungene Aufführung gibt. Und da ist es schon mal vorgekommen, das will ich ja gar nicht bestreiten, dass ich einige Minuten später nach Hause gekommen bin. Und jedes Mal, meine Damen, das nehm ich auf meinen Eid, hatte ich ein schlechtes Gewissen.

Ich liebe es auch, mit meinem Computer zusammen zu sein. Also, ich sitze vor diesem Gerät und kann mich darin sozusagen verlier'n. Will sagen, ich verbringe vielleicht das eine oder andere Mal etwas zu viel Zeit damit. Und wieder habe ich ein schlechtes Gewissen. Kann dann meiner Frau kaum noch unter die Augen treten, nur mit schlotternden Knien sozusagen.

Ich habe es gebüßt, diese meine Lust mit einem toten Gegenstand. Der Monitor, diese Scheibe, die so unschuldig schaut, da die Tastatur, auf die man einhämmern kann, so viel man will ... (*schaut sich wieder um*) Wird sich wohl etwas verspätet haben, meine Frau! Trotzdem ist Vorsicht geboten ...

Meine Frau und ich haben lange diskutiert über unser Zusammenleben. Schließlich sollte es ja getragen sein vom Geist gelebter Humanität. Und dazu gehört nun mal, dass sich jeder auch an bestimmte Spielregeln hält.

Ich hab mich also des Haushalts angenommen, über das normale Maß weit hinaus. Wollte alles wieder gutmachen durch Fleiß, Pünktlichkeit und ein Übersoll an erfüllten Pflichten.

Mein Gewissen hat sich wieder beruhigt. Meine Frau hat sich wieder ganz normal mit mir unterhalten können. Ohne diesen Unterton in der Stimme, Sie wissen schon ... Aber eine gewisse Hysterie ... Daran zu erkennen, dass die Stimme, eben noch in Normallage, plötzlich scharf nach oben geht, in den Diskant, wie wir Sänger zu sagen pflegen, dass die Lautstärke urplötzlich stärker und stärker wird, ohrenbetäubend sozusagen ... Ein ungewöhnliches Crescendo, jeder Musiker weiß, wie schwer das zu erzeugen ist, selbst Furtwängler hätte seine liebe Mühe damit gehabt.

Und dass unschuldige Gegenstände, eine Vase zum Beispiel, jäh ihr anorganisches Leben aushauchen müssen. Nein, ich bin dabei noch niemals verletzt worden, das zu ihrer Beruhigung ... Das liegt bei ihr im Blut, dieses Aufbrausende, dieses Aufflammen ihres Temperaments, wir alle sind ja nur

Prudukt unseres genetischen Materials. Doch mit Hilfe einer gelungenen zivilisatorischen Einübung könnte man natürlich das eine oder andere mildern, wenigstens die allerschlimmsten Auswüchse, das Exzesshafte gewissermaßen ...

Dann passierte Folgendes. Wenn ich mich jetzt diesen Ereignissen zuwende, dann im Bewußtsein, dass es sich hier um Vorkommnisse handelt, die sich für einen Uneingeweihten nur sehr schwer vermitteln lassen. Deshalb will ich versuchen ... (*greift sich ans Herz*) Und schon erhebt diese Organ seine Stimme, lass es, sagt es es mir, versuche nicht, daran zu rühren. Es ist zwecklos. Diesen Kampf kannst du nie und nimmer gewinnen. Arrangiere dich! Oder willst du den Verstand verlier'n? Kein Wort mehr! Du hast schon viel zu viel gesagt! Schweig, mein Mund! Meine Zunge sei aus Blei!

Doch ich muss! Ich kann nicht anders. Ich werde reden, meine Damen!

Ich komm nach Haus, zur gewohnten Zeit, zur Essenszeit. Seit Jahren bei uns so üblich, punkt sechs. Kein Essen auf dem Tisch. Meine Frau ist nicht zu seh'n. Ich denke, ei, was ist denn los? Sollte irgendwas passiert sein? Ich werde unruhig, denke an das Schlimmste.

Sie kommt ins Zimmer, lächelnd, wie der Frühling höchst persönlich. Hält mir ein Stück Stoff unter die Nase. Genauer gesagt, mehrere Stücke Stoff, zusammengenäht, fleckenartig ... Sehr bunt, das muss ich sagen, aber sonst ohne Sinn und Verstand. Ich bin ein vernünftiger Mensch, habe die Universität besucht. Bemühe mich, tolerant zu sein, auch Leuten gegenüber, denen man normalerweise nicht die Hand zum Gruße reicht.

Sie schaut erwartungsvoll. Na, sagt sie? Ich: was ist? Darauf sie, was sagst du nun? Ich: was soll ich denn sagen? ... Dann fängt sie an zu weinen, erst ganz leise, kaum vernehmlich, dann lauter und lauter. Und rennt aus dem Zimmer. In der Tür sagt sie noch: Du Ignorant!

So fing alles an. Sie hatte sich nämlich der Kunst des Patchworkens verschrieben. Und ich muss seitdem versuchen, meine innere Ruhe, meine Balance wiederzufinden.

Patchwork! Die Fertigkeit, Stoff-Flecken zusammenzunähen. Schön bunt soll es sein. Je bunter, desto besser. Meine Frau: Siehst du denn nichts? Ich frage: was soll ich denn seh'n? Na, die Formen und Farben, sagt sie. Aber welche Formen und Farben denn, frage ich? Dieser Dialog, hier in Kurzform wiedergegeben, bestimmt seitdem unser Leben.

Ich soll loben und preisen. Und meine Frau vergisst, das Essen zu machen. Ich soll wie ein Storch im Salat durch die Wohnung schreiten, weil überall nur Stecknadeln ... Sogar unterm Kopfkissen hab ich kürzlich einige gefunden. Und sie patcht munter vor sich hin. Ein Fleckchen hier, ein Fleckchen da. Und ist der Tisch voll davon, wird der Teppich eingesaut.

Will ich an meinen Schreibtisch, so habe ich Berge von Flecken vorsichtig zur Seite zu legen, damit nur ja nicht irgendsoein kostbares künstlerisches Muster dabei kaputt könnte. Ersparen Sie mir die Einzelheiten, meine Damen ... (*schaut sich wieder um*) Noch hab ich einige Sekunden Zeit, und die werde ich auch nützen!

Sie fährt auf Tagungen. Das kostet natürlich Geld. Woher sie's hat, ich weiß es nicht. Nur eins steht fest: Seitdem hab ich abgenommen, offenbar spart sie am Essen. Vielleicht macht sie sogar Schulden.

Es ist wie eine Sucht. Das gesamte Denken und Fühlen meiner Frau konzentriert sich nur noch auf diese Flecken Stoff. Ihr gesamtes Interesse wird regelrecht davon aufgesogen. Das Schlimmste ist, ich bin für sie gar nicht mehr vorhanden. Ich existiere nur, wenn ich nicht sofort begreife, was sie sagt, wenn ich nicht sofort ins allerhöchste Lob ausbreche. Wenn ich, zum Beispiel, in eine Nadel getreten bin und vor Schmerzen aufschreie. Dann nimmt sie mich wahr, aber nur dann!

Allein der Blick! Der geht durch Mark und Bein. Darin liegt, unübersehbar, du Idiot, du verdammter Ignorant! ... (*krümmt sich vor Wut und Schmerz*) Ignorant! Das mir! Ich habe studiert, bin in meiner Firma aufgestiegen, hab's bis zum stellvertretenden Direktor geschafft. Für sie bin ich aber nur ein Ignorant, ein Depp, ein hirnrissiger Idiot!

Warum erzähl ich Ihnen das? Weil seitdem alles anders geworden ist. Aber sie fühlt sich wohl dabei. Spricht davon, dass es ihrer Seele guttut. Dass sie endlich ein sinn erfülltes Leben führen kann.

(*vergräbt seinen Kopf in den Händen*) Und ich dachte immer, dass sie mich als ihr wahres und einziges Lebenszentrum betrachtet, dass sie gewissermaßen wie ein Planet um mich, ihre Sonne, kreist.

Ich habe eine Plan, meine Damen. Den möchte ich Ihnen unterbreiten, auch auf die Gefahr hin, dass ich abgeführt werde in einer Zwangsjacke, direkt in eine Irrenanstalt.

Zuerst werde ich mich des schlechten Gewissens entledigen. Das wird mich nie mehr plagen ... Ich werde tagelang vor meinem Computer sitzen. Nach der Chorprobe werde ich noch in eine Kneipe geh'n und trinken, so viel ich will.

(*hält inne*) Mehr wage ich nicht? Dafür bin ich auf die Welt gekommen? ... Es ist ja gar nicht so einfach, ein tolles, ungebundenes sinnerfülltes Leben zu führ'n. Dabei steht in allen Zeitungen, dass das mittlerweile Mode ist. Die Selbstverwirklichung! Die Emanzipation! Der Bruch mit dem Hergebrachten. Die neue, ungeahnte Freiheit!

Aber vielleicht sollte ich es ihr gleichtun? Ihr zum Trotz! Dann steht mein Chaos gegen ihr Chaos ... Dann werden meine Nadeln gegen ihre Nadeln kämpfen. Und meine Stoffreste werden ihren Resten den Rang ablaufen, in ihrer Buntheit und Formenstrenge.

Der heilige Bund der Ehe ist nun aufgekündigt. Ich werde in dir nie mehr die liebende Frau sehen können. Von heute an bist du nur noch meine Kokurrentin! Bisher war's doch so, und das war gut und gottgewollt, Mann und Frau zieh'n an einem Strang, bilden einen Bund, der der bösen Welt die Stirne bietet. Sie bau'n ein Nest, das warm und kuschelig ist. Die Familie hatte über die Jahrtausende Bestand. Das ist nun vorbei. Jetzt herrscht Krieg. Und da sind bekanntlich alle Mittel erlaubt. Ich oder du, das ist jetzt die Devise.

(fällt auf die Knie) Gott, verzeih! Ich habe deine Weltenordnung aus den Angeln gehoben, ich, ein kleiner Angestellter, ein Hobbysänger, ein braver Ehemann ... Doch es muss sein. Meine Frau ist schuld. So richte denn deinen göttlichen Zorn gegen sie, und verschone mich.

Und aus deiner schönen heilen Welt wird eine Wüste werden, öd und leer. Die Kälte wird uns alle beherrschen. Wir werden frier'n, wie die jungen Hunde. Das heilige Feuer, das du uns gegeben hast, wird erlöschen. Stattdessen werden Frost und Eis ihre Herrschaft antreten. Und wir werden daran zugrunde geh'n, ich weiß. Hier stehe ich und muss mit Martin Luther sagen: Ich kann nicht anders. Das Schisma ist vollzogen von Tisch und Bett.

Mathilde, du hast es nicht anders gewollt! Du hast mich zum Opfer gemacht. Aber das Opfer schlägt zurück! Das ist ein Akt der Selbstverteidigung. Ich werde nun zum Schläger werden, zum unheiligen Killer, bewaffnet mit Zwirn und Nadel, ausgestattet mit Stoff-Flecken und den Kopf angefüllt mit Mustern und Formen und Farben. Und wenn sich mein Blick verdüstern sollte, dann ist das nur ein Zeichen meiner neu gewonnenen Kreativität. Missdeute nicht diesen Blick!

Ach, wärest du doch die geblieben, die du einstmals warst! Mein kleines süßes Frauchen, mein Betthupferl, mein honigsüßer Engel ... Gott hat uns verflucht!

* * *

Der Erbonkel

Sketch

Wohnstube. Herr Biederstedt liest Zeitung. Seine Frau Mathilde kommt auf die Bühne und schleppt einen schweren Reisekoffer.

Mathilde: Statt mir zu helfen ...

Vater: Bin gleich soweit.

Mathilde: Um deine Sachen musst du dich aber schon selber kümmern.

Vater: Hab ich doch.

Mathilde: Da bin ich aber mal gespannt.

Vater: Wie soll ich denn das schon wieder versteh'n?

Mathilde: Hast doch sicherlich wieder die Hälfte vergessen, wie's so deine Art ist. Und dann bin ich wieder dran schuld.

Vater: Bist du auch.

Mathilde: Wie?

Vater: Wer ist denn zuständig für die Packerei? Das ist ganz deine Sache. Das Packen gehört nun mal zu deinem Betätigungsfeld. Sei froh, dass du als Weib auch einmal eine echte Verantwortung tragen kannst.

Mathilde: Aber Zeitung lesen, das kannst du.

Vater: Einer muss ja den Überblick behalten, in dieser Familie. Was weißt denn du schon von der großen Politik? Die interessiert dich doch kein bisschen.

Mathilde: Pack jetzt deine Sachen!

Vater: Im Moment ist sie ja wieder in Bewegung geraten. Und wem haben wir das zu verdanken? Unserem Kanzler, unserem Bismarck! Ja, das ist ein Kerl. Ganz nach meinem Geschmack.

Mathilde: Früher hast du aber ganz anders geredet.

Vater: Früher!

Mathilde: Die Preußen waren dir doch immer verhasst. Konntest sie nicht aussteh'n, die Preußen.

Vater: Und jetzt sind sie unsere Hoffnung!

Mathilde: Was?

Vater: Wer wird denn das Reich endlich einen? Doch nur die Preußen, unter der Führung des Kanzlers. Wilhelm I. und Bismarck! Cas-tor und Pollux sozusagen. Romulus und Remus. Ein Geschenk des Himmels.

Mathilde: Politik hat mich ja noch nie sonderlich interessiert. Weil sie ja zu nichts führt.

Vater: So kann ja nur ein Weib daherreden! Offenbar gebricht es dir an den einfachsten Voraussetzungen für dieses Geschäft.

- Mathilde:* Ein schmutziges!
- Vater:* Was?
- Mathilde:* Das sind deine Worte.
- Tochter auf.* Auch sie schleppt eine Reisetasche herein.
- Vater:* Brav, mein Kind.
- Tochter:* So, ich bin fertig.
- Vater:* Das ist aber schön.
- Tochter:* Wann soll's denn endlich losgehen?
- Vater:* wirst dich noch etwas gedulden müssen. Die Postkutschen fahren eben nur alle halbe Tage. Und das heißt ...
- Tochter:* Da hätte ich mich ja nicht so beeilen müssen.
- Vater:* Dein Erbonkel wird sich aber freu'n. Und wie er sich freuen wird. Hast ihn ja noch gar nicht geseh'n. Das ist ein Mann, sag ich dir. Ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann. Und Geld hat er, Geld wie Heu!
- Tochter:* Und deswegen fahren wir ja auch zu ihm, des Geldes wegen.
- Vater:* Nein!
- Tochter:* Natürlich!
- Vater:* Aus rein familiären Gründen. Dein Onkel ist nicht mehr der Jüngste, wie du weißt. Außerdem kränkelt er. Hat's auf der Lunge, wie ich seinem Brief entnehmen kann.
- Mathilde:* Und wird auch nicht mehr lange machen.
- Vater:* Das möge Gott verhüten.
- Mathilde:* Sind aber deine Worte.
- Vater:* Blödsinn!
- Tochter:* Für mich ist das ja einfach nur geschmacklos.
- Vater:* Was?
- Tochter:* Dass wir jetzt plötzlich ... Auf einmal, wo wir uns doch noch nie um ihn gekümmert haben. Jetzt, wo er krank ist.
- Vater:* Er wird auch wieder gesunden, so hoff ich doch.
- Mathilde:* Zwei Tage in so einer Kutsche, Gott, ich darf gar nicht daran denken. Über Stock und über Stein. Und dann noch diese unfreundlichen Kutscher, grobe Kerle ...
- Vater:* Das ist nun mal der Preis, den wir zu entrichten haben. Aber das ist es uns auch wert. Schließlich ist er mein Bruder.
- Tochter:* Um den du dich nie gekümmert hast, in all den Jahren.
- Vater:* Ich werde ihn in meine Arme schließen. Und Tränen der Rührung werden über meine Wangen kullern ... So eine Versöhnung ist ja auch immer etwas Schönes. Allein unsere Christenpflicht gebietet uns ... (*zur Tochter*) Dass du zu ihm auch immer freundlich bist. Und wenn dir das eine oder andere missfallen sollte, immer ganz freundlich bleiben. Vielleicht ist es ja unser letzter Besuch, wer weiß.
- Mathilde:* Wieviel Grenzen haben wir denn zu überquern, auf dieser Reise?

- Vater:* Ein gutes Dutzend, könnt ich mir denken. Aber das ist nun mal so in unserem Reich. Noch ist es so!
- Mathilde:* O Gott!
- Vater:* Das wird sich jetzt aber ändern, sag ich dir. Denn unser Bismarck hat ja die Idee des Reiches wieder aufgegriffen. Und wird sie auch verwirklichen. Von mir aus meinetweg'n auch mit einem Krieg. Die Österreicher werden natürlich dagegen sein. Soll'n sie doch!
- Mathilde:* Schon wieder Krieg!
- Vater:* Schon wieder? Nein, meine Liebe! Seit den Freiheitskriegen herrschte hier nur der nackte Frieden. Und ist nicht gut für ein Volk, denn wer rastet, der rostet. Und so ein Krieg, der uns die Einheit bringt, ist ein gerechter. Außerdem werden dann endlich auch die vielen Grenzen fall'n, von einem Ende des Reichs in das andere, ohne einen einzigen Schlagbaum ... Stell dir das nur mal vor! Ohne Grenzkontrollen! Ohne Pässe! ... Und unser neues Reich wird erstarken. Und das wird die Franzosen natürlich nicht gerade freu'n.
- Mathilde:* Ich bin müde!
- Vater:* Auf, gleich geht es los ... (*zur Tochter*) Und immer freundlich! Keine Widerworte! Sag am besten zu allem nur Ja und Amen. Schließlich bist du ja die alleinige Erbin. Meinem Bruder waren ja leider keine Kinder vergönnt. Der Arme! Rackert sein Leben lang, und kann seinen Besitz nicht in direkter Linie weitergeben. Gott, muss ihn das schmerzen.
- Mathilde:* Außerdem bin ich unpässlich im Moment.
- Vater:* Wenn du dich nur beklagen kannst! Reiß dich doch zusammen! So eine Gelegenheit kommt so schnell nicht wieder.
- Tochter:* Am besten, ich bleib da! Für so eine Komödie bin ich nicht geschaffen.
- Vater:* Das ist keine Komödie! Das ist ein Geschäft! Und da heißt es eben, Zähne zusammenbeißen und durch.
- Tochter:* Ohne mich!
- Vater:* (*packt sie*) Untersteh dich!
- Tochter:* Au!
- Mathilde:* (*heult los*) Immer bist du gleich so grob!
- Vater:* Mit der Reichsgründung werden auch wieder die Geschäfte florier'n! Und dazu brauch ich Geld. Und mein Bruder hat es dicke, wie du weißt ... (*zu Tochter*) Und jetzt wird geübt, meine Liebe! Mach ein freundliches Gesicht! Los! Strahl mich an! Und sag ...
- Tochter:* Nichts werd ich sagen!
- Mathilde:* Ich geh ins Bett!
- Vater:* Hier wirst du bleiben!
- Mathilde:* Ich geh!

- Vater:* An euch beiden scheint ja die deutsche Geschichte absolut spurlos vorübergegangen zu sein! Wofür haben wir denn gekämpft in den Freiheitskriegen gegen Napoleon? Für die Einheit!
- Mathilde:* Und für die Freiheit!
- Vater:* Du bist still! Und jetzt steht sie vor der Tür ... Soll ich denn nicht davon profitier'n? Sollen denn nur die ander'n? Ich werde bei diesem Geschäft doch nicht abseits steh'n ... Was habt ihr denn eigentlich gegen ein schönes großes herrschaftliches Haus? Gegen eine Dienerschaft? Und du, mein Kind, wirst dann auch in die allerbesten Kreise einheiraten können. Jetzt überleg doch mal!
- Tochter:* Pfui!
- Vater:* Liebe hin, Liebe her! Wie man sich bettet, so liegt man! Deine Flausen in Ehren, doch davon wirst du nicht satt. Jetzt wird geübt. Und diese Lektion wirst du dir merken. Probe aufs Exempel. Ich bin dein Onkel, sieh und vom Tode gezeichnet. Du kommst an mein Krankenlager und sagst ...
- Tochter:* (*unter Tränen*) Wie geht's dir denn?
- Vater:* Doch nicht so! So ohne Herz! In jedem Hauch muss man deine jungfräuliche Seele spür'n. Auf ein Neues, verdammt nochmal!
- Tochter rennt raus.*
- Mathilde:* Das hast du nun davon! ... Ein schönes großes Haus? Vielleicht sogar eine Villa?
- Vater:* Ja.
- Mathilde:* Eine Dienerschaft?
- Vater:* Und nicht zu knapp, sag ich dir.
- Mathilde:* Und standesgemäß wird geheiratet.
- Vater:* Hoch hinaus, in die obersten Kreise, ganz weit nach oben.
- Mathilde:* Mir wird ja gleich so schwindelig!
- Vater:* Das könnte dir gefall'n, nicht wahr. Das lässt dein Herz gleich höher schlagen. Das beschleunigt deinen Puls. Wie rosig deine Wangen sind! Und wie du riechst!
- Mathilde:* (*wie in Trance*) Wie riech ich denn?
- Vater:* So ganz anders.
- Mathilde:* Hirnvernebelnd?
- Vater:* Sinne raubend! Hochherrschaftlich! ... (*küsst sie leidenschaftlich*) Gleich werde ich zum Tier!
- Mathilde:* Und wir hätten auch keine Sorgen mehr.
- Vater:* Bis an unser selig Ende ausgesorgt.
- Mathilde:* Ich bräuchte nur mit dem Finger zu schnippen ...
- Vater:* Sehr wohl, Madame, wie Madame befehlen!
- Mathilde:* Ein junger schmucker Offizier?
- Vater:* Ein Leutnant der kaiserlichen Garde. Apropos Kaiser ... Dann ist Wilhelm eins Kaiser! Und wir leben dann in einem Kaiserreich!
- Mathilde:* Alles nur für unsere Tochter!

Vater: Nur für sie, für dieses missratene Wesen. Aber was ein echter Vater ist, der weiß auch zu verzeih'n.

Mathilde: Was für Zeiten! Heroische Zeiten!

Vater: Da wird selbst der kleinste Wurm zum Helden!

Vater und Mutter tanzen ein paar Takte.

Vater: Wo ist unsere Tochter?

Mathilde: In ihrer Kemenate.

Vater: Jetzt wird geübt. Und wenn ich ihr diese Lektion einprägen müsste.

Beide schnell ab.

* * *

Heike

Überaus gemütliche Wohnstube. Heike schnell auf, schaut sich wütend um und schreit ...

Heike: Und dich hab ich mal geliebt! Für dich wäre ich durch alle Feuer gerannt ... (*schmeißt sich auf den Stuhl*) Du Verbrecher! Du gewissenloser Kerl! Du Vampir, du! ... (*heult los*) Mich so zu belügen! Ein anständiger Mensch würde rot dabei werden, aber du ... Und wenn ich dich frage ... Keine Antwort! Weil du dich ja wieder mal total ausschweigen tust. Und ich kann fragen und fragen ... Das machst du doch mit Absicht so ... Jetzt reicht's, jetzt ist es aus mit uns zwei. Und zwar für immer.

Springt auf und rennt zur Tür und schreit ...

Heike: Willst du das? Natürlich willst du das! Darauf hast du's doch abgesehen! Aber das wird dich noch mal reu'n.

Putzt sich umständlich die Nase.

Heike: Dass ich auch immer gleich anfangen muss zu plär'n. Wieso kann ich nicht einmal mit einer kalten Wut sozusagen ... Ihm direkt ins Gesicht, eiskalt, total ruhig, auch inwändig. Nein, ich fang gleich an zu heul'n, wie ein kleines Mädchen. Und der Kerl denkt, dass er mich wieder mal so richtig untergebuttert hat. Und ich tu ihm auch noch den Gefäll'n.

Hat sich nun wieder einigermaßen in der Hand

Heike: Du wolltest aufhör'n mit der Raucherei. Hast es mir versprochen, hoch und heilig. Diesmal mein ich's ernst, hast du gesagt, hundertprozentig. Und ich habe dir geglaubt ... Und was machst du ... Rauchst heimlich! Lüg nicht! Ich hab's geseh'n ... Dein Kommentar? Nur noch diese eine Schachtel. Hab sie durch Zufall gefunden. Eigentlich wollte ich sie ja wegschmeißen, diese verdammte Schachtel, doch das hab ich nicht über's Herz gebracht ... Als ob du ein Herz hättest, du Lügner! Und jetzt rauchst du wieder, eine nach der anderen, so wie früher. Du hast dein Versprechen gebrochen. Lüg nicht! Und wer einmal ein Versprechen bricht ...

Rennt zur Tür.

Heike: Was soll ich dir denn noch glauben? Worauf wollen wir denn unsere Beziehung gründen? Auf eine Lüge? Auf ein gebrochenes Versprechen? ... Jetzt ist Schluss! Ich werde mich auch nicht mehr erweichen lassen. Da kannst du winseln, soviel du willst.

Setzt sich.

Heike: Wenn er sich wenigstens entschuldigen würde. Er bräuchte ja bloß zu sagen ... Ach, der kann mich mal!

Geht auf und ab.

Heike: Morgen werde ich mich in der Tanzschule anmelden, das ist beschlossene Sache. Endlich wieder initiativ werden! Die Dinge selber in die Hand nehmen. Und nicht nur warten. Immer habe ich gewartet, auf diesen Kerl gewartet. Hab mich von ihm abhängig gemacht ... Das ist nun vorbei. Gleich morgen geh ich los. Kosten spielen keine Rolle ... In so einer Tanzschule lernt man ja auch Leute kennen, ausgesprochen nette Menschen! Leute, die noch was woll'n vom Leben. Nichtraucher zum Beispiel. Denn wer sich körperlich ertüchtigt, der raucht auch nicht. Der lebt körperbewusst. Der ist offen für neue Erfahrungen ... Und ich werde wieder auf andere Gedanken kommen ... Wie ich das brauche. Wie ich mich danach sehne! Andere Gedanken! Ein neues Leben, ohne diesen Kerl ...

Geht zur Tür.

Heike: Hast du das gehört? Ich werde wieder tanzen! Ich werde das Leben neu entdecken! Aber ohne dich! Dich gib't's nicht mehr. Du bist out!

Lauscht.

Heike: Hast du was gesagt? Natürlich hast du was gesagt ... Ach, quatsch doch nur, soviel du willst. Schleim dich ruhig aus ... Immer hast du deine Versprechen gebrochen! Hab's nur immer wieder vergessen, unserer Beziehung zuliebe.

Lauscht.

Heike: Warum sagst du denn nichts? Bist doch sonst immer so beredt.

Schnappt sich ihre Gitarre und klimpert ein paar Noten.

Heike: Ich werde auch in Urlaub fahr'n, und zwar allein. Machen doch viele heutzutage. Ist doch nichts dabei, oder?

Singt nun kurzentschlossen eine Strophe.

Heike: Jetzt geht's mir gleich wieder besser. Dass ich nicht schon viel früher draufgekommen bin. Muss ja blöd gewesen sein. Jahre habe ich vertan. Und warum? ... Doch jetzt beginnt eine neue Zeit! Ohne dich!

Wieder spielt sie ein paar Takte auf der Gitarre.

Heike: Nerv ich dich? Umso besser. Du hasst dieses Instrument, ich weiß! Weil ich angeblich darauf nicht spielen kann. Ich bin zwar keine ausgewiesene Virtuosa, zugegeben, doch dafür langt's noch allemal. Nur um dich zu ärgern werde ich jetzt spiel'n. Und wenn du dabei platzen solltest.

Spielt wieder.

Heike: Na, wie hat es dir gefall'n? Hat's dich zerrissen? Umso besser! ... Aber du sagst ja nichts!

Spielt ein paar dissonante Töne ...

Heike: Natürlich sind wir alle nicht vollkommen, hab ich auch nie behauptet. Doch man könnte ja wenigstens zu seinen Fehlern steh'n, das ist doch das mindeste. Aber du bist ja die Vollkommenheit in Person ... Du rauchst ja schon wieder! Obwohl du mir versprochen hast ... Das hast du doch, oder? Hoch und heilig! Wenn du wenigstens die Größe hättest, dich zu entschuldigen ...

Geht zur Tür.

Heike: Ich warte! Diese eine Chance hast du noch ... Doch nicht mehr lang! Überleg dir gut, was du tust ... Dann eben nicht! Ganz wie du willst!

Geht auf und ab.

Heike: Wie oft hab ich schon nachgegeben. Und was macht er? ... Nur diesen einen kleinen Schritt ... Weil er wieder mal recht haben muss! Weil er nicht zugeben kann. Weil er der Herr ist!

Bleibt stehen.

Heike: Und das soll ich mir gefallen lassen? ... Nur diesen einen kleinen Schritt. Was ist denn schon dabei ...? Also, wenn ich an seiner Stelle wär ... Ich würd' es tun, sofort. Weil es ja schließlich um unsere Beziehung geht. Da hat der Verstand ja schließlich auch noch ein Wörtchen mitzureden. Da hilft kein falscher Stolz. Da geht's um mehr, um etwas Grundsätzliches. Kleinliche Regungen haben da zu unterbleiben.

Wieder spielt sie ein paar Takte auf der Gitarre.

Heike: Nur dieser eine kleine Schritt ... Das müsste es dir doch wert sein. Haben wir denn nicht auch eine gute Zeit gehabt? Die hatten wir doch, ganz am Anfang, meine ich. Vor vielen Jahren. Damals hast du mich noch nicht belogen. so glaub ich wenigstens. Will es glauben. Damals warst du immer ehrlich zu mir. Doch dann hast du dich verändert ... So gib's doch endlich zu! Oder verbietet dir das auch dein Stolz? ... Nur diesen einen kleinen Schritt ... Sag, dass es dir leid tut, dass du mich belogen hast, dass du so was nie mehr machen wirst. Und alles wäre wieder gut. Weil ich ja auch bereit bin, dir zu verzeih'n.

Geht zur Tür.

Heike: Kannst du mich hör'n? ... Dann nicht! Ganz wie du willst! ... Da bietet man dir eine Chance, die letzte, und was machst du?

Geht auf und ab.

Heike: Wie kann man denn nur so stur sein? Soll ich dich vielleicht um Verzeihung bitten? Soll ich tatsächlich ...? Verlangst du das? Niemals! Nein, das werde ich nicht tun.

Bleibt stehen.

Ich warte.

Wieder geht sie auf und ab.

Heike: Dass mit der Tanzschule, das hab ich ja nur so gesagt. Auch das mit dem Urlaub. Ich wollte dich ja nur ärgern. Schließlich hast du mich ja auch geärgert. So gibt eben ein Wort das andere, und am Ende weiß man ja gar nicht mehr, wer was gesagt hat. Und deshalb müssen wir uns jetzt auch versöhnen. Jeder hat einen kleinen Schritt zu machen, und wenn er auch noch so klein ist. Ich bin bereit dazu. Aber du musst natürlich auch ...Wenn du das jetzt nicht tust, diesen einen kleinen Schritt ... Ich warte. Ich warte.

* * *

Küchenlieder

Erstes Küchenlied

Sketch

Drei Zimmermädchen kommen auf die Bühne.

Singen aus voller Kehle ein Küchenlied.

Setzen sich und beginnen zu stricken.

Ada: (betrachtet ihre Hände) Ich hatte mal wunderschöne Hände.

Carolin: Versuch's doch mal mit einer Creme.

Ada: Hab ich doch.

Berta: Dann nimm Talg. Das ist ein altes Hausmittelchen.

Ada: Und das hilft?

Berta: Also, mir hilft's immer. Allerdings riecht man auch danach.

Carolin: Ich nehm ja immer nur eine Creme. Die ist aber nicht gerade billig.

Berta: Hilft doch nichts!

Carolin: Man muss sie aber ganz regelmäßig nehmen, jeden Tag!

Berta: (zu *Carolin*) Gut schaust du aus.

Carolin: (unsicher) Also, mir gefällt das Kleid.

Berta: Vielleicht aber eine Spur zu auffällig.

Carolin: Hat mir meine Herrin geschenkt.

Berta: Deshalb!

Carolin: In punkto Geschmack macht ihr aber so schnell keiner was vor.

Berta: Die diesjährige Mode gefällt mir aber ganz und gar nicht. In deinem Alter hab ich ja auch jeden Unsinn mitgemacht.

Ada: Meine Madame trägt ja immer alles auf. Die schert sich nämlich einen Dreck um die Mode. Ich glaub, die will noch ihren Mann vergraul'n.

Berta: Die meinige kann ja tragen, was sie will ... Ein hoffnungsloser Fall. Zum Glück hat ihr Mann ja nur seine Arbeit im Kopf.

Ada: Der Graf arbeitet?

Berta: Aber natürlich. Der Graf ist doch ein ausgemachter Pferdenarr! Und abends ist er dann immer völlig zerschlagen.

Ada: So eine Leidenschaft unterhöhlt ja auch noch jede Ehe.

Berta: Im letzten Sommer hat's aber noch einmal kräftig gefunkt zwischen den beiden. Weil der Graf ausnahmsweise mal was getrunken hat Dann verliert er alle Hemmungen und läuft jedem Rock hinterher, ohne Anseh'n der Person. Deswegen hat er mich ja auch begripscht, obwohl er ja eigentlich wissen müsste, dass ich sowas überhaupt nicht mag.

Ada: Jetzt trinkt er nichts mehr?

- Berta:* Keinen Tropfen! Aber das lag ja hauptsächlich daran, dass ihm sein Arzt dringend abgeraten hat. Er soll's nämlich an der Leber haben. Also, das hat mich ja überhaupt nicht gewundert bei ihm.
- Ada:* Ach!
- Berta:* Weil er doch jedes Jahr ins Manöver zieht. Und was machen die Herren der Schöpfung dort. Saufen!
- Ada:* (*schaut ins Publikum*) Dass auch immer so viele Leute kommen müssen.
- Berta:* Kein Wunder um diese Zeit!
- Ada:* Ich hab's aber nicht so gern, wenn der Park so voller Menschen ist.
- Carolin:* Mir gefällt's!
- Berta:* Wenn nur diese vielen Kinder nicht wär'n.
- Carolin:* Sind doch süß, die Kleinen.
- Berta:* Solange sie nicht quaken.
- Carolin:* Also, ich mag Kinder!
- Berta:* Ich ja auch! Nur quaken dürfen sie eben nicht ... Und was macht dein Kommerzienrat?
- Carolin:* Also, ich dräng mich ja in keine Ehe. Er hätte aber wirklich eine andere Frau verdient.
- Ada:* (*zeigt ins Publikum*) Die mit dem Hut, die kenn ich doch! Das ist doch die Frau Oberpostdirektorin, die ihren Mann mit dem Hausmeister betrügt.
- Berta:* Und ich dachte, sie macht's mit so einem Maler.
- Ada:* Weil der Hausmeister ja auch den ganzen Tag im Haus ist. Und deshalb kann sie ja quasi jederzeit zu ihm geh'n, während ihr Mann ja durch seine Arbeit tagsüber angebunden ist. Deshalb könnten sie nur nachts. Aber da ist die Frau Oberpostinspektor meistens müd, weil sie ja schon des Tags. Und so geht eben ein Riss durch diese Ehe, umständehalber. Aber scheiden lassen wollen sie sich nicht.

Zweites Küchenlied

- Berta:* Eine Leber soll ja ein hochkompliziertes Organ sein, hab ich gehört.
- Carolin:* Aber ein Likör wird doch noch erlaubt sein.
- Berta:* Likör ist doch kein Alkohol!
- Ada:* Und warum nicht?
- Berta:* Weil er doch so süß ist.
- Ada:* Eine Leber könnt ich ja wieder mal machen, das haben wir ja schon lang nicht mehr gehabt.
- Berta:* Mit vielen Äpfeln.
- Ada:* Und Zwiebeln. Aber dann müsst ich sie ja wieder schneiden.
- Carolin:* Nimm doch lieber eine Creme.
- Berta:* Wenn du dir wirklich helfen willst, dann nimm Talg.

- Ada:* Dann mach ich doch lieber Nieren.
- Berta:* In der letzten Zeit bin ich immer so schrecklich müd.
- Ada:* Ich auch.
- Carolin:* Bald haben wir ja wieder Neumond.
- Berta:* Ich glaub, bei mir ist es aber eher was Seelisches.
- Carolin:* Weil du ja auch immer was Besseres sein willst. Ich hab aber auch eine Seele. Trotzdem beklag ich mich nicht.
- Berta:* Wenn nur mein Karl mich mal besuchen würde! Nicht mal schreiben tut er mir.
- Ada:* Dann kannst du ihn vergessen.
- Berta:* Das kann ich aber nicht.
- Carolin:* Dann musst du dir eben eine andere Seele zulegen.
- Berta:* Auch das hab ich schon versucht.
- Ada:* Und?
- Berta:* Ich kann doch nicht immer nur den ganzen Tag den Likör wegstinken. Weil das doch schon so langsam auffällt.
- Ada:* Also, am liebsten bin ich ja in der Küch. Da hab ich wenigstens meine Ruh.
- Berta:* Bei mir hat aber die gnädige Frau nichts besseres zu tun, als ständig in der Küche herumzuzschnüffeln. Und immer hat sie was auszusetzen.
- Ada:* Das sollte meine Madame aber mal wagen!
- Carolin:* Ich glaub, du hast es gut getroffen mit deiner Herrschaft.
- Ada:* Solang ich das Hauhaltsgeld akurat einhalte, hab ich keine Schwierigkeiten. Aber sollte ich mal auch nur einen Pfennig mehr ausgeben ...
- Berta:* Die meinige ist genau so geizig. Jede Woche hab ich abzurechnen. Erst neulich hat sie mich beschuldigt, ich würde Geld unterschlagen.
- Ada:* Hast du?
- Berta:* Natürlich! Das machen doch alle.
- Ada:* Aber dass sie dich gleich beschuldigt.
- Berta:* Ich hab's natürlich sofort dem Herrn gesagt. Und der hat's dann wiederum seiner Frau gesagt, dass ich's ihm gesagt habe. Und das war ihr dann sehr peinlich. Dann hat sie mir aber gesagt, dass ich in Zukunft sowas nie mehr sagen dürfte. Wenn ich auch nur ein Wort noch sagen würde, so hat sie gesagt, würde sie mich sofort rausschmeißen, auf der Stelle. Ich hab nur gesagt, gnädige Frau, ganz wie Sie wünschen, ich mach Sie allerdings darauf aufmerksam, dass eine gute Köchin nicht so ohne weiteres zu finden ist. Vor allem nicht, wenn sie mit so wenig Geld auskommen muss. Da hat sie einen roten Kopf gekriegt und ist sehr schnell aus der Küche gegangen.
- Ada:* Das war gut, das mit dem Herrn.
- Carolin:* Ich dürfte das ja nicht, weil mein Herr, wie soll ich sagen ...

- Ada:* Du hast ja einen ausgesprochen netten Herr'n.
Berta: Wie alt ist er denn eigentlich? Ich glaub, der ist ja noch gar nicht so alt.
Ada: Kaum älter als du, würd ich sagen. Obwohl sein Bart ihn schon um einiges älter macht.
Carolin: Ich liebe seinen Bart.
Ada: Und was noch?
Carolin: Wenn er wenigstens ein Auge auf mich werfen würden. Aber nichts!
Berta: Und das ärgert dich.
Carolin: Das macht mich so nervös. Und dann kann ich wieder nicht schlafen, weil ich immer daran denken muss ...
Ada: Mit seinem Herrn soll man ja bekanntlich nie. Weil das ja bekanntlich nur Unglück bringt. Ich kannte da mal ein Zimmermädchen ...
Berta: Anhimmeln kannst du ihn ja! Aber nur kein Verhältnis!
Carolin: Ich will doch lediglich ...
Ada: Was willst du denn?
Carolin: Ach, wenn ich das nur wüsste.
Berta: Wenn mir mein Karl nur endlich schreiben würde!
Ada: Dass du noch immer warten kannst.
Berta: Wir haben uns doch mal die ewige Treue geschwor'n. Aber einen Brief werde ich ihm noch schreiben. So leicht kommt er mir nicht davon.
Carolin: Und ich putze schon in seinem Arbeitszimmer, direkt vor seiner Nase. Kürzlich hab ich sogar schon eine Vase runtergeschmissen, in seiner Gegenwart. Und was hat er gesagt? Schade um die schöne Vase.
Ada: Dann fall doch mal in Ohnmacht.
Carolin: Das trau ich mich aber nicht.
Ada: Ich hab's ja mal gemacht, das war aber schon vor meiner Zeit, vor vielen Jahren. Ich hab lediglich kurz aufgestöhnt ... (*tut es*) Ungefährt so! Mein Herr hat mir dann das Blüschen aufgemacht und Luft zugefächelt,
Carolin: Mehr hat er nicht gemacht?
Ada: Nein. Er roch ja auch so erbärmlich nach Alkohol, das hat mir gleich die ganze Liebesraserei verhau'n. Und urplötzlich war ich wieder nüchtern, obwohl ich ja gar nichts getrunken hab.
Berta: Die Abstinenz hat oft die wundersamsten Ursachen.
Carolin: Nur weil er etwas gerochen hat!
Ada: Er hat gestunken!

Drittes Küchenlied

Zweites Treffen auf der Bank im Park

Die drei Zimmermädchen betreten wieder die Bühne und singen ein Küchenlied. Dann setzen sie sich auf die Bank und stricken.

Carolin: Morgen geh ich in die Oper!

Ada: Ich war ja schon so lang nicht mehr im Theater.

Carolin: In »La Traviata« von Verdi!

Berta: Das ist doch die Oper, wo man so viel weinen muss. Besonders gegen Ende zu, wenn die Traviata nur noch röchelt, weil sie's an der Lunge hat. Und ihr Geliebter steht daneben und singt. Aber helfen kann ihr keiner mehr.

Ada: Das gute Ding hat eben die Tuberkulose. Das war damals eine ausgesprochen beliebte Krankheit in bestimmten Kreisen.

Carolin: Und von wem hab ich die Karte? Jetzt ratet mal!
Von meinem Herrn.

Ada: Nicht möglich!

Carolin: Da staunt ihr, was! Gestern hat er sie mir gegeben.

Ada: Und wofür?

Carolin: Wenn ich das nur wüsste!

Berta: Lüg nicht!

Carolin: Ich weiß es aber wirklich nicht.

Berta: So ein Herr tut doch nichts für umsonst.

Carolin: Meiner schon.

Berta: Weiß denn seine Frau davon?

Carolin: Nein.

Berta: Aber du wirst es ihr natürlich sagen.

Carolin: Das geht ja leider nicht.

Berta: Warum?

Carolin: Weil sie im Moment ja gar nicht da ist. Sie ist verreist, für ein paar Tage.

Berta: Da haben wir's!

Ada: So fängt alles an.

Carolin: Soll ich sie ihm denn wieder zurückgeben? Wo er sich doch so gefreut hat!

Berta: Er hat ja auch allen Grund dazu!

Carolin: Als er mir die Karte gab, da haben seine Hände direkt gezittert. Und dabei hat er mich so angeschaut ... Ich hab allerdings ganz schnell meinen Kopf etwas zur Seite gedreht, trotzdem hab ich noch sehen können ... Man hat das ja gelernt, das Wegseh'n und das gleichzeitige Seh'n ...

Ada: (*zeigt ihre Hände*) Seh'n doch schon wieder viel besser aus.

Berta: Hast du Talg genommen?

Ada: Nein.

Carolin: Ich hab mir auch ein Parfum gekauft.

- Berta:* Auch das noch!
Carolin: Eins mit diesem schweren Duft. Der ist so schwer ... Und natürlich auch so süß ...
Berta: Dass dein Herr gleich alle Sinne verlieren wird.
Carolin: Für den hab ich's aber ganz bestimmt nicht gekauft.
Berta: Für wen denn sonst?
Carolin: In meinem Alter darf man doch das, oder?
Berta: Also, dafür hab ich kein Geld.
Ada: Ich hatte mal eine Stellung bei einem Offizier. Das ist aber schon ein paar Jahre her. Damals hab ich mir ja auch ein Parfüm gekauft, das war auch so süß und schwer.
Carolin: Und?
Ada: Wir haben uns sehr oft getroffen. Hier im Park. Oder am Fluss. Er hat sich eben immer was einfallen lassen, mein Herr Offizier. Dann ist er aber ins Manöver gegangen ... Und schon war es wieder aus.
Berta: Eine andere?
Ada: Nein. Gestorben.
Berta: Im Manöver?
Ada: Ein Unfall. Mit einem Offizier hab ich nie mehr was gehabt.
Carolin: Die Offiziere sollen ja sehr schneidig sein, hab ich gehört.
Berta: Mein Karl hat ja noch immer nicht geschrieben.
Ada: Dann mach doch endlich Schluss.
Berta: Vielleicht sollte ich ja doch mal hinfahren. Aber dann muss ich mir vielleicht auch noch ansehen, wie er mit einer anderen ... Solang man noch eine Hoffnung hat.
Carolin: Heute hab ich einen Kalbsbraten gemacht.
Ada: Meine Herrin will's aber seit neuestem eher vegetarisch.
Carolin: Und ihr Mann?
Ada: Der frisst es stumm hinunter. Und dann geht er in eine Kneipe und bestellt sich was, was Ordentliches, was vom Schwein, das isst er nämlich am liebsten. Besonders dann, wenn es so richtig fettig ist. Trieft es regelrecht vor lauter Fett, also dann kann er sich geradezu überfressen. Ansonsten ist ihm aber die Maßlosigkeit fremd.
Berta: Solche Fettesser haben es aber faustdick hinter den Ohren. Ich kannte da mal einen ...
Ada: Er hat mir aber gesagt, mein Gnädigster, nehmen Sie das um Gottes Willen nur nicht zu persönlich. Aber gegen meine Frau aufzumucken ... Deswegen hat sich mein Gnädigster auch entschlossen, sozusagen ein Doppelleben zu führ'n, allerdings nur was das Essen anbetrifft, ansonsten lebt er ja mehr oder minder geradeaus. Das ist ja auch der Grund dafür, dass er sich oftmals so schrecklich langweilt.

- Carolin:* Das mit dem Doppelleben, also davon hat mein Herr ja auch gesprochen. Dass ist nämlich oftmals nur die einzige Möglichkeit, so hat er gesagt, das Leben in seiner ganzen Fülle und Breite zu genießen. Weil das Erlaubte ja eigentlich immer nur so schrecklich fad ist, das Verbotene dagegen einen ganze besonderen Reiz ausüben kann.
- Berta:* Vielleicht sollte ich ihn aber doch besuchen! Dann müsste ich mir aber direkt freinehmen!
- Carolin:* Heutzutage soll'n ja viele dieses doppelte Leben führ'n, auch die Frau'n.
- Ada:* Also, das kann ich mir ja beim besten Will'n nicht vorstellen.
- Carolin:* Warum fährt denn meine Gnädigste sooft weg?
- Ada:* Vielleicht besucht sie ihre Eltern.
- Carolin:* Das sagt sie doch nur so!
- Ada:* Ach, das redest du dir doch nur ein, damit du morgen ein reines Gewissen haben kannst, nach der Oper.
- Carolin:* Und was passiert während der Oper? Die hat doch mindestens drei Akte, oder? Außerdem ist es so schön dunkel im Opernhaus. Wir sitzen nämlich in einer Loge, erster Rang, Mitte. Die Karten müssen ja ein Vermögen gekostet haben ... Ihr müsstet mal seine Hände seh'n! Und wie er isst! Bei ihm hat man ja nie das Gefühl, dass er direkt Hunger hat, so langsam führt er Bissen um Bissen zu seinem Mund. Und dann wischt er sich auch noch immer zwischendurch seinen Bart ab, obwohl wirklich kein einziges Krümelchen ... Ich glaub, zuviel Lebensart ist aber auch nicht ganz gesund.
- Berta:* Auf das schlechte Gewissen würde ich ja nicht mehr bau'n! Es nützt sich so schnell ab. Das hab ich bei meinem Karl geseh'n. Beim ersten Mal hat's ihm noch was ausgemacht, beim zweiten Mal schon entschieden weniger. Und jetzt ...?
- Ada:* Ach, du weisst?
- Berta:* Natürlich weiss ich es! Hab ja meine Leut in meinem Dorf. Die schreiben mir immer alles. Und trotzdem denk ich mir, dass ihn eines Tages vielleicht doch noch sein Gewissen einholen wird, vielleicht grad dann, wenn's für ihn am allerschönsten ist, weil ihm dann vielleicht der Gedanke kommt, dass er das ja auch mit mir haben könnte. Ich hab mir ja auch alle Mühe gegeben mit ihm. Hab ihm nie was abgeschlagen. Das war aber nicht immer leicht für mich.
- Ada:* Ein Cordon bleu könnt ich ja mal wieder machen.
- Carolin:* Wenn ich nur wüsste, was ich morgen anziehen soll? Nach der Oper geh'n wir ja vielleicht noch aus. Vielleicht geh'n wir sogar noch tanzen.
- Ada:* (*zeigt ins Publikum*) Das ist die Bäckermeisterin von vis-a-vis, die mit dem leichten Klumpfuß. Normalerweise sieht man ihr das ja

nicht an, nur wenn sie spazierengeht, so wie jetzt, dann registriert das geschulte Auge, dass sie hinkt. Diesen geburtlichen Fehler kaschiert sie allerdings sehr gut. Dabei hätte ihr Mann ganz andere haben können.

Berta: Vielleicht hat er sie ja geliebt

Ada: Das glaub ich aber nicht. Er hat doch jede Menge Freundinnen.

Berta: Ich muss jetzt aber geh'n.

Ada: Schon?

Berta: Weil ich noch einen Brief schreiben muss. Diesmal werde ich ihm aber ein Ultmatum stell'n, so oder so.

Ada: Dann doch lieber gleich so, weil's doch eh schon lange aus ist.

Berta: Diesen Brief bin ich mir aber schuldig.

Ada: Einmal hab ich einen Herr'n gehabt, der hat mir immer kleine Briefchen geschrieben. Sonst war er ja recht zugeknöpft, aber in seinen Briefen hat er mir seine ganze Seele offenbart. Ich glaub, er war ein Poet, so schön hat er mir geschrieben.

Carolin: Ist denn was daraus geworden?

Ada: Nein! Er war eben nur im Briefeschreiben gut, als Liebhaber soll er ja ganz miserabel gewesen sein, das hat mir seine Frau erzählt. Aber um etwas Neues anzufangen, dazu war sie schon zu alt. Da hat sie sich eben auch auf's Briefeschreiben verlegt.

Carolin: Wie romantisch!

Ada: Es war schon komisch mit den beiden. Da saßen sie gemeinsam im Salon, schrieben an einem Tisch ihre Briefe. Und dann haben sie sich diese Briefe sogar noch gegenseitig vorgelesen. Er sagte zum Beispiel, also das, meine Liebe, solltest du vielleicht doch etwas feuriger formulier'n. Und sie, also das, mein Lieber, könntest du ruhig etwas weniger zudringlich zum Ausdruck bringen. Manchmal wusste man gar nicht mehr, wer welchen Brief geschrieben hat. Später habe ich dann erfahren, dass er sich umgebracht hat. Er hat sich erhängt.

Carolin: Das ist aber schrecklich!

Ada: Und jetzt liegt er auf unserem Friedhof hier.

Berta: Hast du seine Briefe noch?

Ada: Ja, alle! Und ich les sie immer wieder.

Letztes Küchenlied.

Pilotenstreik

Sketch (2002)

Auf dem Flughafen. Unsere Crew sitzt in einer Abflughalle. Doch da sitzt sie schon seit Stunden, denn der Flugbetrieb ist eingestellt. Die Crew, ziemlich gedäckt: A und ihr Mann B; C, ein junges Fräulein; und E, eine etwas ältere Dame, die ihren Kummer vor sich her trägt. Und eben kommt auch noch D in die Halle, gerade nimmt er einen tiefen Schluck aus der Pulle und sagt ...

D: Immer hoch die Tassen! Man jönt sich ja sonst nischts ... (*haut sich auf den Sessel*) So trinken Se doch was, is allet umsonst. Die Fluggesellschaft lässt sich nicht lumpen, die Lumpen.

Lacht über seinen Witz. Doch keiner lacht mit. Da sagt A zu ihrem Gatten B, aber so, dass es keiner hören kann.

A: Blöder Kerl!

D: Wat haben Se da gesacht? Ick hör nämlich allet. Obwohl ick ja auf diesem Ooge blind bin ... (*und wieder lacht er laut*)

A: Langsam wird es mir aber wirklich zu dumm! Drei Stunden sitzen wir schon hier herum ...

B: Kann ja nicht mehr lange dauern.

A: Das hast du schon vor einer Stunde gesagt.

D: Is doch jemütlich hier, meine Herrschaften ... (*zu C, die gerade in einer Zeitschrift blättert*) Und wat treibt Se in die Ferne, wenn ick mal fragen darf? Woll'n wohl wat erleben? Doch det können Se ooch hier.

C: (*spitz*) Ich bin lediglich beruflich unterwegs.

D: So, so, beruflich! Und wat machen Se so beruflich, wenn ick mal fragen darf?

C: Computer.

D: Also dieser neumodische Kram.

Und jetzt schaltet sich auch noch Madame E ein. Denn sie sagt ...

E: Aber deswegen muss man doch nicht gleich in die Karibik, oder?

C: Doch.

D: Wie ick schon sagte! Computer sind international, sogar in die Karibik. Oder?

C: (*angewidert*) Genau.

E: Jetzt wird es mir aber auch so langsam zu viel, diese ewige Warterei. Wie lange warten wir denn schon?

D: Vier Stunden mindestens. Können aber ooch mehr sein. Jedenfalls warten wir schon lang jenug. Und ein Ende ist nicht abzuseh'n. Prost!

- A: Warum müssen eigentlich diese Piloten schon wieder streiken, möchte ich mal wissen. Verdienen doch genug.
- D: Kriegen aber ihren Hals nicht voll, diese Piloten.
- B: Wir hätten ja auch zuhause bleiben können. Dann wär uns das alles erspart geblieben. Aber du musstest ja ...
- A: Quatsch nicht rum!
- B: Entschuldigung.
- A: Soll'n wir denn schon wieder in den Schwarzwald fahr'n?
- B: Also, mir hat es da immer sehr gut gefall'n.
- D: Schwarzwald? Wo liegt'n det?
- B: Im Südwesten unserer Republik.
- D: Ick bin ja mehr für die Ferne! Schon von Kindesbeinen an sozusagen. Immer mal wieder raus, andere Luft schnuppern, det is jut für's Gemüt.
- E: Eine gewisse Abwechslung tut uns tatsächlich allen gut. Besonders mir ... (*verstummt*)
- D: Wieso? Haben Se Kummer? Ik gloob, Se haben tatsächlich Kummer. Herzeleid?
- E: Also, das geht Sie ja gar nichts an.
- A: Kein Benehmen, dieser Herr!
- B: Kommt ja auch aus Berlin.
- A: Sind die da alle so?
- E: (*zu C*) Sie sind also in der Computerbranche beschäftigt?
- C: Ja.
- E: Interessant. Wenn auch sehr anstrengend, könnt ich mir denken. Immer nur so vor dem Bildschirm sitzen.
- B: Hat Zukunft, was?
- C: Genau.
- B: Das Internet, zum Beispiel.
- D: Wat ist'n det? ... (*lacht wieder über seinen Witz*). Und jetzt haben wir sogar schon den Euro. Det is vielleicht 'ne Währung, kann ick Ihnen sagen. Um unsere jute alte deutsche Mark hab ik rejelrecht getrauert. Hoch die Tassen!
- C: Also ich fliege ja für mein Leben gern. Je weiter, desto besser.
- D: Zuhause ist es eben doch am schönsten.
- E: Das ist heute meine erste Reise mit einem Flugzeug. Hab mich ja nie getraut. Aber dann hab ich mir gesagt ...
- D: Ik flieg ja bloß meinem Kegelclub hinterher. Hab den Abflug verpasst.
- A: Typisch!
- D: Und jetzt muss ick hier rumsitzen. Und allet nur wegen die Kari-bik. Außerdem, ick bin ja janz ehrlich, flieg ick ja jar nicht so jern. Von wegen die Flugangst. Deswegen muss ick mir ja eins hinter die Binde kippen, bin janz ehrlich. Sonst trink ick aber nischt, keenen Tropfen. Höchstens mal an den Sonn- und Feiertagen. Davon haben wir aber jenug, wa? ... (*lacht*)

- E: Ich habe nämlich gerade meine Scheidung hinter mir. Es war eine furchtbare Zeit, kann ich ihnen sagen. Aber es musste einfach sein. Ich konnte diesen Terror einfach nicht länger aushalten.
- D: Immer sind die Männer an allem schuld, wa!
- E: Meiner schon. Meiner hatte nämlich die Angewohnheit ...
- A: Da hörst du's mal wieder! Immer diese Angewohnheiten! Die vergiften noch jede Ehe. Und deshalb sag ich dir ...
- B: Ist ja schon gut.
- A: Nichts ist gut!
- C: (*interessiert*) Sie haben sich scheiden lassen?
- E: Es war die Hölle. Schlimmer noch. Und um meine Identität zu retten, hab ich mich zu diesem Schritt entschlossen.
- C: Ich werde niemals heiraten, das hab ich mir geschworen.
- D: Und wenn so 'n Prinz höchstpersönlich erscheint?
- C: Es gibt keine Prinzen mehr heutzutage.
- A: (*zu B*) Da hast du's!
- B: Aber auch die Prinzessinnen sind heutzutage sehr rar geworden.
- D: Det is jut, det ist ja wie die Faust uff's Ooge. Keine Prinzessinnen mehr. Und warum? Weil die Weiber es nicht mehr woll'n.
- C: Ich brauche aber keinen Mann, um mich aushalten zu lassen. Also, diese Abhängigkeiten möchte ich niemals erleben.
- E: Jede Abhängigkeit ist von übel.
- B: Das ist allerdings sehr wahr.
- A: Wie bitte?
- E: Und Sie fliegen berufsbedingt gewissermaßen um die Welt?
- C: Ja.
- D: Ja, unsere Welt is ja so kleen jeworden. 'n richtiges Dorf. Da kennt bald jeder jeden. Ick möchte aber nicht jeden kennen lernen.
- C: Die internationalen Verflechtungen sind aber nicht mehr aufzuhalten, vor allem im Ökonomischen. Die Globalisierung ist auf dem Vormarsch, mein Herr. Und dagegen werden Sie auch nichts ausrichten können.
- D: Is ja och jar nich meine Absicht. Trotzdem bin ick dajegen, absolut. Ick mein es ernst. Weil das ja überhaupt nischt bringt, jar nischt! Grenzen müssen sein, schon von wegen die Sicherheit.
- B: Das sag ich ja auch.
- A: Damit du bloß wieder in deinen Schwarzwald fahren kannst. Aber jetzt erkunden wir die weite Welt. Sonderangebote gibt es ja genug.
- D: Rentner, wa? Geld und Zeit. Und dann noch ein schönes Leben. Die Alten woll'n ja heutzutage überhaupt nicht mehr sterben.

Stille. Dann setzt sich E zu C und sagt ...

- E: Sie kennen sich da aus? Weil ich ja zum ersten Mal ... Ich geb's ja zu, es ist wie eine Flucht ... Und ich als Frau? Also, wie werde ich denn da behandelt werden, so allein?
- E: Ach, Sie brauchen überhaupt keine Angst zu haben.
- B: Aber etwas Vorsicht wäre sicherlich ganz angebracht, könnte ich mir denken. Allein schon wegen der fremden Kultur da drüben. Sind doch alles Insulaner, die Menschen in der Karibik.
- A: Sollen aber alle ausgesprochen musikalisch sein.
- C: Also, ich hatte ja noch keine Schwierigkeiten.
- E: Sprechen Sie denn die Landessprache?
- C: Nein, natürlich nicht. Ich spreche allerdings sehr gut englisch.
- D: How do you do?
- C: Damit kommen sie durch die ganze Welt.
- B: Im Schwarzwald kann ich mich allerdings in meiner Muttersprache unterhalten.
- A: Die paar Brocken können wir aber auch.
- B: Und wenn es brenzlich wird? Nur mal angenommen ...
- C: Dann geh'n Sie auf's Konsulat.
- A: Aber da spricht man doch deutsch, oder?
- C: Aber natürlich.
- D: Ick bin Berlina, und det reicht.
- E: Weil ich ja im Moment noch etwas unsicher bin ... Die Scheidung hat alle meine Kraft gekostet, und da wäre es natürlich sehr schön von Ihnen ...

C rückt ganz schnell etwas zur Seite ...

- C: Ich habe allerdings nur ganz wenig Zeit. Wie ich schon sagte, ich bin rein beruflich unterwegs. Sonst würde ich Ihnen natürlich gerne helfen.
- D: Dann halten Sie sich nur an mir, ick kenn mir aus. Ooch in de Karibik. Jesoffen wird überall, det kann ick Ihnen sagen.
- A: Also, das ist ja wirklich eine Unverschämtheit!
- B: Was?
- A: Dass wir so lange warten müssen. Und warum? Weil die Piloten streiken. Das hätte ich mal bei dir machen soll'n!
- B: Wie meinst du denn das, mein Liebes?
- A: Im Haushalt natürlich! Wärest du einkaufen gegangen? Und wer hätte deine Hemden gebügelt?
- B: Irgendwie wär ich schon zurecht gekommen.
- D: Irgendwie geht immer allet. Nur Mut, Kamerad!
- A: Du wärest doch glatt verhungert.
- C: Dass die Männer auch so unselbständig sind! Was wären Sie denn ohne uns, möchte ich mal fragen.
- D: Dann ging's uns allen aber viel besser, kann ick Ihnen flüstern.
- A: Und wie ist deine Meinung?
- B: Ohne dich wär ich natürlich verlor'n.

- A: Ich glaube dir kein Wort.
B: Das ist aber so.
A: Du lügst!
D: Det fängt ja jut an, wa?
B: Was?
D: Na, unser Urlaub.
B: Wieso?
D: Haben sich wohl ein dickes Fell wachsen lassen, wa?
B: Alles nur Gewohnheit.
A: Jetzt triefel doch nicht so rum. Kannst du dich denn nicht mal freu'n, dass wir endlich die grosse weite Welt entdecken? Ist das nicht schön?
B: Und wie!
A: Das ist sogar sehr schön, sag ich dir.
B: Und erhält auch jung.
A: (*funktelt ihm an*) Was willst du damit sagen?
D: Ham sich aber jut gehalten.
A: Flegel!
C: Die Globalisierung hat natürlich auch gewisse Schwierigkeiten in ihrem Gefolge, das will ich ja gar nicht bestreiten.
D: Wat Se nich sagen.
E: Also, was zum Beispiel die kulturelle Identität anbetrifft ...
D: Hauptsache, ick krieg mein Bier da drüben.
E: Ich glaub, wir können los. Es bewegt sich was da hinten.
A: Endlich!
B: Wurde aber auch Zeit.
Alle stürmen los, bis auf D und E.
E: Und wie schmeckt das Bier?
D: Jut!
E: Dann werden wir also diese Reise gemeinsam machen.
D: Durch dick und dünn sozusagen.
E: Verheiratet?
D: Nee.
E: Ich hab's ja schon hinter mir.
D: Dann auf ein Neues.
Hakt sich bei ihr unter. Und schon sind auch diese beiden weg.

Aus dem Leben einer Putzfrau

Sketch

(Putzfrau fegt die Bühne)

Was hier den ganzen Tag so zusammen gefidelt wird. Das grenzt ja schon an Körperverletzung. Von früh bis spät ... Aber das Schlimmste sind die Flöten ... Wissen Sie, was eine Flöte ist? Dieses Ding steht nämlich im fälschlichen Verdacht ein Instrument zu sein ... Können Sie unterscheiden, ob einer falsch oder richtig spielt? Ich nicht. Und ich bin sehr musikalisch, das können Sie mir glauben ... Ich kenn da einen Arzt, der wird mir ein Attest ausstell'n, und dann werde ich auf Frührente machen. Hab ja schon bessere Tage erlebt, aber dass ich in einer Musikschule landen werde, das hätte ich mir nicht träumen lassen. Und wozu soll das alles gut sein, dieses Getöse? Sie müssten mal die Lehrer hör'n. Nichts geht über eine kultivierte Erziehung, gemeint ist das Gefidel hier. Oder: eine ästhetische Ausbildung ist das Rüstzeug für's Leben. Können Sie mir folgen? Das Schönste: hier werde auch und vor allen Dingen der therapeutische Ansatz berücksichtigt. Ja, wer geht denn zum Psychiater? Ich glaub, diese Schule hier arbeitet Hand in Hand mit diesen Seelenklempnern, aber das bleibt jetzt unter uns, will ja meinen Job nicht verlier'n. 'ne bessere Chance auf Frühinvalidität gibt's ja in ganz Gifhorn nicht ... Hör'n Sie? Das ist eine Flöte! Und jetzt eine Geige! Unterschied? Keiner! Beide zerstör'n das Trommelfell. Und hier muss ich putzen! Der Dreck hält sich ja, zum Glück, in Grenzen, Musiker sind ausgesprochen saubere Leut. Aber mit dem fatalen Hang zum Sadismus.

(Putzfrau putzt)

Dass die Lehrer hier auch so empfindlich sind. Nehmen wir nur mal an, Sie woll'n hier einen beleidigen! Was sagen Sie? Sie sagen »Querflöte«, und schon kriegt der Lehrer einen hochroten Kopf. Warum? Keine Ahnung. Und die Steigerung? »Flöte«, ganz einfach. Aber woll'n Sie einen Lehrer auf den Tod verletzen, dann sagen Sie ... »Bockflöte«. Das kann ihnen glatt eine Beleidigungsklage einbringen, alles schon passiert ... Sie werden sich jetzt fragen, was sind denn das eigentlich für Leute, die so reagier'n? Sprengen eben alle menschlichen Maßstäbe. Sie müssen sich nur mal folgendes vorstellen: die Musiker hier sind alle irgendwie verkannte Genies. Beethoven war begabt, sicher, aber Herr XY ist natürlich viel begabter. Nur leider hat das eben noch keiner gemerkt. Und darunter leiden die Lehrer hier, unter dieser ständigen lebenslänglichen Mißachtung. Zum Glück bin ich ja ganz normal! Ich mache meine Arbeit, um Geld zu verdienen. Ein Musiker dagegen fühlt so etwas wie eine Berufung, schon von Kindesbeinen an, zum Höheren natürlich ... Und dann landet er bei einem Instru-

ment, sagen wir mal bei der Querflöte, diesem tragischen Sonderfall. Genie und Blockflöte, wie soll denn das nur zusammengeh'n? ... Aber irgendwie wirkt diese Einrichtung ansteckend. Kürzlich hab ich mich nämlich dabei erwischt, wie ich Klavier spielen wollte. Und plötzlich hatte ich die Idee, dass ich eines Tages ganz groß rauskommen werde als Pianistin ... Mein erster Gedanke war: was zieh ich denn nur an, wenn ich da so vor aller Augen auf dem Podium sitze? Hab mir natürlich gleich ein neues Kleid gekauft. Ein wunderbares Kleid. Nicht gerade billig, das muss ich zugeben. O Gott, wenn das mein Mann erfährt...

* * *

Und alles wäre wieder so wie früher ...

Monolog in einem kleinen Zimmer

Frau kommt ganz langsam ins Zimmer.

Schaut sich ängstlich um

Hab mich verspätet. Tut mir leid ... Darf ich mich setzen? Bin mit der Straßenbahn gekommen, das war'n Fehler. Hätte ein Taxi nehmen soll'n. Ich wollte Geld spar'n, hab's nicht so dicke ...

Setzt sich.

Wie's mir geht? Ganz, ganz schlecht. Und jetzt hab ich mich auch noch verspätet. Das ist nicht zu verzeih'n. Darf einfach nicht vorkommen. Hätte ja etwas früher losgehen können. Immer alles auf die letzte Sekunde ... Seit Tagen hab ich nicht mehr gegessen, so gut wie nichts. Kriegt einfach nichts runter ... Bin nervös. Und das schlägt sich sofort auf den Magen, bei mir. War schon immer so ... Getrunken hab ich aber, etwas Sprudel ohne Geschmack. Wasser ...

Kramt aus ihrer Handtasche einen kleinen Taschenspiegl hervor, schaut rein.

Kann mich gar nicht mehr leiden. Ich weiß, man sieht's mir an ...

Steckt den Spiegel weg.

Gestern ist mir vielleicht was passiert. Gott, ich darf gar nicht daran denken ... Plötzlich steh ich vor dem Haus meiner Eltern. Bin nach Haus gegangen, ohne es zu merken. Wenn ich aufgeschlossen hätte. Den Schlüssel hab ich nämlich noch ...

Schaut wieder in den Spiel. Pudert sich schnell.

Sie entschuldigen ... Meine neue Wohnung ist'n Schmuckstück. Hab auch lang genug geschuftet. Und Schulden hab ich auch gemacht ...

Kann eben nicht mit Geld umgeh'n, ich weiß ... Manchmal frag ich mich, ob das alles überhaupt mir gehört, die neuen Möbel, die Vorhänge ... Und die Puppen. Hab mir Puppen gekauft, konnte einfach nicht widerstehn. Der Preis hat keine Rolle gespielt. Ich hab auch einen Kinderwagen gekauft. Muss ja verrückt gewesen sein!..

Zu Hause hätte es 'n Drama gegeben. Gott, ich darf gar nicht dran denken ...

Und was hätte ich mir nicht alles einfallen lassen müssen, um sie zu überzeugen. Meine Mutter überzeugen ... Hätte ihn wieder zurückgegeben, am nächsten Tag, garantiert. Dann hätte ich ihr eine Szene gemacht. Tränen wären geflossen. Und ich wär los gerannt, in meiner Wut ... Wär in den Laden gestürzt ... Plötzlich hätte ich weiche Knie gekriegt ... Und ich hätte mir gesagt: Ach, vergiss doch diesen verdammten Kinderwagen. Für was brauchst'n den? ... Und ich hätte mich wieder versöhnt, mit

meiner Mutter. Aber in meinem Zimmer hätte ich geheult, die ganze Nacht ...

Bin ausgezogen! Was sagst'n dazu? Dein kleines Fräulein hat's doch noch geschafft ... Mal ganz ehrlich: Hättest du das gedacht? Und wie gefällt dir die Wohnung? Jetzt sag bloß, sie gefällt dir nicht? ... Und wie sie dir gefällt! Bin mal gespannt, was du über die Puppen sagen wirst? Was hältst'n vom Kinderwagen? Ist er nicht wunderschön ... ? Bin dreißig, vergiss das nicht ... Da wird es so langsam Zeit. Du bist ja auch nicht mehr der jüngste. Wirst 43. Am 17. August. So langsam sollten wir uns aber beeil'n. Wie lang wollen wir denn noch warten? ... Jetzt ist das Versteckspiel zuende. Ausreden gib't nicht mehr. Und du musst dich endlich ... Was glaubst du, was meine Eltern gesagt haben? Hab's ihnen erzählt. Sollte ich denn weiterlügen? ... Meine Mutter hat fast 'n Nervenzusammenbruch gekriegt. Ich übrigens auch. Gott, hat die getobt ... ! Ich liebe dich. Und du liebst mich doch auch, sagst du wenigstens. Bin ich wirklich deine große Liebe? ... Manchmal frage ich mich allerdings ... Sie hat mich gewarnt, kannst es ruhig wissen ... Du willst dich doch schon lange scheiden lassen. Dann tu's doch endlich ... Oder nützt du mich nur aus? Um mich dann wegzuzwerfen ... Das hat sie auch gesagt. Der spielt dir nur was vor, und eines Tages, wirst sehn, sucht er sich 'ne andere. 'ne jüngere ... Soll ich das glauben? ...

Aber so kann's doch nicht weitergehn, dieses ewige Hin und Her. Deine Frau weiß es doch sowieso. Und deine Kinder auch. Kinder kriegen alles mit ...

Ich hätte viele Männer haben können. Glaub ja nicht, dass du der erste und einzige bist. Aber was kann ich denn dafür, dass du mir über'n Weg gelaufen bist ... Jetzt bist du am Zug. Scheidung. Und dann Heirat. Vielleicht auch Kinder. Wär doch schön, oder? Kinder magst du doch. Und leisten können wir sie uns auch, bei deinem Verdienst ... Ich hab schon mit meinem Chef gesprochen ... Kriege jederzeit wieder Arbeit, im Betrieb. Ich werde auch wieder zeichnen können. Du weißt doch, wie gern ich das mach. Hab sogar schon 'n Angebot, von einer Werbefirma. Die sind an meiner Kritzelei interessiert.

Könnte so nebenher 'n paar Mark dazuverdienen. Was sagst'n dazu? Du siehst, ich hab an alles gedacht ...

Mein Vater hat nichts gesagt ... Hat nur stundenlang seine Schuh geputzt. Dann ist er in den Garten gegangen. Und am Abend hat er sich im Bad eingesperrt ... Wieder hat er mich im Stich gelassen. Trotzdem mag ich ihn, wirklich. Klingt komisch, ich weiß ... Als meine Mutter im Krankenhaus lag, vor vielen Jahren, hab ich ihn versorgt. Er war total am Ende, fertig mit den Nerven ... Hab für ihn gekocht, obwohl ich die Kochelei regelrecht hasse. Hab ihn gepöppelt, wie 'n kleines Kind ... In dieser Zeit hat er auch nicht mehr so oft seine Schuh geputzt ... Und abends saßen wir zusammen und haben uns unterhalten, über alles mögliche ... Und gelacht hab ich, wie meine Mutter, laut und schallend. Irgendwie ist es mir gelungen, ihr Lachen nachzumachen.

War wirklich komisch ... Bei jeder Gelegenheit hab ich losgelacht, ob's passte oder nicht, ganz egal, wie sie. Und er hat mitgelacht ... Oft wussten wir gar nicht mehr, warum wir so lachen mussten. Eigentlich hätten wir ja weinen müssen, meiner Mutter ging's wirklich sehr schlecht, damals. Trotzdem haben wir gelacht ... Sogar gestritten haben wir uns, stell dir vor. Nur so aus Spaß natürlich. Wollte ihm eine Freude machen ... Die Mutter konnte ich ihm natürlich nicht ersetzen. Hab's trotzdem versucht, irgendwie. Ihm sollte wirklich nichts, aber auch gar nichts fehlen ... Bis auf die hysterischen Ohnmachtsanfälle, die hab ich mir verkniffen ... Sie hätte leicht sterben können, das sagte uns der Arzt unmissverständlich ... Dann ist er krank geworden, ganz plötzlich, war wohl alles viel zu viel für ihn.

Musste das Bett hüten. Er hat mir ja so leid getan ... Gott, hab ich mitgelitten. Und trotzdem ging's mir gut dabei, irgendwie. Hab mich so stark gefühlt, damals, wie nie zuvor in meinem Leben. Kannst du dir das vorstellen? Fühlst dich ganz stark, könntest Bäume ausreißen, so stark. Klingt komisch, ich weiß ... Einmal fing er an zu weinen, Gott, war das schlimm.

Mein Vater weinte, heulte Rotz und Wasser ... Da hab ich gesagt: Schluss jetzt. Geweint wird nicht. Steh auf und zieh dich an. Wir werden jetzt einen Spaziergang machen. Hat er auch getan. Ganz brav, wie 'n kleiner Junge ... Kanst du dir das vorstellen? Ich kommandiere meinen Vater? Und er lässt es sich gefall'n? Und mir geht's gut dabei, richtig toll ... Dann ist sie wiedergekommen. Und alles war wieder so wie früher. Und mich hat er überhaupt nicht mehr geseh'n. War nur noch Luft für ihn ...

Das mit den vielen Terminen, plötzlich, das glaub ich nicht.

Haben uns doch sonst immer treffen können, trotz der vielen Termine ... jetzt, auf einmal, willst du mir erzählen ... Dass es am Wochenende nicht geht, das weiß ich. Aber unter der Woche ging's doch immer, am Dienstag zum Beispiel. War unser Dienstag, erinnerst du dich? ... Könntest wenigstens mal anrufen. Nicht mal das hast du getan. Ich hab 'n Telefon, mein Lieber. Und die Nummer weißt du auch, hab sie dir gegeben. Sogar aufgeschrieben hab ich sie, damit du sie auch ja nicht vergißt ... Ich könnte ja auch mal in deiner Firma anrufen? Soll ich? Würde dir nicht gefall'n. Trotzdem sollte ich's mal machen. Hab 'n Recht dazu ... Du könntest doch wenigstens mal anrufen. Meinetwegen von einer Telefonzelle aus, wenn du schon nicht in deiner Firma anrufen willst. Dass du von zuhause nicht anrufen kannst, das versteh ich ja ... Schickst mir Blumen. Und was hast du mir ausrichten lassen? Was Blöderes hättest du dir wohl nicht ausdenken können? ... Nichts Persönliches, nichts Liebes. Nur so 'n Spruch, völlig unpersönlich. Und darüber sollte ich mich freu'n? ... Meine Mutter hatte mich gewarnt. Wollte aber auf sie nicht hören. Hab dich sogar noch verteidigt ... Und jetzt schickst du mir Blumen, nicht mal 'n Brief ist dabei. Nur so 'n blöder Spruch.

Sitz hier rum und warte. Schau fern, verträdele die Zeit. Nicht mal mehr ins Kino geh ich mehr ... Und was mach ich an Weihnachten? Soll ich denn zu meinen Eltern gehn? ... Hab auch keine Lust zu zeichnen.

Manchmal frag ich mich, warum ich überhaupt von zuhause ausgezogen bin? ... Soll ich vielleicht 'ne Heiratsannonce aufgeben? ...

Und wenn ich dich anrufe, bei dir zuhause? Das würdest du mir nie verzeih'n. Dann wär alles aus ... Kann mir doch nicht alles gefallen lassen! ...

Es gibt doch noch 'n Fünkchen Hoffnung? Sag, dass es sie noch gibt ... Es

klingelt. Du stehst vor der Tür mit 'nem Blumenstrauß und einer Flasche Wein ... Wir machen uns einen schönen Abend, so wie früher. Die Schallplatten liegen griffbereit. Wüsste schon, welche ich zuerst auflegen würde. Auf dem Nachttisch steht ein Aschenbecher. Du könntest rauchen, soviel du willst. Ich hätte nichts dagegen, ausnahmsweise. Sollst

dich doch hier wohl fühlen, in meiner neuen Wohnung. Für wen hab ich sie denn eingerichtet? ... Und alles wäre wieder so wie früher, als wir uns

kenngelernt haben, vor 9 Jahren ...

Weil wir alle so klug sind.

* * *

Das war immer so ansteckend ...

(29.4.2004)

Wir wollten unsere Obstbäume beringen mit irgend so einem ekligen grünen Zeug. Keine besondere Arbeit. Man musste nur aufpassen, dass man gerade mit seinen Fingern nicht die Klebmasse berührt. Wie gesagt, keine besondere Arbeit, jedes Frühjahr machten wir sie.

Doch diesmal war alles anders. Seit Tagen erinnerte mich meine Frau daran, dass wir doch endlich in den Garten gehen sollten, die verdammten Bäume zu beringen. Ich sagte: ja, doch, kein Problem, am Wochenende, wenn ich Zeit habe. Doch am nächsten Tag fing sie wieder damit an, es war Mittwoch. Wieder musste ich lang und breit erklären, dass ich noch arbeiten müsste, am Wochenende hätte ich jedoch Zeit...

Endlich das Wochenende, endlich konnten wir die Bäume beringen. Ich suchte das Werkzeug zusammen, eine Spachtel, eine Schere. Sie nahm das Klebezeug. Und wir gingen in den Garten. Am besten, wir fangen mit dem Kirschbaum an, sagte sie. Ich nahm Maß, wollte den Klebestreifen abschneiden ... Da sagte sie: Jetzt hetz doch nicht so. Immer musst du dich so beeilen. Ich beeile mich nicht im geringsten, sagte ich. Doch, sagte sie. Miss noch einmal nach. Ich tat es. Tat es mit zusammengebissenen Zähnen. Nur keinen Streit, dachte ich. Dann legte ich den Klebestreifen um den Stamm. Sie sollte ihn festdrücken, damit ich den Draht zur Befestigung anbringen konnte. Plötzlich rutschte sie weg. Ich sagte, nur mal langsam. Da sagte sie, du musst grad was sagen.

Endlich hatten wir es geschafft. Jetzt der Pflaumenbaum, sagte sie. Ich fragte, warum denn der Pflaumenbaum? Sie sagte, weil ich es so möchte. Ich sagte: Nun, wenn du es so willst ... Da sagte sie: Immer musst du streiten und rannte aus dem Garten. Ich erledigte in aller Ruhe die restliche Arbeit und ging ins Haus.

Im Zimmer saß meine Frau auf dem Sofa und löste Kreuzworträtsel. Ich sagte, ich bin fertig. Sie reagierte nicht. Ich sagte: Alle Bäume sind beringt, auch dein Pflaumenbaum. Wieder sagte sie kein Wort. Ich ging in mein Zimmer und versuchte zu lesen

Was konnte sie früher lachen! Auch in Situationen, die nicht zum Lachen waren. Das war ansteckend. Das vertrieb mir ganz schnell die schlechte Laune. Und dann konnten wir alles ganz schnell erledigen.

Eine Autopanne in der Türkei. Weit und breit kein Mensch. Es regnete in Strömen. Sie lachte, irgendwann lachte ich mit. Wir erzählten, wir schmuseten, die Panne war uns egal. Dann kamen Leute und halfen uns. Am Schluss lachten alle. Wir wurden eingeladen, wir wurden bedient. Verständigten uns irgendwie ...

Oder als die Wasserleitung platzte, als alles überschwemmt war im Keller. Zuerst große schreckgeweitete Augen. Dann fing ich an zu fluchen, auf die Handwerker, auf's Wetter. Sie nahm meine Hand, schaute mich an und lachte. Dann sagte sie prustend: Nein, so viel Wasser. Hättest du das gedacht ...? Die Leitung wurde repariert und wir hatten ein Schmunzelthema für die nächste Party.

Vor vielen Jahren ist das gewesen, vor Jahrhunderten ... Ist das damals wirklich so gewesen? Ich kann es kaum glauben. Aber es war tatsächlich so, ich schwöre es. Damals gingen wir noch spazieren, kilometerweit. Und taten uns die Beine weh ... Na, und? Wir setzten uns ins Gras, erzählten Geschichten. Und dann ging's weiter. Und heute? Heute bleiben wir zu Haus. So weit willst du geh'n? Bei diesem Wetter? Was ist, wenn es regnet?

Das waren noch Zeiten, als wir das sagten und lachten. Sie zuerst, dann ich. Weil es so ansteckend war. Eine Panne, ein Wasserrohrbruch, müde Beine ... Wir sind alt geworden, haben Falten gekriegt. Von Jahr zu Jahr werden sie mehr ... Na, und? Solange wir lachen konnten ...

* * *

Am Fleischstand

(30.4.2004)

Vor der Fleischtheke stehen fünf Frauen. Alle sind ungeduldig. Alle wollen nach Hause, es ist Samstag Mittag ... Eine Frau wird gefragt, was sie denn wünsche? Schnitzel, sagt die Dame. Die Verkäuferin zeigt ihr das Schnitzelfleisch. Nein, sagt die Dame, nicht dieses Fleisch, Sie haben doch noch anderes ... Die Verkäuferin nickt. Sicher, haben wir noch anderes, aber das ist um einiges teurer. Macht nichts, sagt die Dame. Die Verkäuferin verlässt die Theke und geht in den Kühlraum.

Die Frauen am Fleischstand sehen sich an, die ersten Bemerkungen werden gemacht. Doch die Dame scheint nichts zu bemerken. Sie steht da, wie ein Fels in der Brandung und wartet. Die Frauen warten auch, aber voller Ungeduld. Eine schaut demonstrativ auf ihre Uhr. Endlich kommt die Verkäuferin wieder und zeigt der Dame das Schnitzelfleisch. Doch sie schüttelt nur den Kopf, nein, das entspricht nicht meinen Vorstellungen. Haben Sie denn nichts anderes? Die Verkäuferin verneint, schaut in die Runde, sieht die wütenden Gesichter und fragt: Was darf's denn sein? Danke, das war's, sagt's und geht. Verlässt den Fleischstand und verschwindet in der Menge. Die Kundinnen schauen der Dame nach, die Verkäuferin zuckt hilflos mit den Schultern ...

Vielleicht wollte sie ja etwas ganz Besonderes, wird gesagt. Ach was, die wollte sich ja nur aufspielen, die Dame. Einmal im Mittelpunkt steh'n. Vielleicht hat sie ja sonst nichts zu sagen ... Die Verkäuferin fragt die nächste Kundin. Die bestellt Fleischsalat. Plötzlich kommt die Dame wieder, drängt sich vor und sagt mit lauter Stimme: Ich hätte doch ganz gern etwas von dem Schnitzelfleisch, von dem billigen.

Lautes Gemurmel in der Reihe. Die Verkäuferin kriegt einen roten Ballon. Da sagt eine Frau: Anstellen! Die Dame scheint nichts zu hören. Wieder sagt die Frau: Anstellen, ganz hinten, wie wir alle. Da sagt die Dame: Meinen Sie mich? Ja, Sie, sagt die Frau, wen denn sonst? Die Dame macht auf dem Absatz kehrt und verschwindet zwischen den Regalen des Supermarktes.

Stille. Vielleicht ist sie ja verrückt, sagt die eine. Sicher, pflichtet ihr eine andere bei. Ich glaub, die kenne ich. Die macht das immer so, sagt eine andere Frau. Wenn das jeder so machen würde, sagt eine Dicke. Die Verkäuferin fragt, wieviel es denn vom Fleischsalat sein soll? ... Doch die Kundinnen reden und reden, als wäre ein Damm gebrochen. Fangen an, sich irgendwelche Anekdötchen zu erzählen. Eine sagt, dass sie auch schon einmal die Frechheit besessen hätte. Aber das sei schon lange her. Früher sei sie ja ganz anders gewesen. Eine Dünne sagt, dass man in den südlichen Ländern das jeden Tag erleben könne ...

Ja, die südlichen Länder. In diesem Jahr möchte sie wieder nach Italien fahren, aber ihr Mann wolle nach Norwegen, die Fjorde erkunden. Da reg-

net's immer, sagt die Dicke. Eine andere meint, dass es auch im Süden regnen könne. Sicher, sagt die Dicke, aber nicht so. Im Norden gibt's den nördlichen Regen, der sei nun mal ganz anders als da unten ... Die Verkäuferin fragt, wieviel sie denn vom Fleischsalat abwiegen soll, eine kleine Plastikschachtel voll, oder eine mittlere, sie könne natürlich auch eine große ...?

Jetzt stehen 10 Frauen vor der Theke und ein Mann. Der scheint es besonders eilig zu haben. Denn er verzieht ständig sein Gesicht, als würde er unter einem schrecklichen Juckreiz leiden und funkelt die tratschenden Frauen an. Plötzlich drängt er sich vor, will seine Bestellung machen. Doch alle Frau'n schreien wie aus einem Mund: Anstellen! Ganz hinten! Wenn das jeder machen würde! ...

* * *

Nachbarn

(3.5.2004)

Man kann sich die Nachbarn ja nicht aussuchen. Man hat sie zu nehmen wie sie sind. Dass ich sie gleich alle an mein Herz drücken werde, also das kommt überhaupt nicht in Frage. Meine Frau sieht das natürlich ganz anderes, typisch. Am liebsten hätte sie's, wenn sie jede Woche einen Nachbarn einladen dürfte ... Aber nur über meine Leiche, hab ich ihr gesagt. So 'n Gesicht, drei Tage kein Wort ...

Mittlerweile hab ich's mir abgewöhnt zu fragen. Weil das den Graben zwischen uns nur noch unnötigerweise vertiefen würde. Dass ich dann nichts mehr sage, hat mich Kraft gekostet, zugegeben. Eigentlich ist das ja wider meine Natur, das Schweigen. Ich bin dafür, dass man alle Probleme ausdiskutiert ... Auch so ein schönes Wort. Früher hätte man gesagt, lass uns doch einmal darüber sprechen ... Aber die Zeiten haben sich geändert. Und ich bin kein ausgemachter Depp, der sich darüber auch noch groß beschweren würde. Ob sie allerdings zu unserem aller Besten ... Also, darüber ließe sich trefflich streiten.

Gleich neben uns wohnen die Sordells. Ein junges Pärchen. Er ist ja ganz patent. Kleines rundes Bäuchlein. Höchsten 28 Jahre. Sie eine Bohnenstange. Größer als er, dünn, geradezu dürr, das Mädchen.

Pusselt oft im Garten. Aber grüßen ... Nicht die Bohne. Hab's mir abgewöhnt, darauf zu warten. Und sollte sie wider Erwarten doch einmal, dann werde ich selbstverständlich wieder grüßen. Aber erst muss sie, das junge Ding. Ich könnte ihr Vater sein. Ist, glaube ich, Apothekengehilfin. So sieht sie auch aus. Dünn, nur Haut und Knochen ...

Meine Frau meint allerdings, ich hätte doch als Älterer die Pflicht ... Welche Pflicht, möchte ich mal fragen. Was kann ich denn dafür, wenn die jungen Leute keine Erziehung genossen haben. Ob sie beide überhaupt verheiratet sind, leben auf jeden Fall zusammen. Der Trauschein scheint ja so allmählich aus der Mode zu kommen. Das Haus, in dem die beide wohnen, hat ihr Vater bezahlt. So gut hätte ich's auch ganz gern gehabt. Der Vater zahlt, und ich mach mir ein schönes Leben.

Ich solle mich doch darüber freu'n, meint meine Frau ... Meine Freude hält sich aber in sehr engen Grenzen. Den jungen Leuten wird ja heutzutage alles regelrecht hinterher geschmissen. Setzen sich ins gemachte Nest. Verwöhntes Volk. Und wer soll unsere Zukunft gestalten? Da kann ich nur noch sagen: Gute Nacht!

Daneben wohnen die Duschaneks. Beide so um die Siebzig. Fünf Kinder. 'ne ganze Menge Enkelchen. Er trinkt ganz gern. Macht es aber heimlich. Sie ist eine fleißige Seele, hat aber Haare auf den Zähnen. Ich musste sie allerdings erst näher kennenlernen, um das zu bemerken. Man soll ja nichts

Schlechtes über die Menschen sagen. Liegt mir auch nicht. Aber das stimmt nun mal. Er säuft. Und sie ist ein kleines Luder. Sonst ... sehr sympathisch, ausgesprochen hilfsbereit. Immer gut für ein nettes Wort ...

Getrübt wurde allerdings unser Verhältnis durch unsere Katzen. Wir beide, meine Frau und ich, sind ausgemachte Katzenarren. Und letztes Jahr hat unser Kleinchen, das Gretelchen, vier Junge gekriegt. Drei rote und ein schwarzes. Wir beide waren hin uns weg. War das eine Freude! Gretelchens Mutter, das Graulein, hat sogar bei der Geburt geholfen. Und da sagen die sogenannten Katzenexperten, dass diese Tiere Einzelgänger sind. Blödsinn, kann ich nur sagen. Also: wir beide waren happy, kümmerten uns um die neuen Erdenbürger. Man muss nämlich wissen, dass unser Gretelchen nur eine kleine Handvoll ist. Geradezu winzig. Aber ein Teufelchen. Und letztes Jahr war's auch so schrecklich heiß. Im Flur ist es ja zum Glück etwas kühler. Da hat sie sie gekriegt. Anfang Juli, glaube ich, als die Luft regelrecht flimmerte vor Hitze, ausgerechnet da.

Eins wollten wir behalten, ein rotes. Waren geradezu verliebt in das Kleine. Alles war arrangiert, drei fanden gute Wirtsleute, alles ausgemachte Katzenliebhaber. Und das kleine rote sollte bei uns bleiben. Meine Frau erzählte es überall herum, auch in der Nachbarschaft. Das war ein Fehler. Denn Frau Duschanek, dieses kleine Luder, hatte plötzlich was dagegen. Sagte das natürlich nicht so direkt, aber es war dennoch unüberhörbar. Was, vier Katzen, und jetzt noch eins ...

Das hatte ich ganz vergessen zu sagen. Wir haben tatsächlich vier. Das Graulein, ihre beiden Kinder, Hanselchen und Gretel. Und die kleine schwarz-weiße Tiffi, stimmt, vier Katzen. Und jetzt wollten wir noch ein Fünftes haben. Das war zuviel für unsere Nachbarin. Dagegen revoltierte sie. Brachte ihren Mann in Stellung, der arme Kerl ...

Wir haben es schlussendlich doch weggegeben, mit blutendem Herzen sozusagen. Des lieben Friedens Willen. Der guten Nachbarschaft wegen. Tagelang lag eine schwere dicke Wolke über unserem Haus. Tagelang wurde getrauert um das kleine Tier. Schließlich sagten wir: vier tun es doch auch, oder? Natürlich tun es vier. Wir hätten aber zu gerne noch dieses eine gehabt, diesen kleinen roten herzigen Kater. Und das Ende vom Lied: die Katze war weg, aber unsere gute Nachbarschaft war auch in den Binsen. Grüßen uns noch, guten Tag, wie geht's, mehr kommt uns aber nicht mehr über die Lippen. Kein Gespräch will sich einstellen, kein Geklöne. Wie man's macht, ist es schlecht.

Jetzt zu den Tönses. Mit ihm habe ich noch keinen Satz gewechselt in all den 16 Jahren, die ich schon hier wohne. Mit ihr vielleicht zwei oder drei. Bin aber immer freundlich zu den beiden, immer ein nettes Guten Tag. Warum nicht mehr? Sind liebe Leute, Gartenfanatiker wie wir ... Ich weiß es nicht. Jetzt ist es schwer, einen Neuanfang zu machen nach all der langen Zeit. Könnte es dennoch tun, mach es aber nicht. Ich habe die Hoffnung, dass sich vielleicht ja doch noch einmal die Gelegenheit dazu ergeben wird. Ist natürlich Blödsinn. Eine solche wird sich niemals einstellen, es sei denn, ich tu was dafür.

Das Fertighaus schräg gegenüber gehört den Dedens. Vier Kindern, zwei Jungs und zwei Mädchen. Kennengelernt habe ich die Familie, als ich hier eintrudelte, flügelahm und zu keinem vernünftigen Wort fähig. Das war vor 16 Jahren. Damals war ich für jeden Kontakt ausgesprochen dankbar, schaute deshalb auch nicht so genau hin, was das für einer war. Der Manfred Deden hat sich sofort um mich gekümmert, genauer gesagt, er rannte mir die Bude ein. War arbeitslos. wusste mit sich nichts anzufangen. Wir quatschten, wir klönten, Stunde um Stunde ... Auch ich hatte damals nicht allzu viel zu tun. Haushalt, Gartenarbeit. Das war's eigentlich schon. Warte-te auf meine Zukunft. Die ließ sich aber Zeit.

Dann machte er den Busführerschein und verschwand. Die beiden Jungs zogen ebenfalls weg. Und die Waltraud blieb mit ihren beiden Töchtern allein zurück. Die jüngste kam fast jeden Tag vorbei. Meine Frau war hocherfreut. Kümmerte sich um die Kleine. Behandelte sie wie ihre eigene Tochter ...

Die Besuche wurden dann weniger und weniger. Dann kam sie überhaupt nicht mehr zu uns. Und meine Frau gab mir die Schuld dafür. Einer muss es ja verbockt haben. Und ich bin für alles gut, eigne mich vorzüglich als Blitzableiter. Dass die Kleine uns irgendwann über hatte, darauf ist sie natürlich nicht gekommen. Denn die Kleine kam in die Pubertät, da sucht man sich Gleichgesinnte. Die Alten haben dann nicht mehr viel zu melden. Sind dann nur noch langweilig ... Aber nein, ich bin schuld. Habe das Mädchen vergrault mit meinen blöden Bemerkungen ... Welche denn, habe ich gefragt. Keine Antwort. Schuld ist Schuld.

Nun zu den Schuberts. Als die ihr Haus bauten, war der Kontakt sofort gegeben, doch bereits bei der Einweihungsfeier gab's die ersten Schwierigkeiten. Und dann ließ es sich die Alte einfallen, mich nicht mehr zu grüßen. Das heißt, ich musste ihren Gruß regelrecht erzwingen mit tausend Verrenkungen. Bis ich es leid war. Irgendwann hatte ich die Nase voll und grüßte nicht mehr. Das war vor vielen Jahren. Seitdem ist Funkstille zwischen der Tussi und mir. Den Alten grüß ich noch.

Begegnen uns regelmäßig im Ort. Tun dann aber so, als würden wir uns nicht kennen. Lustig, was? Kann sie haben. Und wenn es bis in alle Ewigkeit so weitergeht. Meinen Job habe ich gemacht, ich habe mich wirklich bemüht. Sie windet sich jedesmal, wenn sich unsere Wege kreuzen. Das hätte sie viel einfacher haben können. Ein »Guten Tag« hätte genügt. Ein kurzer Blick vielleicht, ein kleines Lächeln.

Das sind also unsere Nachbarn. Liebe, gute Menschen, einerseits, andererseits hält sich mein Interesse für die Herrschaften in engen Grenzen. Nicht, dass ich ein Einsiedler bin. Bin auch nicht schrullig, so glaub ich wenigstens. Hätte es gern auf gleicher Augenhöhe. Das Runtergucken ist nicht gut, das Halsverrenken ebensowenig. Von gleich zu gleich. Gegen das Tratschen hab ich auch nichts einzuwenden. Früher war das mir ein Graus. Vielleicht auch mal ein Witzchen, eine lustige Bemerkung. Falsche Ansprüche? Meine Frau sieht das natürlich völlig anders. Der weibliche Blick, so sagt

man heutzutage. Diese besondere weibliche Sensibilität. Vielleicht ist sie aber nur auf dem einen Auge blind?

* * *

Der Grabstein

(4.5.2004)

Plötzlich sagte sie, dass sie anonym bestattet werden wolle. Sagte das und aß weiter. Er brauchte eine Weile, um zu erwidern: aber wieso denn anonym? Weil keiner für das Grab sorgen wird, war ihre Antwort. Aber da gäbe es ja noch die Friedhofsgärtnerei, die ein Grab pflegen würde, natürlich gegen Geld. Das dürfte nicht zu teuer sein.

Sie überlegte. Dann sagte sie: Und der Stein? Der kostet doch auch etwas ... Vielleicht tut es ja ein Findling, oder? Ein Findling! Damit konnte er sich befreunden. Nicht zu groß, nicht zu klein. Sparsame Schrift, Name, die nötigen Daten. Kein Spruch und keine Schnörkel. Ein Findling ...

So hatten sie auch das geklärt. Mit wenigen Sätzen. Seitdem geht ihm aber dieser Grabstein nicht mehr aus dem Kopf. Anders gesagt: der Tod. Wann würde es so weit sein? Wer würde vor dem anderen, wer würde übrigbleiben? Wie viele Jahre ganz allein, ohne den anderen? Ginge das den überhaupt, wäre das ein Leben ...?

Wenn es denn so weit ist, dann ich zuerst, dachte er. Vor ihr möchte ich nach Hause geh'n. Und möglichst schmerzlos sollte es sein. Ohne Vorankündigung, ganz plötzlich. Mitten im Gespräch, im tiefen festen Schlaf. Nur nichts davon merken.

Das ist nun schon eine ganze Weile her, dass sie darüber sprachen. Ihr Sohn hatte Geburtstag, der Garten musste versorgt werden, sie hatten Besuch ... Und noch immer will der Grabstein nicht aus seinem Kopf, das Begräbnis, die letzte Stunde, wer vor wem ... Das hat sich festgesetzt. Nicht jeden Tag muss er daran denken, aber oft, sehr oft sogar. Gerade gestern, als sie im Garten arbeiten. Sie an den Rosen, er am Schilf. Da musste er kurz zu ihr herübersehen. Sie lächelte kurz. Oder heute morgen, als sie zum Singen fuhr. Als sie sich verabschiedeten. Sie sagte, tschüs. Er sagte, bis bald. Und sie gaben sich einen Kuss. Dann fuhr sie los. Da fährt sie also, dachte er.

War das vielleicht das letzte Bild von ihr? Ihr Lächeln, ihr Tschüs, ihr Kuss. Und wie sie einstieg in den Wagen. Wie sie losfuhr. Wie immer mit viel Gas.

Ein Findling! Was Solides. Was für die Ewigkeit. Ein Gärtner wird dafür sorgen. Noch in zwanzig Jahren. Eine Geldfrage. Aber an der Pflege sollten wir nicht sparen, dachte er. Vielleicht kommt ja einer mal vorbei und liest ihre Namen. Und erinnert sich. Das Haus wird dann schon lange verkauft sein. Die Wohnungseinrichtung werden sie auf den Sperrmüll geschmissen haben. Und der Garten wird dann nicht wiederzuerkennen sein. Nur der solide Findling wird dann noch stehn mit ihren beiden Namen.

* * *

Die Frau von nebenan

(11.5.2004)

Ein mausgraues Wesen, so dachte er. Dünn, spitznäsiger und ohne nennenswerte Eigenschaften. Eigentlich ein Niemand, eine bessere Null. Wohnte im Nachbarhaus. Kleiner Vorgarten, wenig Bäume. Ein paar Sträucher.

Jeden Tag sah er sie. Am Morgen, wenn sie zur Arbeit ging, immer um die gleiche Zeit. Sie kam aus dem Haus, ging zu ihrem Wagen, stieg ein und fuhr davon. Man grüßte sich, kurz, ohne Lächeln. Besser grüßen, als wegschauen, dachte er. Weniger Mühe. Das Leben ist schon schwer genug.

Er vergaß sie wieder. Sah sie jeden Tag. Und hatte sie vergessen. Mausgraues Wesen, das blieb haften. Kurzer, freudloser Gruß. Einmal sah er sie im Supermarkt. Zwei Meter entfernt. Dicke Einkaufstüte. Er grüßte sie. Sie grüßte zurück. Er wusste nicht, ob sie ihn überhaupt erkannt hatte.

Eines Abends rauchte er vor dem Haus. Wunderbares Wetter, mild die Luft, sehr weich. Plötzlich ein Geräusch. Hat da jemand wieder seinen Fernseher zu laut gestellt? Das Geräusch wollte einfach nicht vergehen. Jemand musste weinen. Eine Frau. Die mausgraue Nachbarin? Das Weinen kam direkt aus ihrem Haus. Ein Fenster stand weit offen. Sie muss weinen, dachte er. Ist dazu fähig. Ausgerechnet sie! Dieses eiskalte Wesen kann weinen?

Er ging ins Haus, schaltete den Fernseher an. Doch immer musste er denken: die kann tatsächlich weinen! Jemand wie sie, ohne Gefühl, eiskalt.

Am nächsten Morgen ging er aus dem Haus, zur gewohnten Zeit. Sie kam ebenfalls aus ihrem Haus. Sie grüßten sich. Er schaute genauer hin. Sah eine mausgraue, spindeldürre Frau. Dann stieg sie ein und fuhr davon in ihrem großen schwarzen Passat.

* * *

Die Einladung

(13.5.2004)

Kneipe. Mehrere Tische. An einem sitzt eine Frau um die vierzig und trinkt Bier. Ein Mann in ihrem Alter betritt die Kneipe, schaut sich um. Entdeckt die Frau, geht zu ihr ...

Mann: Lang nicht mehr geseh'n.

Frau: Du ...?

Mann: Ja, ich! ... (*setzt sich*) Wie geht's?

Frau: Geht.

Mann: Ich kann nicht klagen ... (*zündet sich eine Zigarette an*)

Frau: Rauchst ja noch immer.

Mann: Aufgegeben, wieder angefangen. Das ist die Sucht.

Frau: Hab's mir abgewöhnt.

Mann: Und?

Frau: Nichts und.

Mann: Gratuliere. Und sonst?

Frau: Es geht.

Mann: Könnte besser geh'n.

Frau: Genau ... (*plötzlich lacht sie laut los, wird aber sofort wieder ganz ernst*) Beschissen!

Mann: Warum?

Frau: Keine Ahnung.

Mann: Liebeskummer?

Frau: Nee.

Mann: Ja, die Liebe ...

Frau: Leck mich.

Mann: Eine Himmelsmacht.

Frau: Zum Kotzen.

Mann: Immer wieder schön.

Frau: Haste mal 'ne Zigarette?

Mann: (*gibt ihr eine*) Ich denk, du rauchst nicht mehr.

Frau: Dacht ich auch.

Mann: So trifft man sich also wieder ... Hast dich aber überhaupt nicht verändert.

Frau: Blödmann!

Mann: Ehrlich.

Frau: Geschenkt ... (*raucht*) Ah, das tut gut ...

Mann: Man gönnt sich ja sonst nichts ... (*lacht meckern*)

Frau: Muss gleich los.

Mann: So eilig?

- Frau:* Spätschicht.
Mann: Mich hat's erwischt.
Frau: Was?
Mann: Arbeitslos. Seit Februar.
Frau: Armes Schwein.
Mann: Mir geht's gut. Auch finanziell. Schwarzarbeit.
Frau: Handwerker müsste man sein.
Mann: Beziehungen sollte man haben. Und die habe ich. Und nicht zu knapp. Arbeit gib't die Menge. Wird gut bezahlt.
- Frau:* Angeber.
Mann: Kannst du mir glauben.
Frau: Glaub dir ja.
- Pause.*
- Mann:* Fährst mit?
Frau: Wohin?
Mann: In Urlaub.
Frau: So dicke?
Mann: Wer hat, der hat.
Frau: Wann?
Mann: Jederzeit. Am besten gleich morgen.
Frau: Lieber nicht.
Mann: Warum nicht?
Frau: Keine Lust ...
Mann: In den schönen Süden, wo's schön warm ist.
Frau: Nee ...
Mann: Wo die Zitronenbäume blüh'n.
Frau: Ohne mich.
Mann: Haben uns doch immer gut verstanden.
Frau: Was haben wir?
Mann: Bist immer auf die Kosten gekommen.
Frau: Meinst du?
Mann: Was willst'n noch hier?
Frau: Versauern.
Mann: Das kannst du auch im Süden.
Frau: Dann lieber hier. Ohne dich.
Mann: Also?
Frau: Nee.
Mann: Schade.
- Pause.*
- Frau:* Und warum ausgerechnet ich?
Mann: Gefällst mir.
Frau: Wirklich?
Mann: Wenn ich's doch sage. Du hast etwas.
Frau: Was?
Mann: Hat nicht jede.

Frau: Was habe ich?
Mann: Das gewisse Etwas.
Frau: Quatsch nicht rum.
Mann: Könnten viel Spaß miteinander haben.
Frau: Hatten wir den?
Mann: Ich glaube schon.
Frau: Du vielleicht.
Mann: Du etwa nicht?
Frau: Nicht, dass ich mich erinnern könnte.
Mann: Jetzt bin ich aber enttäuscht.
Frau: Wirst es überleben.
Mann: Dein letztes Wort?
Frau: Ja!
Mann: Schade, ausgesprochen schade.
Frau: Würd ja gern.
Mann: Und warum machstes nicht?
Frau: Frag was Leichteres.
Mann: Das Weib, das ewige Rätsel.
Frau: Nee. Schulden.
Mann: Ich zahle alles.
Frau: Und dann hast du das Sagen.
Mann: Mensch ...
Frau: Was?
Mann: Fahr mit!
Frau: Nee. Bin keine Nutte.
Mann: 'n bißchen Spaß.
Frau: Mit dir?
Mann: Warum nicht?
Frau: Fahr allein!
Mann: Allein? Nee! So allein durch die Gegend ...
Frau: Musst ja nicht fahr'n.

Pause

Mann: War ja nur so 'ne Idee. Hab mir halt vorgestellt ... Du und ich, wir beide ... Weißer Strand, Sonne. Und abends in die Disco. Mal was anderes ... Das Leben ist so kurz.
Frau: Und beschissen.
Mann: Sag ich doch. Mal raus, mal weg von hier ... Weit weg.
Frau: Bis ans Ende der Welt.
Mann: Unter Palmen wandeln ... Ja, wer die Sehnsucht nicht kennt.
Frau: Und dann?
Mann: Was, dann?
Frau: Sind wir wieder hier.
Mann: Wieder hier ... (*sieht sich um*) Hier haste doch nichts verlör'n.
Frau: Nee.
Mann: Rein gar nichts.

- Frau:* Wann?
Mann: Wann du willst.
Frau: Vergiss es!
Mann: Nur'n paar Tage. Muss ja nicht lang sein. 'ne Woche.
Frau: Wär direkt zu überlegen.
Mann: Also ...?
Frau: Nee.
Mann: Was versäumst'n hier?
Frau: Nichts.
Mann: Also ...
Frau: Eine Woche, sieben Tage ...
Mann: Am Strand.
Frau: In der Sonne ...
Mann: Und abends ...
Frau: (*scharf*) Nee, bist nicht mein Typ.
Mann: So?
Frau: Geiler Bock.
Mann: Was bin ich?
Frau: Mit deinen Wurstfingern.
Mann: Das ist aber neu.
Frau kichert.
Mann: Gibt ja noch andere.
Frau: Sicher.
Mann: Die gibt's tatsächlich.
Frau: Gute Reise.
Mann: Danke.
Frau: Noch 'ne Zigarette?
Mann: Hier ... (*gibt ihr eine*) Wollt nur mal wissen ...
Frau: Was?
Mann: Warst doch sonst nicht so. So blöd!
Frau: Aber jetzt.
Mann: Das merk ich, auch blöd. Verboten blöd. Wie kann man denn nur so blöd sein?
Frau: Jetzt geht's mir wieder besser.
Mann: Da bin ich ja ganz beruhigt.
Frau: Richtig gut.
Mann: Mir auch.
Frau: Tatsächlich?
Mann: Hundert Prozent.
Frau: Mir los.
Mann: Viel Spaß auf der Arbeit.
Frau: Hab ich ... (*steht auf*) Bist'n netter Kerl. Trotz alledem. Kann dich leiden.
Mann: Bis morgen.
Frau: Mal seh'n.

Mann: Bis morgen, hab ich gesagt.
Frau: Hab's gehört. Du willst tatsächlich in Urlaub fahr'n?
Mann: Nee.
Frau: Auf einmal.
Mann: Nicht mehr.
Frau: Nur weil ich ...
Mann: Ja. Nein. Hab's mir anders überlegt.
Frau: Schade.
Mann: Das mit uns beiden?
Frau: Dass du nicht fährst. Man wird nicht jünger.
Mann: Läuft mir nicht davon.
Frau: Jetzt bin ich dran schuld.
Mann: Biste nicht.
Frau: Sag's doch gleich.
Mann: Nee!
Frau: Doch!
Mann: Vielleicht.
Frau: Sicher.
Mann: Ja, verdammtnochmal!
Frau: Schlechte Laune?
Mann: Nee.
Frau: 'nen schönen Abend noch.
Mann: Danke.
Sie geht zur Tür. Er springt auf...
Mann: Ich bring dich nach Haus.
 Black

Einige Zeit später. Der Mann und die Frau sitzen an einem Tisch und trinken. Plötzlich nimmt der Mann ihre Hand und führt sie an seine Brust.

Mann: Hier!
Frau: Was?
Mann: Tut weh.
Frau: Seit wann?
Mann: Überarbeitet.
Frau: Ich denk, du bist arbeitslos.
Mann: Hab wieder was. Als Fahrer.
Sie trinken.
Mann: Meine Mutter hat sich angesagt.
Frau: Freu dich doch.
Mann: Mach ich auch.
Frau: Das kommt vom Rauchen.
Mann: Was?
Frau: (*zeigt auf seine Brust*) Das da!
Mann: Quatsch!

- Frau:* So fängt es an. Du achtest nicht darauf, tut ja auch so gut wie nicht weh ... Und dann wird's schlimmer und schlimmer. Dann gehst du zum Arzt. Und der sagt dann ...
- Mann:* Alles in Ordnung.
- Frau:* Ich kannte mal einen Typ ... (*verstummt*)
- Mann:* Lang lang ist's her.
- Pause.*
- Mann:* Kommt am Freitag. Bleibt übers Wochenende. Und jetzt muss ich wieder aufräumen. Wird trotzdem meckern.
- Frau:* Meine ist schon lange tot.
- Mann:* Kaum ist sie da, fängt sie an zu putzen. Und dann wird sie sagen: Sei froh, dass ich gekommen bin.
- Frau:* Vor sechs Jahren ... Nee, sieben. Ist zuhaus gestorben. Ich saß an ihrem Bett ...
- Mann:* Ein Gutes hat die Sache ja, dann ist meine Bude sauber, pikobello. Bis zum nächsten Mal.
- Frau:* Muss zum Friedhoff geh'n.
- Mann:* Was willst'n da?
- Frau:* Ihr Grab besuchen. 72 ist sie geworden. Ist doch kein Alter heutzutage.
- Mann:* Immerhin.
- Frau:* Ganz plötzlich. Waren im Zoo, haben Kaffee getrunken. Abends die Tagesschau. Die wollte sie immer seh'n. Plötzlich hat sie gesagt ... (*schaut ihn an*) Wo tut's weh?
- Mann:* Da! ... (*zeigt auf seine Brust*) Hat sie denn geraucht?
- Frau:* Ach, die doch nicht.
- Mann:* Also!
- Frau:* Was? ... Wie war's denn im Urlaub?
- Mann:* War nicht im Urlaub.
- Frau:* Du bist nicht gefahr'n?
- Mann:* Hab's mir anders überlegt.
- Frau:* (*spöttisch*) So ganz allein ...
- Mann:* Langweilen kann ich mich auch zuhaus.
- Pause*
- Frau:* Ich muss keinen Schichtdienst mehr machen.
- Mann:* Gratuliere.
- Frau:* Ruiniert die Gesundheit.
- Mann:* Das Saufen auch.
- Frau:* Wer säuft denn?
- Mann:* Und was machst du abends, was machst du nachts?
- Frau:* Schlafen.
- Mann:* Allein?
- Frau:* Sicher. Es sei denn ...
- Mann:* Ich höre.
- Frau:* Eigentlich komisch ...

- Mann:* Was?
Frau: Dass man davon so viel Aufhebens macht. Alle Welt redet davon.
Mann: In jeder Zeitung steht ...
Frau: Kannst du das versteh'n?
Mann: Nee.
Frau: Ist ja ganz schön ab und zu. Geht aber auch ohne.
Mann: Auf die Dauer?
Frau: Nee. Vielleicht doch.
Mann: Was machst'n heut nacht?
Frau: (*lachend*) Schlafen!
Mann: Ich auch. Solo, wenn's nicht anders geht. Andernfalls ...
Frau: (*plötzlich*) Ich hab einen neuen Freund.
Mann: Was hast du?
Frau: Hast es gehört.
Mann: Tatsächlich?
Frau: Eigentlich ist es ja noch nicht so weit. Könnte aber klappen. Ein netter Kerl. Sehr sympathisch.
Mann: Hat er Geld?
Frau: Dummer Hund.
Mann: War ja nur'ne Frage.
Frau: Ist allerdings verheiratet.
Mann: Prost!
Frau: Prost! Typisch für mich.
Mann: Kinder?
Frau: Zwei.
Mann: Lass bloß die Finger davon.
Frau: Gefällt mir aber.
Mann: Pfoten weg, sag ich.
Frau: Jajaja ... Ich glaub, ich habe mich verliebt. Wenigstens 'n bisschen.
Mann: Verheiratet, zwei Kinder ...
Frau: Ich könnte mich ohrfeigen.
Pause
Mann: Ein Arbeitskollege von mir, so um die dreißig ...Wenn du mich fragst, nichts besonderes, 'n total blasser Typ. Hat aber Schlag bei den Frau'n, bei den Polinnen. Der fährt immer mal rüber ... Zeigt sich spendabel, sagt er wenigstens. Hat mir Fotos gezeigt. Nicht schlecht, sag ich dir. Und ohne die geringsten Komplikationen. Fährt rüber, lässt es knallen und fährt wieder weg. Vielleicht, dass er sie mal wieder trifft, ein zweites Mal. Das reicht dem. Will gar nicht mehr.
Frau: Armselig.
Mann: Find ich nicht.
Frau: Nichts für's Herz.

- Mann:* Will der auch nicht. Sagt das frank und frei. Wie gesagt, ohne die geringsten Komplikationen. Einfach so. So zur Abwechslung.
- Frau:* Nur weil er Geld hat.
- Mann:* Hat gar nicht so viel. Die Polinnen sind eben genügsam.
- Frau:* Noch.
- Mann:* Wird sich ändern mit der Zeit, sicher. Sind jetzt in der EU.
- Frau:* Und du?
- Mann:* Was?
- Frau:* Wann fährst du denn nach Polen.
- Mann:* Ich? Was soll ich'n da?
- Frau:* Na, was wohl?
- Mann:* War verheiratet, der Typ. Kennt das Spiel. Verliebt, verlobt, verheiratet. Und dann geschieden. Und jetzt darf er zahl'n. Die Kinder sieht er alle vier Wochen, vorausgesetzt, seine Ex ist so gnädig. Ist sie aber nicht immer ... Deswegen sagt er ja, nur keine Komplikationen mehr. Das mit der Liebe ... Das war einmal. Drauf geschissen.
- Frau:* Keine Komplikationen ... Das hab ich mir schon oft gesagt, jedes Mal ...
- Mann:* Aus Schaden wird man klug.
- Frau:* Oder auch nicht.
- Mann:* Du sagst es.
- Frau:* Er soll aber sehr unglücklich sein, hat man mir erzählt.
- Mann:* Und das glaubst du?
- Frau:* Ja ...
- Mann:* Es wird viel erzählt.
- Pause*
- Frau:* Du fährst nicht zufälligerweise in Urlaub?
- Mann:* Nee.
- Frau:* Im Herbst vielleicht.
- Frau:* Nach Polen?
- Mann:* Ist'n schönes Land.
- Frau:* Fällt dir was auf?
- Mann:* Was ...?
- Frau:* Ich hab 'ne neue Frisur. Nicht geseh'n.
- Mann:* Nicht so direkt. Steht dir.
- Frau:* Mal was anders.
- Mann:* Macht dich jünger.
- Frau:* Das hat er auch gesagt.
- Mann:* Und was hat er noch gesagt, dein Prinz?
- Frau:* Nichts. Aber wie er das gesagt hat ...
- Mann:* Und schon war's um dich gescheh'n.
- Frau:* Blöd, was?
- Mann:* Normal.
- Frau:* Sehr charmant, der Typ. Zu charmant für meinen Geschmack.

- Mann:* Sehr vernünftig! Warum denn nicht gleich.
Frau: Ach, sich einmal wieder so richtig verlieben!
Mann: Mit allen Komplikationen.
Frau: Ich weiß gar nicht mehr, wie das geht.
Mann: Nein?
Frau: Früher mal, in einem andern Leben. Vor zwanzig Jahren. Dass ich mal zwanzig war! Nicht zu fassen! Zwanzig Jahre jung. Und jetzt? ... Schau mich nicht so an!
- Mann:* Erzähl weiter! Das macht mich an.
Frau: Die erste Liebe! ... (*den Tränen nahe*) Konnte nicht genug davon kriegen. Dachte, das geht immer so weiter. Hört niemals auf.
Mann: Dacht ich auch.
Frau: So was verlernt man doch nicht.
Mann: Anscheinend doch.
Frau: Und jetzt reden wir darüber.
Mann: Immerhin.
Frau: Wie zwei uralte Leut: ... Weißt du noch? Da war doch was ...
Mann: Könnten ja übers's Wochenende ...
Frau: Meinen allerersten hab ich wiedergetroffen. Hab gedacht, mit dem, ausgerechnet mit dem ... O Gott!
- Mann:* Bevor wir noch länger quatschen. Lass uns fahr'n. Besser als in die Hosen gemacht.
Frau: An die Ostsee.
Mann: Hängt vom Wetter ab.
Frau: Sind doch nicht aus Zucker.
Mann: Meintweg'n. Ins Blaue, wie's gerade kommt.
Frau: Rügen!
Mann: Soll schön sein.
Frau: Die Kreidefelsen.
Mann: Und jetzt? So als Vorgeschmack?
Frau: Haste Lust?
Mann: (*lachend*) Wenn's denn sein muss.
Frau: Ja, dann ...
Mann: Heb deinen Arsch.
Frau: Erst zahlen.
Mann: Mach ich.
Frau: Wie spendabel.
Mann: Kinderstube.

Die Katastrophe

Sketch

In einer Küche. Überaus spärlich eingerichtet. Frau A geht auf und ab. Frau B sitzt am Tisch, bügelt und schaut ab und an zur Frau A.

- A: Es war einfach schrecklich, kann ich Ihnen sagen. Fast jeden Tag Bombenalarm. Ich kann sie noch hör'n, die Sirenen, geradezu markerschütternd. Selbst am Sonntag, am Tag des Herrn. Die Engländer haben ja keine Kultur im Leib. Also, das war wirklich zu viel für mich. Ich bin ja fast gestorben, wenn ich sie schon hörte, diese Sirenen. Und dann ab in den Keller, zu jeder Tageszeit, sogar am hellichten Tag, wenn ich das Essen machen wollte, auch da ... Einfach schrecklich. Aber jetzt ist ja wieder Frieden ... (*lacht böse*) Frieden! Das ist aber gar kein richtiger Frieden, das ist ja fast noch schlimmer als der Krieg. Überall diese Flüchtlinge, überall, die Straßen sind voll davon. Keinen Schritt kann man tun ... (*schaut zu Frau B*) Und dann sind Sie gekommen, mit Sack und Pack sozusagen. Haben sich hier breit gemacht. Da hieß es nur, Einquartierung. Und jetzt soll ich auch noch zu allem eine gute Miene machen. Wann gedenken Sie denn wieder auszuzieh'n?
- B: Ich danke Ihnen auch ganz herzlich, liebe Frau Quast. Es war aber nicht unser Schuld. Man hat uns dieses Quartier hier angewiesen, auch wir wurden nicht gefragt.
- A: Sie sind also unzufrieden?
- B: Aber nein.
- A: Haben sich was Besseres vorgestellt? Mit einem Bad vielleicht, fließend warmes und kaltes Wasser?
- B: Wir sind ausgesprochen zufrieden, Frau Quast.
- A: Reden wir nicht mehr darüber, sonst läuft mir noch die Galle über.
- B: Nicht, dass Sie mir auch noch krank werden, Frau Quast.
- A: Und wissen Sie, was mich am meisten stört? Das ist diese Unterwürfigkeit bei Ihnen. Jetzt sagen Sie doch endlich, was Sie von mir halten. Dass Sie mich hassen! Grad heraus! Aber nein, immer diese Verlogenheit. Ich hab Sie durchschaut.
- B: Es ist sicherlich sehr schwer für Sie. Auch Sie haben sicherlich sehr gelitten, wie wir alle. Und jetzt mussten Sie auch noch uns aufnehmen. Ich kann Sie ja gut versteh'n ...
- A: Wieder dieser Ton! Dass Sie auch so verlogen sind! Dass Sie auch nicht das geringste Rückgrat besitzen! Sind denn alle Flüchtlinge so? So verlogen? So hintenherum? Kein Wunder, Sie

sind ja auch katholisch. Trau keinem Katholiken, hat meine Mutter immer gesagt. Und das mit gutem Grund, Frau von Hutterer.

B: Ich geh aber auch nur ganz selten in die Kirch, vielleicht mal an Weihnachten. Und wenn ich unseren Herrgott brauch, in schlimmen Zeiten. Wenn unsereins keinen Rat mehr weiß.

A: Dann spannen Sie also auch noch unseren Herrgott ein, dann soll Er's für Sie also richten. Das würde unsereins ja niemals tun.

B: Ich bin ja auch gleich fertig mit der Bügelei. Dann haben Sie auch wieder ihre Küche ganz für sich allein. Ich möchte Ihnen ja auf keinen Fall auf die Nerven geh'n. Es ist keine Bosheit von mir!

A: Bosheit! Schön, dass Sie das sagen, sehr schön! Aber manchmal drängt sich schon der Eindruck auf ... Was war denn gestern? Sie hatten eine halbe Stunde Zeit, um in meiner Küche zu werkeln. Und wie lange haben Sie gebraucht? Ich habe auf die Uhr geseh'n. Fast eine dreiviertel Stunde, liebe Frau von Hutterer. In Zukunft haben Sie die Zeiten einzuhalten.

B: Selbstverständlich.

A: Selbstverständlich! Dabei wissen Sie ganz genau, dass sie zur Unpünktlichkeit neigen. Wie war denn das bei Ihnen zuhaus, in ihrem Sudetenland? Da kommen Sie doch her, oder?

B: Gewiss.

A: Gab es denn da keine Uhren? Und wie hat man es denn da mit Absprachen gehalten? So lala, könnt ich mir denken. In diesen Gegenden ist man ja auch etwas leger, nehm ich an, da gibt es eben noch keine Pflichterfüllung, wie hier bei uns, nicht wahr? Das müssen Sie aber noch lernen, liebe Frau.

B: Ich werde mich bemü'h'n.

A: Und dort haben Sie auf einem Rittergut gelebt wie alle Flüchtlinge hier. So jedenfalls wird es erzählt.

B: Also, ich hab so was ja noch nicht gesagt.

A: Gesagt gerade nicht, aber Ihre ganze Art. Darauf versteh ich mich. Ich spür doch ganz genau, wie Sie so von oben herab ... Als wären Sie etwas Besseres, und wir die Kulaken. Sie sind aber nichts Besseres. Sie haben es lediglich unserer Mitmenschlichkeit zu verdanken ...

B: Natürlich!

A: Schon wieder!

B: Was?

A: Diese Unterwürfigkeit! ... Und wann geh'n Sie wieder zurück in Ihre alte Heimat? Das werden Sie doch tun, oder? Hier können Sie jedenfalls nicht bleiben, liebe Frau. Weil das auf Dauer nur Schwierigkeiten mit sich bringen wird, diese vielen fremden Leute.

C kommt in die Küche.

B: (*schnell*) Ich bin gleich fertig.

- A: Das trifft sich aber gut. Endlich kann ich dir mal was sagen ...
C: (*schnippisch*) Was denn? ... (*zur Mutter*) Ich geh noch mal schnell weg. Vielleicht krieg ich ja noch was.
A: Auf dem Schwarzen Markt, nicht wahr.
C: Genau.
A: Und mit was willst du das bezahlen? Ihr habt doch alles verlor'n, so habt ihr's mir jedenfalls gesagt. Könnt ja gar nichts mehr tauschen.

Pause.

- A: Da gib't natürlich auch noch ganz andere Möglichkeiten, könnt ich mir denken. Bist ja noch jung. Hast ja ein hübsches Lärvchen.
C: Ich geh!
A: Finger weg von meinem Sohn! Der ist tabu für dich! Das könnte dir so passen ...
B: (*schnell*) Meine Tochter hat nichts mit ihrem Sohn.
A: Ich hab doch Augen im Kopf. Ich seh doch ganz genau ...
C: Was interessiert mich denn ihr Sohn, dieser Schnösel!
A: Was?
C: Der grabscht mir doch ständig an den Hintern.
A: Das macht er nicht! Niemals. Mein Sohn ist wohlerzogen.
C: Davon hab ich ja noch nichts gemerkt.

Pause.

- A: Warum müsen wir auch so streiten? Ist das denn nötig? Sind wir denn nicht alle eine Schicksalsgemeinschaft in diesen schweren Zeiten? Geschlagen und gedemütigt? Und da müssen wir uns doch nicht mit solchen Worten ... Stattdessen sollten wir doch alle zusammenhalten, als eine festgefügte Volksgemeinschaft. Das sind wir doch. Denn wie schon unser Führer sagte ...
C: Lassen Sie mich bloß mit diesem Führer in Ruh!
A: Gut, das ist vorbei, Gottseidank. Trotzdem sind wir ein Volk. Obwohl Sie natürlich aus einer ganz anderen Gegend stammen, weit weg von hier. Ein Volk, ein Reich ...
C: Ein Führer!
A: Nein, das war einmal ... Aber damals haben sie ja mitgejubelt, wollten ja unbedingt ins Reich. Es hat sie aber keiner gerufen! Warum konnten sie denn nicht in ihrer Heimat bleiben.
C: Man hat uns rausgeschmissen!
A: Und jetzt strömt es von überall her, als hätten wir Platz für alle. Aber Sie seh'n doch selber, wie beengt hier alles ist. Und da kommen jetzt die Millionen ...
B: So geh doch endlich!
C: Müssen wir uns denn alles gefallen lassen?
A: Wer hat denn angefangen, möchte ich mal wissen? Ich jedenfalls nicht. Ich bin immer freundlich zu Ihnen gewesen. Ich habe Ihnen sogar meine Küche angeboten. Das ist also der Dank.

- C: Ich hab noch einen Ring.
B: Der ist von deiner Großmutter.
C: Wir brauchen doch endlich wieder was. Wir können doch nicht immer nur trockenes Brot ... Und diese verfaulten Kartoffeln.
B: Den Ring wirst du behalten.
A: Ich getrau mich ja nicht ... Das ist eine fremde Welt für mich. Aber wenn du vielleicht auch für mich was tauschen könntest ... Ich würde mich auch erkenntlich zeigen. Ich hab da noch einen Mantel, einen schönen Persianer, den könntest du vielleicht ... Also, vielleicht etwas Butter oder Speck. Aber keine Margarine. Die vertrag ich nicht. Ich bin ja in diesem Punkt etwas empfindlich.
C: Dann geben Sie schon her, Ihren schönen Mantel.
A: Würdest du ...?
C: Halbe, halbe.
A: Halbe, halbe?
C: Ja.
A: Nein, das ist mir zu viel. Dann verzichte ich lieber. Man kann sich ja auch einschränken, denke ich. Obwohl etwas Speck oder Butter ...
C: Halbe, halbe!
A: Meinetweg'n. Aber nur unter einer Bedingung! Finger weg von meinem Sohn! Der ist ja noch grün hinter den Ohren. Und du bist ja schon erwachsen, eine richtige Frau, mit einer gewissen Erfahrung, könnt ich mir denken. Auf so einer Flucht, also da gab's ja sicherlich Situationen ... Die Russen sollen ja auch nicht gerade zimperlich gewesen sein. Also, Finger weg!
C: Der ist mir wurscht, Ihr Sohn! Und wenn er's noch mal wagen sollte ...
B: Bitte!
C: Ich geh.
A: Und meinen Mantel? Ja, willst du denn den nicht mitnehmen?
C: Nein! Behalten Sie Ihren Mantel!
A: (*böse*) Willst was tauschen, hast aber nichts. Bist aber noch sehr jung.
B: Ich halt das nicht mehr aus ... (ab)
A: Jetzt hast du auch noch deine Mutter verletzt. Dass du dich nicht schämst! Wie kann man nur ...
C: Was wissen denn Sie? Sie wissen gar nichts!
A: Und die vielen Bombennächte? Die schreckliche Sirene?
C: Was ist denn hier zerstört worden, möchte ich mal wissen?
A: Mein Glaube an die Menschheit! Mein Gottvertrau'n!

Die Fahne

Sketch

Personen:

Klemm

Seine Frau

Seine Tochter Marianne

Meyer

Seine Frau

Holm

Bürgerlicher Salon. Im Hintergrund ein Tisch mit zwei Stühlen. Anlässlich seines 60. Geburtstages gibt Herr Klemm einen Empfang. Der Hausherr steht mit seinem Geschäftsfreund Meyer im Gespräch.

Klemm: Ihr ganzer Stolz ist nun mal das Haus. Und das will sie natürlich auch allen zeigen.

Meyer: Verständlich, Herr Klemm.

Klemm: Und jetzt hab ich meiner Tochter sogar ein Pianoforte gekauft. Lag mir andauernd in den Ohren, die Kleine.

Meyer: Kann sie denn spielen, Ihre Tochter?

Klemm: Natürlich nicht. Und die Musikalischste ist sie auch nicht.

Meyer: Hauptsache ist doch, dass sich die jungen Mädchen beschäftigen. Sonst kommen sie womöglich noch auf dumme Gedanken.

Klemm: So ein Klimperkasten ist aber nicht gerade billig.

Sie trinken.

Meyer: Nochmals gefragt. Was ist mit der Allerwiese? Verkaufen Sie? Damit würden Sie mir einen großen Gefallen tun.

Klemm: Aber doch nicht heute, an meinem Geburtstag.

Meyer: Wir seh'n uns ja auch so selten.

Klemm: Heute wird gefeiert.

Meyer: Selbstverständlich. Also, ja oder nein, ich muss es wissen.

Klemm: Nein.

Meyer: Ihr letztes Wort?

Klemm: Ja ...

Meyer: Schade, ausgesprochen schade. Ich hätte Ihnen einen sehr guten Preis gemacht. Oder woll'n Sie vielleicht bau'n?

Klemm: Möglicherweise. Die Geschäfte laufen gut, unberufen ...

Meyer: Ich habe aber das Vorkaufsrecht.

Klemm: Sicher.

Sie trinken.

Klemm: Na, wie hat Ihnen denn unsere Feier gefall'n?

- Meyer:* Würdig, ausgesprochen würdig.
- Klemm:* Erhebend. Zu Herzen gehend, wenn ich das mal so sagen darf.
- Meyer:* 60 Jahre Völkerschlacht bei Leipzig. Welch ein Jubiläum! Kampf und Sieg. Und Napoleon war geschlagen.
- Klemm:* Und dass wir nun endlich die Fahne tragen dürfen ...
- Meyer:* Unsere Fahne!
- Klemm:* Ich hab gar nicht mehr so recht daran geglaubt.
- Meyer:* In den Farben der Freiheit, schwarz, rot, gold. So wie einst das Lützow'sche Freikorps.
- Klemm:* Eingabe um Eingabe haben wir gemacht, regelrecht auf den Knien haben wir gebettelt. Nichts. Stur wie die Ochsen. Und die Jahre vergingen.
- Meyer:* Zuerst unser Magistrat. Natürlich abgelehnt. Dann die königliche Landprobstei in Lüneburg. Wieder abgelehnt. Alles subalterne Leute. Wir hätten gleich nach Hannover schreiben soll'n.
- Klemm:* Hab ich justament vorgeschlagen, wie Sie wissen.
- Meyer:* Immer diese Bedenken, gerade hier in Gifhorn. Man hat Angst vor dem eigenen Schatten sozusagen. Und darüber vergeht das Leben.
- Klemm:* Jetzt bin ich sechzig. Geboren 1803. Im Jahr, als hier die Franzosen hausten. Wie die Vandalen. Einem Kulturvolk absolut unangemessen.
- Meyer:* Sechzig, aber rüstig. Wie ein Baum.
- Klemm:* Eine Eiche, so hoff ich doch.
- Meyer:* Eine deutsche!
- Frau Klemm und Frau Meyer kommen in den Salon.*
- Frau Meyer:* (zu ihrem Mann) Eduard, das musst du unbedingt seh'n. Schade, dass du nicht mitgegangen bist. Ach, ist das ein Haus! So groß und herrschaftlich.
- Klemm:* Jetzt übertreiben Sie aber, gnädige Frau.
- Frau Meyer:* Und dieses Pianoforte! Einfach göttlich, sag ich dir. Und das gnädige Fräulein hat sofort etwas zum Besten gegeben. Mozart, glaube ich.
- Frau Klemm:* Beethoven. Natürlich eins der leichteren Stücke.
- Frau Meyer:* Ich kann ja nur bedauern, dass in unserer Familie keiner musiziert.
- Meyer:* Dafür studieren aber unsere Jungs. Jura und Maschinenbau. Das hat Zukunft.
- Frau Meyer:* Und das Kulturelle? Aber das gehört doch einfach dazu, heutzutage.
- Meyer:* Ich kann's verknusen.
- Frau Meyer:* Immer nur deine Geschäfte.
- Meyer:* Du lebst aber gut davon.
- Klemm:* Und was macht unser wertgeschätzter Herr Holm?
- Frau Klemm:* Er lauscht noch der Musik.

- Klemm:* Der Arme!
- Frau Klemm:* (*plötzlich*) Aber vielleicht sollte ich doch besser wieder nach oben geh'n ...
- Klemm:* Warum?
- Frau Klemm:* Ach, du weißt schon.
- Klemm:* Dann soll er ihr doch endlich einen Antrag machen. Scharwenzelt um sie rum ...
- Frau Klemm:* Ist ihr aber von Herzen zugetan.
- Klemm:* Könnte ja endlich zu Potte kommen, der Herr! Wenn wir uns damals so angestellt hätten!
- Meyer:* Das ist die Jugend von heute! Lesen zu viele Romane. Und dann gebricht es ihnen an richtigen Worten. Wollen ja immer gleich so poetisch sein.
- Frau Klemm:* Nicht aus den Augen lässt er sie. Und dann schaut er immer so groß, so verträumt...
- Klemm:* Einen Antrag soll er ihr endlich machen!
- Herr Holm und das Töchterchen Marianne kommen in den Salon.*
- Frau Klemm:* Ihr hättet euch doch nicht so beeilen müssen.
- Klemm:* Ja, so ein Kunstgenuss will genossen sein.
- Marianne:* (*zu Holm*) Jetzt sind Sie aber enttäuscht.
- Holm:* Ganz im Gegenteil.
- Marianne:* Ach, meine Klimpere geht euch doch sowieso nur auf die Nerven. Mir übrigens auch. Aber als höhere Tochter muss man ja ...
- Frau Klemm:* Marianne, Liebes, du bist ausgesprochen musikalisch.
- Klemm:* Also, was die Musikalität anbetrifft ...
- Frau Klemm:* Ich rede nicht von dir!
- Man trinkt.*
- Holm:* Apropos Feier ...
- Klemm:* Noch ganz benommen davon, was?
- Holm:* Schwarz, rot, gold ... Die Farben der Freiheit. Zum ersten Mal getragen in den Freiheitskriegen.
- Meyer:* Hoch soll'n sie leben!
- Holm:* Und wann haben wir diese Fahne zum ersten Male flattern lassen?
- Meyer:* Ach, das weiß doch jedes Kind.
- Holm:* Im Jahre 1848. Im Jahr der Revolution. Die wir aber zum Glück niedergeschlagen haben.
- Meyer:* Nicht zuletzt deshalb, weil unsere tapfere Bürgerwehr hier in unserem Städtchen alles Gesindel in die Schranken gewiesen hat.
- Marianne:* Welches Gesindel denn?
- Meyer:* Diese Revoluzzer natürlich! Aus den geringsten Volksklassen, der reinste Abschaum, sozusagen. Haben sich zusammengerotet, drohten mit Revolution und Brandstiftung.
- Klemm:* Mit den Farben der Freiheit die Freiheit unterdrückt.

- Meyer:* Freiheit? Revolution. Aufruhr. Chaos. Das nennen Sie Freiheit?
- Klemm:* Im Namen der Obrigkeit. Wir Bürger gegen die eigenen Leute ... Auf Befehl des Königs Ernst August, wohnhaft in Hannover, zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung, auf seinen Befehl anno 1848.
- Meyer:* Bedenken Sie, was Sie da sagen. Ich als Geschäftsmann bin auf Ruhe und Ordnung angewiesen. Sie vielleicht nicht?
- Klemm:* Die Obrigkeit hatte wohl gewisse Bedenken, dass so eine Fahne, in den Farben der Freiheit, wieder flattern könnte. Doch wir schreiben jetzt das Jahr 1863. Der Bazillus der Revolution ist ausgerottet.
- Meyer:* Also, jetzt wird's direkt politisch. Deshalb sag ich jetzt, nichts Politisches mehr. Heute feiern wir Geburtstag.
- Klemm:* Wir hätten sie doch einfach hissen können, diese Fahne. Stattdessen haben wir es vorgezogen, Eingabe um Eingabe zu machen.
- Meyer:* Mensch, weil sich das so gehört! Wenn das jeder machen würde! Aber das geht doch nicht, dass jeder ... Dann würde ja auch jeder machen, was er will. Und das Chaos wäre komplett.
- Frau Klemm nimmt ihren Mann bei der Hand.*
- Frau Klemm:* So, nun gehen wir in den Garten ... (zu *Holm*) Sie können natürlich noch etwas hier verweilen, wenn Sie woll'n.
- Marianne:* (schnell) Was ich Sie noch fragen wollte, Herr *Holm* ...
- Alle ab, bis auf Holm und Marianne.*
- Holm:* So fragen Sie doch, liebes Fräulein *Mariann'*.
- Marianne:* Hatten Sie denn keine Angst?
- Holm:* Angst? Vor wem?
- Marianne:* Vor diesen Aufständischen, anno 1848. Also, wenn ich mir so vorstelle ... Nachts auf den Straßen, und hinter jeder Ecke lauert so ein Geselle.
- Holm:* Eine Frage des Auftretens, der Courage, liebes Fräulein.
- Marianne:* Das musste ja direkt lebensgefährlich gewesen sein.
- Holm:* Die meisten gingen ja ganz brav mit zur Wache. Da gab es allerdings ein paar ... Nun, ich will ja nicht prahlen. Also, ganz ungefährlich war das natürlich nicht. Aber wie gesagt, couragiertes Auftreten. Und schon haben sie klein beigegeben. Bis auf einen. Den hab ich allerdings hart anfassen müssen.
- Marianne:* (nimmt seine Hand) So erzähl'n Sie doch!
- Holm:* Wie man das halt so macht ...
- Marianne:* Ja, wie denn?
- Holm:* Haben also anno 1848 unser Städtchen bewacht, gegen die Revolution, des Nachts, vier Kompanien stark ... Wir marschieren los. Den Steinweg runter. Ich denke, da ist doch was. Da hat sich doch was bewegt. Ich geh in eine Seitenstraße ...
- Marianne:* Da steht so einer, schreckensbleich.
- Marianne:* O Gott!

- Holm:* Ich sage, Hände hoch, aber dalli! Doch der, der rührt sich nicht, steht einfach da ...
- Marianne:* Schreckensbleich.
- Holm:* Ich, Hände hoch, verdammtnochmal! Da hebt er seine Hände. Ich sage, umdreh'n! Und plötzlich ...
- Marianne:* Und plötzlich?
- Holm:* Plötzlich spingt er auf mich zu. Ich pack den Kerl, pack ihn an der Gurgel. Und drücke zu. Der Kerl beginnt zu röcheln. Ich drücke wieder. Der Kerl kriegt weiche Knie, sackt zu Boden. Da kommt Hilfe. Meine Kameraden kommen mit Hallo ...
- Marianne:* So ganz allein ...
- Holm:* Ach, ein Kinderspiel.
- Klemm und Meyer auf.*
- Meyer:* Papperlapapp, Revolution! Hier blieb doch alles ruhig. In Braunschweig, ja, da hat es gebrannt. Anderswo gab es Kämpfe. In Gifhorn, die reinste Friedhofsruhe. Weil wir Streife gegangen sind, Nacht für Nacht. Das hat das Gesindel eingeschüchtert.
- Klemm:* Hier gab es kein Gesindel. Nicht hier bei uns. Alles friedliche Leute.
- Holm:* Schließlich hatte seine Majestät ja auch höchst persönlich verfügt ...
- Klemm:* Wir haben ganz vergeblich unsere Patrouillen gemacht, hätten ebenso gut zuhause bleiben können.
- Marianne:* Ach!
- Holm:* Nun, nun ...
- Marianne:* Drücke seine Kehle zu, dem Kerl ...
- Klemm:* Wer drückt wem ...?
- Marianne:* Und er beginnt zu röcheln.
- Meyer:* Wer röchelt da?
- Marianne:* (zu *Holm*) Aber prahlen will ich nicht, auf gar keinen Fall!
- Holm:* Jetzt verachten Sie mich.
- Marianne läuft aus dem Salon.*
- Holm:* Marianne, so hören Sie doch!
- Läuft ihr hinterher.*
- Klemm:* Junges Volk.
- Meyer:* Aber Sie haben ja damals durchaus mit dem Gedanken gespielt. Gespielt, sag ich. Die Sache der Aufständischen war Ihnen ja nicht gerade unsympathisch, oder? ... Wenn ich nicht gewesen wär! Ich hab Sie vor dem Schlimmsten bewahrt. Dafür sollten Sie mir dankbar sein.
- Klemm:* Bin ich auch.
- Meyer:* Um nochmals auf die Allerwiese zu kommen ...
- Klemm:* Freiheit und Einheit, dafür sind unsere Großväter in den Krieg gezogen. Und was wollten die Revolutionäre? Dito. Mehr nicht. Aber auch nicht weniger.

- Meyer:* Verkaufen Sie?
- Klemm:* Schöner Geburtstag.
- Meyer:* Ich schweige wie ein Grab, Herr Klemm. Vorausgesetzt natürlich ... Aber Sie sind doch ein vernünftiger Mensch. Wollen doch nicht, dass ich ihre Jugendsünde ... Das können Sie doch nicht woll'n. Wär ja auch schädlich für das Geschäft.
- Klemm:* Jetzt haben wir ja unsere Fahne doch noch gekriegt
- Meyer:* (*haut ihm freundschaftlich auf die Schulter*) Na, Sie Revoluzzer! Wo sind die Barrikaden?
- Klemm:* 60 Jahre Völkerschlacht bei Leipzig. Wir haben gefeiert und uns gegenseitig auf die Schultern geklopft, ach, was waren wir doch für Kerle!
- Meyer:* Unsere Großeltern waren es.
- Klemm:* Preisen unsere Ahnen, weil wir selber zu feige sind.
- Meyer:* Und sonnen uns in ihrem Glanz, im Glanz der Geschichte ... Abgemacht?
- Klemm:* Ich verkaufe.
- Meyer:* Es wird ihr Schaden nicht sein.
- Die drei Damen und Herr Holm kommen wieder in den Salon.*
- Holm:* Einer aus dem Magistrat sollte die Fahne tragen, so hat's der Bürgermeister vorgeschlagen. Dann hat sich aber das Bürgerschützenkorps doch noch durchgesetzt.
- Klemm:* Das nenn ich Revolution. Die Bürger widersprechen ihrem Bürgermeister. Donnerwetter.
- Meyer:* Und dieses Erbe wollen wir hinfort auch pflegen. Die Bürger sind aus Prinzip dagegen. Regen sich auf, protestier'n, und schlussendlich machen sie das, was man von ihnen verlangt.
- Frau Klemm:* Und stetig geht es aufwärts, die Geschäfte florier'n, der Wohlstand wird größer und größer.
- Frau Meyer:* Und die Annehmlichkeiten des Lebens nehmen zu.
- Frau Klemm:* Die Kunst des Genießens will aber auch gelernt sein. Man hat ja immer gleich so ein schlechtes Gewissen, wenn man die vielen Armen sieht.
- Frau Meyer:* Überseh'n, liebe Frau Klemm, einfach überseh'n. Selber schuld, die Leute. Jeder ist seines Glückes ureigenster Schmied.
- Holm:* Fräulein Marianne, Sie entschuldigen, dass ich nicht schon früher ... Doch man hat nicht immer die Courage. Doch heute, an diesem Tag ... Also, mein liebes Fräulein ... Ich möchte um ihre Hand anhalten ...
- Frau Klemm:* O Gott ...
- Herr Klemm:* Wurde auch Zeit!
- Marianne:* Und falls der Heldenmut, der unbändige, dich einmal wieder übermannen sollte, lieber Karl ... Falls wieder das Volk auf die Straße geht ...
- Meyer:* Niemals, sag ich Ihnen! Niemals wieder!

- Marianne:* Ein kreuzbraver Biedermann ist ja nicht das Allerschlechteste.
Holm: Ich werde mich bemü'h'n, liebe Marianne.
Marianne: So schwer es dir auch fallen sollte.
Frau Meyer: Ein Biedermann, also, wenn er brav und ordentlich ist ...
Meyer: Und seine Geschäfte laufen ...
Frau Klemm: Und du dir dein Leben einrichten kannst, geborgen und in Sicherheit ...
Klemm: Und das Bürgerschützencorps wird die Fahne tragen, alle Jahre wieder ...
Marianne: Und unseren Kindern wirst du noch erzählen...
Holm: Wahrheitsgemäß, selbstverständlich ... (*er küsst sie*)
Marianne: Mein verhinderter Held!

* * *

Des Lehrers Leid ...

Personen:

Amtmann

Frau Klatt

Ihre Tochter Dorle

Lehrer Boldt

Der Sketch spielt vor dem Amtshaus.

Der Amtmann sitzt vor seinem Häuschen und isst mit dem allergrößten Appetit. Ab und zu nimmt er einen kräftigen Schluck aus der Bierpulle. Da kommt Frau Klatt mit ihrem Töchterchen Dorle vorbei. Beide tragen schwere Bündel.

Amtmann: Fleißig, immer fleißig, liebe Frau. Nur wer sich regt, dem ist Gottes Segen gewiss.

Klatt: Guten Appetit, Herr Amtmann.

Amtmann: Man gönnt sich ja sonst so wenig. Aber ein gutes Essen, das muss sein. Das stärkt den Mann, gibt ihm Kraft für seine Pflichten, denn deren Zahl ist gewaltig in unserer Gemeinde, wie Sie wissen.

Tochter: Wir haben es eilig,

Klatt: Nun hetzt doch nicht so.

Tochter: Haben es trotzdem eilig.

Amtmann: (*lacht dröhnend*) Das junge Volk, immer eilig, alles im Sause-schritt. Aber wir waren ja auch mal jung, Frau Klatt. Schon vergessen? Das war eine Zeit. Doch sie kommt nicht wieder.

Klatt: (*grämlich*) Ich hatte keine schöne. Musste arbeiten von früh is spät. Sie wissen doch ...

Amtmann: Ja, ich weiß.

Klatt: Und heutzutage ist's nicht viel anders. Manchmal dauert mich ja meine Dorle.

Amtmann: Dorle, heißt das Ding?

Tochter: (*patzig*) Ja, so heiße ich. Was dagegen?

Amtmann: Jung und frech, so hab ich's gern. Und bald ist wieder Sommer. Ich spür ihn schon in allen Knochen. Sie nicht auch, liebe Frau Klatt?

Klatt: Meine Knochen sind zersplittert, allesamt. Da bin ich froh, dass ich nichts mehr spür. Doch nachts kann ich nicht schlafen, so sehr spür ich sie.

Amtmann: Ja, so des Nachts kommen die Gedanken. Fragt mich lieber nicht, was ich da so denk.

- Tochter:* Also, wenn wir jetzt nicht bald geh'n ...
- Klatt:* Jaja, mein Kind.
- Amtmann:* (*unvermittelt*) Ab und zu bräuchte ich eine Hilfe für mein kleines Gärtlein. Seht euch ja nicht um. Ich habe jedoch keine Zeit. Könnt ihr vielleicht oder eure kleine Tochter?
- Tochter:* Ich bin nicht klein!
- Amtmann:* Natürlich nicht. Bist schon groß. Ich werde mich auch spendabel zeigen. Gute Arbeit, guter Lohn.
- Klatt:* Das wär direkt zu überlegen ...
- Amtmann:* Dann überlegt nicht lang, gute Frau. Oder geht euer Tochter noch zur Schule?
- Klatt:* Aber jetzt doch nicht in der Erntezeit.
- Amtmann:* Dann ist's ja gut. Also, bis bald.
- Klatt:* Komm!
- Frau Klatt und ihr Töchterchen gehen ab. Der Amtmann gönnt sich noch einen letzten Happen. Da kommt der Lehrer Boldt vorbei ...*
- Boldt:* Ich wünsche einen guten Tag, Herr Amtmann.
- Amtmann:* Ebenso, ganz ebenso. Doch warum dieses Gesicht, Herr Lehrer?
- Boldt:* Da fragt Ihr noch?
- Amtmann:* Raus mit der Sprache!
- Boldt:* Aber das wisst ihr doch.
- Amtmann:* Nichts weiß ich. Deshalb frag ich ja. Direkt und unmissverständlich. Jetzt möcht ich's wissen.
- Boldt:* Keine Schule, keine Menage. Die Bauern zahlen nicht, es ist Erntezeit.
- Amtmann:* Sie zahlen nicht?
- Boldt:* Ab Ostern heißt es immer, Schmalhans ist Küchenmeister. Und ich kann hungern.
- Amtmann:* Kein Brot, keine Würste, nichts?
- Boldt:* So gut wie nichts. Wenn nicht der eine oder andere, aus Mildtätigkeit sozusagen ...
- Amtmann:* Habt Ihr denn keinen Garten?
- Boldt:* Nein.
- Amtmann:* Schon bei der nächsten Gemeinderatssitzung werde ich beantragen, lieber Herr Boldt ...
- Boldt:* Mit eurer gütigen Erlaubnis, aber das wolltet ihr schon letztes Jahr.
- Amtmann:* Wollt ich das?
- Boldt:* Ja. Und mit Nachdruck, wie ihr sagtet.
- Amtmann:* (*bekümmert*) Und nichts ist gescheh'n. Das ist schlimm, sehr schlimm sogar.
- Boldt:* Rein gar nichts.
- Amtmann:* Einen hochverdienten Lehrer so darben lassen! Nur weil die Bauern denken ...
- Boldt:* Sie sind geizig, die Bauern!

- Amtmann:** Vielleicht auch das. Doch sie denken, keine Arbeit, keinen Lohn. Und die Kinder werden auf dem Feld gebraucht. Irgendwie ist das ja auch verständlich, oder?
- Boldt:** Und ich?
- Amtmann:** Ja, sie haben es allerdings sehr schwer. Ich möchte nicht mit Ihnen tauschen.
- Boldt:** (*weinerlich*) Darum hab ich ja auch nicht heiraten können. Ist man ledig, so schafft man's grad. Hat man jedoch eine Frau, vielleicht auch Kinder, sagen wir mal drei oder vier, wir Lehrer sind sehr fruchtbar, müssen Sie wissen ... Alles nur, weil die Bauern ...
- Amtmann:** Sie sind geizig, ich weiß.
- Boldt:** Ich hätte schon mehrfach heiraten können. Und was für Frau'n, die allerschönsten, die bravsten, die tüchtigsten. Es gibt ja so viele Witwen.
- Amtmann:** Gibt's die denn wirklich hier bei uns?
- Boldt:** Aber das wissen sie doch, Herr Amtmann.
- Amtmann:** Hab's vergessen.
- Boldt:** Nun friste ich meine alten Tage, unbeweibt, ohne Kinder. Und muss hungern, als hochqualifizierter Lehrer. Wenn ich doch nur ein kleines Gärtlein hätte! Dann könnte ich Hühner halten. Vielleicht auch eine Sau. Oder eine Ziege. In Gifhorn gibt's ja so viele Ziegen. Nur ich habe keine.
- Amtmann:** Eine Ziege sollten Sie schon halten können.
- Boldt:** Dieses Meckern in der Früh. Und des Abends, wenn die Nacht an die Gartenpforte klopft ... Das wäre Musik in meinen Ohren.
- Amtmann:** Die Ziegen hier sollen ja ausgesprochen musikalisch sein.
- Boldt:** Sind sie auch. Nur wer keine sein eigen nennt, so wie ich, der wird auch um den Genuss gebracht, den musikalischen. Dafür höre ich meinen Bauch um so lauter grimmen. Guten Appetit, Herr Amtmann.
- Amtmann:** Danke, Herr Boldt.
- Boldt:** Und dann gibt es auch noch die ganz ausgefuchsten Bauern, die schicken mal das eine Kind, dann das andere. Also, eigentlich sind es zwei, die ich unterrichte. Sie bezahlen aber nur für eins.
- Amtmann:** Nein!
- Boldt:** Aber das wissen Sie doch haargenau.
- Amtmann:** (*lachend*) Das ist eben die berühmte Bauernschläue, Herr Boldt.
- Frau Klatt und ihr Töchterchen auf.*
- Klatt:** Guten Tag, Herr Lehrer.
- Boldt:** Guten Tag, Frau Klatt ... (*zu Dorle*) Viel zu tun?
- Tochter:** Ja.
- Boldt:** Und was macht die Schule?
- Klatt:** (*schnell*) Am Wochenende, Herr Amtmann, wenn es Ihnen passt.

- Amtmann:** Einverstanden. Sie oder ... (*druckst herum*) Eigentlich ist das ja auch egael.
- Tochter:** Ich, Herr Amtmann.
- Amtmann:** Aber nur, wenn es dich nicht von deinen schulischen Pflichten abhält, mein Kind.
- Tochter:** Ich geh ja schon seit Wochen nicht mehr in die Schule.
- Amtmann:** Ist das wahr?
- Tochter:** Machen doch alle hier.
- Boldt:** In der Tat.
- Amtmann:** Nicht zu fassen. Ein Skandal!
- Boldt:** Und was gedenken Sie zu unternehmen, werter Herr Amtmann? Die Regierung hat ein Gesetz erlassen ...
- Amtmann:** Ich weiß, ich weiß. Doch was soll ich tun? Kein Mensch hört auf mich.
- Boldt:** Aber Sie sind doch das Gesetz.
- Amtmann:** Doch der Arm desselben ist sehr kurz. Vor allem im Sommer zur Erntezeit. Soll ich denn die Kinder zwingen mit Gewalt? Unter der Fuchtel des Staates lernt es sich doch schlecht, oder? ... (*zu Dorle*) Oder könntest du frohgemut dein Pensum büffeln, wenn ich als verlängerter Arm des Gesetzes sozusagen hinter dir stünde?
- Tochter:** Nein.
- Amtmann:** Da haben wir's.
- Tochter:** Aber trotzdem würde ich lieber in die Schule geh'n. Da ist es immer so lustig ... (*prustet los*)
- Klatt:** Nach der Ernte jederzeit. Doch bis dahin hilfst du mir.
- Boldt:** Ja, so sind sie hier, die Leut. Denken über den Tag nicht hinaus. Das Wohl der Kinder ist ihnen wurscht. Hauptsache, Sie scheffeln Geld.
- Klatt:** Sie haben gut reden! Sie werden von uns alimentiert. Sie brauchen nicht auf's Feld, sie sitzen hinter ihren Büchern.
- Boldt:** Alimentiert? Bis Ostern. Und dann wieder im Herbst, den Winter durch. Da habe ich mir den Speck anzufressen, dass ich über den Sommer komm.
- Klatt:** Ich hab nur noch diese eine Tochter, die jüngste von allen. Die anderen sind längst aus dem Haus. Also muss sie mir helfen. Die zwei Ziegen melken ...
- Boldt:** Ziegen melken!
- Klatt:** Den Käse bereiten.
- Boldt:** Den Käse bereiten!
- Tochter:** Ich würde aber viel lieber in die Schule geh'n.
- Amtmann:** Das hör ich gern. So hat die Jugend zu sprechen. Lernbegierig hat sie zu sein.
- Klatt:** Nach der Erntezeit.
- Amtmann:** So, meine Freunde, genug geplaudert. Es ruft die Pflicht. Und wenn sie ruft, habe ich zu folgen ... (*ab*)

- Boldt:** Schade, um die Dorle. So ein begabtes Kind.
Klatt: Ich weiß.
Boldt: Aus ihr könnte noch mal was werden. Liebe Frau Klatt, Sie haben eine Verantwortung dem Kind gegenüber.
Klatt: Ich muss seh'n, dass wir über die Runden kommen. Es ist schwer genug.
Tochter: Und wenn ich die Ziegen mit in die Schule nehm ...
Klatt: Was fällt dir ein!
Boldt: Warum eigentlich nicht?
Tochter: In den Pausen könnte ich sie doch versorgen. Das wär ein Spaß!
Boldt: Ich würde dir sogar dabei behilflich sein.
Klatt: Kommt nicht in Frage.
Boldt: Und ab und zu würdest du mir ein Schlückchen Milch ...
Tochter: Ich könnte Ihnen auch zeigen, wie man Käse macht. Ich glaub, das begreifen Sie sogar.
Klatt: Du bist still!
Boldt: Und die Ziegen würden auch davon profitier'n. Wo lernt man denn Zucht und Ordnung, wenn nicht in der Schule?
Klatt: So, jetzt reicht's. Im Herbst dürfen Sie wieder meine Tochter unterrichten. Brot und etwas Wurst. Zum Glück sind Sie ja nicht verheiratet.
Boldt: Aber auch ich hätte dieses Glück verdient.
Klath: Dann müssten wir ja auch ihre Frau ernähr'n und ihre Kinder.
Boldt: Aus Christenpflicht.
Klatt: (zur Tochter) Wir geh'n!
Tochter: Auf Wiedersehn, Herr Lehrer. Ich freu mich ja schon so auf die Schule.

Klatt und ihr Töchterchen ab.

- Boldt:** Sie freut sich schon auf die Schule. Gott, welch ein Schülermaterial! Aus diesem Menschenkind könnte ich was machen, was ganz Großes. Aufbauend auf ihrer Genialität könnte ein weltumspannender Geist entsteh'n, dank meiner Hilfe. Meiner bescheidenen, selbstverständlich ... Aber es wird einst eine Zeit kommen, da werden die Menschen begreifen, was Bildung ist. In Scharen werden sie die Schulen stürmen, dicht gedrängt werden sie zu den Füßen der Lehrer sitzen und jedes Wort, das wir Pädagogen sagen, werden sie wie eine Offenbarung erleben ... Bildung! Das ist der Rohstoff, der eine Nation groß und mächtig macht. Und der Staat wird uns unter die Arme greifen, wird uns Lehrer verwöhnen mit Geld und Alimentationen der besonderen Art. Wir Lehrer werden zur Elite der Nation gehören. Nicht wie heute, wo man auf uns spuckt. Dummes blödes Volk! Ach, wenn die Menschen nur wüssten, was sie an uns haben.

Der Eiserner Vorhang

Sketch (2002)

Raum einer DDR-Grenzstation. Er und Sie auf. Schauen sich ängstlich um.

Sie: Vielleicht gibt's ja hier irgendwelche Überwachungskameras. Denen ist ja alles zuzutrau'n.

Er: Schon möglich.

Sie: Das hast du nun davon!

Setzt sich, springt aber sofort wieder auf.

Er: So ängstlich?

Sie: Dass du auch immer widersprechen musst. Warum kannst du denn nicht höflicher sein? Die verstehen keinen Spaß.

Er: Ich lass mich doch nicht von denen provozier'n.

Sie: Wer hat denn provoziert?

Er: Ich?

Sie: Nicht so laut!

Er: Die legen es doch regelrecht darauf an. Und unsereins soll die Schnauze halten.

Sie: Fängst ja schon wieder an.

Er: Jedesmal dieses Theater.

Sie: Und jetzt können wir schmor'n. Wer weiß, wie lange noch. Die können uns stundenlang hier festhalten.

Er: Das sollen sie bloß mal wagen!

Sie: Dann beschwer dich doch! Dann sind wir noch morgen eingesperrt.

Er: Diese gottverdammte Grenze mitten durch unser Land. Eine Katastrophe. Ein Anachronismus in unserer Zeit. Wir bau'n das vereinte Europa auf, und die ... Aber so sind nun mal die Kommunisten! Leute von gestern, ideologisch verkleistert! Blöd und dumm!

Sie: Wenn dich einer hört! ... (*setzt sich wieder*) Und meine Schwester wartet! Denk natürlich gleich an das Schlimmste.

Er: Jetzt bin ich also dran schuld.

Sie: Schreist den Grenzer an. Was kann der denn dafür?

Er: Das ist illegal, was die da machen. Das gibt es an keiner Grenze der Welt! ... Und so wollen die hier den Sozialismus aufbauen!

Sie: Sei doch endlich still!

Er: Säckeln uns aus, dass es nur so kracht. Visagebühren, Zwangsumtausch. Und für die politischen Gefangenen kassieren die auch noch ab. Schöner Sozialismus! Karl Marx hätte seine Freude dran.

Grenzer auf. Gibt den beiden die Pässe zurück. Plötzlich hält er ihm eine Zeitung unter die Nase.

Grenzer: Und wat ist det? Ich gloob, det is 'ne Zeitung. Oder irre ick mich da? Ist 'n Druckerzeugnis, mein Herr. Und det ist verboten in der Deutschen Demokratischen Republik. Widerspricht unseren internationalen Einfuhrbestimmungen. Und so wat haben Se mit in ihrem Wagen jehabt. Hab's jefunden. Lag unter einer Decke aufm Rücksitz. Glauben Se, wir seh'n das nich? Sind wohl blind, wa? Sind aber nicht blind, jedenfalls nicht auf diesem Ooge. Wat sagen Se nun, mein Herr? Da können Se jar nich ville sag'n. Det is nämlich ein Rechtsbruch, wenn ick mir det so richtig überlege.

Er: *(murmelt)* Ein Verseh'n. Ist ja nur unsere Tageszeitung. Die Allerzeitung. 'n Käseblättchen.

Grenzer: Wat Se nich sagen! Und det soll ich Ihnen ooch noch globen, wa? 'n Käseblättchen? Trotzdem ist es 'n Druckerzeugnis. Det werden Se doch nich bestreiten woll'n, oder?

Sie: Entschuldigen Sie bitte.

Er: Du hältst dich da ganz raus.

Grenzer: Entschuldigen würd ick det ja jern. Nur det kann man nich entschuldigen. Da würde ick mir ja selber schuldig machen. Trotzdem hat mir det jetzt jefall'n, wie Se det jetzt jesacht hab'n. Janz im Jejenteil ihr Mann. Der hat mir vom ersten Oogenblick an nich jefall'n. Det muss ja mal jesacht werd'n.

Sie: Siehste!

Er: Was?

Grenzer: Recht haben Se. Aber Ihr werter Gatte will det ja nich einsehen, so stur wie er ist.

Er: Jetzt reicht's! Also, was zwischen mir und meiner Frau ... Also, das geht sie gar nichts an.

Grenzer: Will mir ja gar nich einmischen, mein Herr. Trotzdem muss ick sagen ...

Er: Wie lang wollen Sie uns denn noch festhalten?

Grenzer: Det kann dauern. Liecht ja nich an mir, wie lang det noch dauert. Liecht janz bei Ihnen!

Er: Ach!

Sie: Wilhelm!

Er: Jetzt sei doch endlich still!

Grenzer: Sind ja een janz besonderer Vogel, wa!

Er: Was bin ich?

Grenzer: 'n komischer Vogel, möcht ick mal sag'n.

Er: Entschuldigung.

Grenzer: Auf einmal! Un det soll ick Ihnen gloob'n? Dass Se plötzlich vernünftich jeworden sind? Ausgerechnet Sie? Nee, det kann ick Ihnen jar nich glooben. Det sag'n Se ja bloß.

Er: Nein.

- Grenzer:* Widersprechen Se nich, ick bin eene amtliche Person, falls Sie's noch nicht jemerkt haben.
- Er:* Natürlich!
- Grenzer:* Det hat aber lang gedauert. Sind Se eigentlich immer so begriffsstutzig?
- Sie:* Wilhelm!
- Er:* (*kleinlaut*) Manchmal schon.
- Grenzer:* Wenn Se det jetzt 'n bisschen lauter sagen würden, damit ich's ooch versteh. Wat haben Se jesagt?
- Er:* Das alles ist ja bloß ein Missverständnis, ein bedauerliches. Wenn ich gewusst hätte ... Also, ich hätte ja niemals diese Zeitung mitgenommen ...
- Grenzer:* Sie haben se aber mitgenommen.
- Er:* Leider. Das heißt ...
- Grenzer:* Also, was?
- Er:* Wie ich schon sagte ... Ein Verseh'n, ein bedauerliches.
- Sie:* Wir hatten wirklich nicht die Absicht, mein Herr ...
- Grenzer:* Geben Se mal ihre Briefftasche her!
- Er:* Was soll ich ... ?
- Grenzer:* Hör'n Se schwer? Ihre Briefftasche will ick haben. Zwecks Kontrolle. Ist mein jutes Recht. Und wenn Se nich sofort spur'en, dann kann ick noch jans anders ... Schon mal wat von Leibesvisitation jehört?
- Er:* (*gibt ihm die Briefftasche*) Bitte.
- Grenzer:* Danke ... Det Jeld interesssiert mir nich. Is ja bloß Jeld der Bundesrepublik. Is hier nischt wert, in der Demokratischen Republik. Obwohl's immer heeßt ... Is aber 'ne Lüge, dat. Aber wat haben wir denn da?
- Er:* Was?
- Grenzer:* Rechnungen!
- Er:* Na, und?
- Sie:* Wilhelm!
- Grenzer:* Und wat steht sozusagen zwischen die Zeilen? Kaschierte Rechnungen! Geheime Kommandosache! Hatten wir allet schon. Sind ja nich von jestern ... Vier Jahreszeiten!
- Sie:* Du hast eine Rechnung von den Vier Jahreszeiten?
- Er:* (*stottert*) Weiß nicht, wie die da reingekommen ist.
- Grenzer:* Muss sich wohl von selber da rinjeschmuggelt haben, wa?
- Sie:* (*schaut ihren Mann groß an*) Hab's mir doch gedacht,
- Er:* Was hast du dir gedacht?
- Grenzer:* Jetzt ist ihnen wohl 'n Licht uffjengan. Det haben Se wohl nich jedacht von ihrem Herrn Jemahl, dass er in die Vier Jahreszeiten. Jut, dat ick mal nachgekiekt habe.
- Er:* Ach, natürlich ... Jetzt fällt's mir wieder ein. Mein Chef hat mich doch eingeladen, ganz überraschend.

- Sie:* Und da hast du dir die Rechnung geben lassen?
- Er:* Er hat sie mir gegeben. Schließlich kann man ja so eine Rechnung von den Steuern absetzen.
- Grenzer:* Netter Chef. Möcht ick ooch mal hab'n.
- Sie:* Du mieser Kerl! Du gemeiner Schuff!
- Er:* Wenn ich dir doch sage ...
- Sie:* Ich glaube dir kein Wort!
- Grenzer:* Lassen Se das, meine Herrschaften. Ik gloob Ihnen ja sowieso keen Wort. Is doch allet nur Theater, um mir abzulenken. Natürlich ist det eine geheime Botschaft. Da bin ick mir absolut sicher. Deswegen machen Se ooch dieses Theater.
- Sie:* (*weint los*) Das ist aber gar kein Theater, werter Herr Grenzpolizist. Mein Mann hat nämlich eine Freundin. Da bin ich mir ganz sicher. Das habe ich im Gefühl.
- Grenzer:* Jefühl is allet, wa? Nee, meine Verehrteste, Jefühl is nischt. Wat zählt, sind de Beweise. Und det is so einer.
- Er:* Ich bin kein Spion! Ich bin ein Geschäftsmann. Abonnent der Aller-Zeitung. Mitglied eines Kegelclubs. Aber doch kein Spion.
- Grenzer:* Natürlich sind Sie einer. Det mit dieser Rechnung, also wenn det kein Beweis is.
- Er:* Also, gut ... Ich gesteh's, ich habe tatsächlich eine Freundin.
- Grenzer:* Sieh mal einer an! Det hätte ick ja nich jedacht. Ausjerechnet Sie? Sie haben 'nen Schlag bei die Weiber? Nee, det kann ick nich glooben.
- Sie:* Wie lange schon?
- Er:* Zwei Jahre.
- Grenzer:* Wat?
- Sie:* Wie alt?
- Er:* Ein paar Jahre jünger.
- Sie:* (*kreischt*) Wie alt?
- Er:* 35.
- Sie:* So ein junges Ding?
- Grenzer:* Det muss aber aber anstrengend sein für Sie, könnt ick mir vorstellen. Wie schaffen Se dat bloß, möcht ick mal wissen?
- Er:* Es geht.
- Grenzer:* Wie?
- Er:* Ich geb mir Mühe.
- Sie:* Du hältst sie aus.
- Er:* Auch das.
- Grenzer:* So 'n junges Ding? Also, det gloob ick ihnen nich, det is jelogen.
- Er:* Übung! Ein ökonomischer Einsatz aller Kräfte sozusagen.
- Grenzer:* Wat!
- Er:* Die Treffen immer wohl dosier'n. Nicht zu oft, aber auch nicht zu wenig.
- Grenzer:* Wohl dosiert!

- Er:* Eine Sache der Erfahrung! Man hangelt sich eben so von Treffen zu Treffen ...
- G:* Ökonomisch jesprochen!
- Sie:* (zum Grenzer) Ist er mal zuhause, ist er müd. Sogar vor dem Fernseher ist er schon eingeschlafen.
- Grenzer:* Det bin ick ooch, also bei unserem Programm hier in der DDR ...
- Er:* Sind wir jetzt wieder frei?
- Grenzer:* Sie sind wirklich kein Spion?
- Er:* Nein.
- G:* Aber so'n richtiger Liebhaber sind Se ooch jerade nich, oder?
- Er:* Natürlich nicht.
- Grenzer:* Ick hab da nämlich ooch so'n Problem ...
- Nimmt ihn beiseite und flüstert ihm was ins Ohr.*
- Er:* Ach!
- Grenzer:* Det bleibt natürlich unter uns.
- Er:* Gehacktes, essen Sie viel Gehacktes! Und Fisch. Am besten, Sie machen eine Diät.
- Grenzer:* Und det allet nur, wegen so 'ner Bettgeschichte?
- Er:* Kommt natürlich darauf an ...
- Grenzer:* Wat se einem wert is, wa?
- Sie:* Vielleicht versuchen Sie's ja auch mal mit der ehelichen Treue!
- Grenzer:* Wat is'n dette?

* * *

Das Fenster zur Straße

Monolog einer Hausfrau

(auf) Also, das musst du mir schon gönnen, diese paar Minuten jetzt. Ich habe den ganzen Vormittag gearbeitet ...

(nach hinten) Ich bin keine kleinliche Person, merk dir das. Wann gedenkt denn der Herr, endlich einzukaufen? Den ganzen Tag nur Fernseh'n! Heute bist du mal dran. Das haben wir so vereinbart ...

Ach, da ist ja die Frau Linke! Nein, wie die sich wieder rausgeputzt hat. Jeden Tag was anderes. Sie ist nicht verheiratet, weil das heutzutage ja auch so modern ist. Schleppt haufenweise Männer ab.

(nach hinten) Glaubst du etwa, das interessiert? Keinen Deut. Soll sie doch treiben, was sie will.

Nicht mit der Beißzange. Kleinwüchsig, dürrtiger Busen, der Blick, so von der Seite. Soll ja auch so bestimmte Praktiken haben. Aber auf sowas fliegen ja die Männer. Unsereins hat geheiratet. Hat sich klaglos mit dem Hausfrauenschicksal begnügt ... Jeder anständige Mensch heiratet doch. Erst verlobt, dann geheiratet. Das war die Regel. Scheidung gab es nicht, nur in Ausnahmefällen, bei chronischer Verblödung zum Beispiel, seitens des Mannes, bei den Frauen fällt das ja zum Glück nicht so auf ...

(nach hinten) Am Wochenende fahr ich zu meiner Schwester. Und du kommst mit. Die sozialen Kontakte wollen gepflegt sein. Bin mal gespannt, was sie wieder so alles erzählen wird, diese dumme Kuh! Wollen bau'n! Keine müde Mark, aber bau'n ...

Kommt vom Einkaufen, die Frau Linke. Penny. Weil's dort billiger ist. Soll aber gut verdienen. Trotzdem spart sie am Essen. Will wohl irgendwelche Reisen machen. In die Karibik, vermute ich. Ist ja auch so schön anonym. Sieht ja auch keiner zu. Unter Ausschluss der Öffentlichkeit sozusagen. Will aber nichts Schlechtes über sie sagen ... Das ist nämlich ein Grundsatz von mir. Und daran halte ich mich ... Jetzt geht sie ins Haus. Grußlos, obwohl sie mich garantiert gesehen hat. Die Nase ganz weit oben, das süße gepuderte Näschen ...

(nach hinten) Ich tratsche nicht! Heutzutage interessieren sich die Leut ja immer weniger für den Nächsten, jeder lebt nur so vor sich hin. Ich bin da Gottseidank ganz anders. Weil ich ja noch ein Interesse aufbringe für das Leid der anderen. Man hilft ja auch so gern ...

Also, der Linke würde ich nicht den allerkleinsten Finger reichen. Hochmut kommt vor den Fall. Sie wird auch mal älter werden, unweigerlich. Und wer so einen Lebenswandel hat ... Das prägt, das verformt den ganzen Menschen. Eine Missgeburt, diese Linke. Seit Jahren beobachte ich sie. Sie und meine Straße. Weiß alles über die Leut. Aber darüber reden, nein, das tu ich nicht ...

(nach hinten) Schnauf nicht so laut! Rotz dich lieber aus, bei deinem Schnupfen. Hast du denn kein Taschentuch? ...

Der Herr Bierbichler schräg da drüben, also, der ist ja schon zum zweiten Mal verheiratet. Und jetzt hat er auch noch eine Freundin, am anderen Ende der Stadt. Hab's ihm abgepresst. Dreimal die Woche geht er zu ihr. Nach Büroschluss. Überstunden! Aber das kennen Sie ja ...

(fixiert das Publikum) Dass auch immer so viel gelogen wird heutzutage. Das schnürt mir auch jedesmal die Luft ab, wenn ich wieder so eine Lüge hör. Seine Frau ist aber selber schuld, diese Pute! Glaubt ihm alles, was er sagt. Das nützt er natürlich aus. Mir könnte das ja nicht passier'n ... Ein guter Mann, mein Eduard. Brav und rechtschaffen, wie es sich gehört. Die Arbeit ist sein Leben. Das Geld verwalte ich. Einmal in der Woche geht er zum Kegeln. Um elf ist er aber wieder zuhause.

(nach hinten) Geh in den Garten! Verschwinde! Musst du mich denn auch immer so ausspionieren woll'n? Hau schon ab! Den ganzen Tag klebst du an mir rum!

Jede Frau braucht ihre Freiräume heutzutage. Man will sich ja schliesslich auch entfalten. Oder etwa nicht? Sein ureigenstens Ich kultivier'n. Das ja bekanntermaßen in so einer Ehe arg eingeschränkt wird. Aber was tut man nicht alles, um des lieben Friedens willen.

(nach hinten) Bist du noch nicht weg! Was gönn ich mir denn sonst? Nichts! Wie oft geh ich denn in ein Café? Aber diese Sekunde jetzt, hier am Fenster ... Der Blick auf die Straße, der ist kostbar. Schliesslich will man ja auch sozial nicht total veröden. Wie schnell ist man komplett austrocknet. Ich will ja nur wissen, was in meiner Straße so alles passiert ...

Die Linke, also kürzlich hat sie mir erzählt ... Sie geht in so ein Sonnenstudio, hat sie mir gesagt, gemischt, was immer das auch bedeuten mag. Sonnt sich stundenlang, obwohl das ja überhaupt nicht gesund ist, diese Einstrahlungen auf eine zarte Frauenhaut ... Sollte mich mal eincremen. Schon ganz rissig, die Haut. Das kommt aber von der Arbeit hier im Haus.

(nach hinten) Jawohl! Aber das hörst du ja nicht gern...

Mein Mann hilft mir kein bisschen. Liest Zeitung den ganzen Tag. Oder schaut in die Glotze ... Der Bierbichler könnte mir ja direkt leid tun, dieser arme Mann. Ist an seine Frau gekettet, regelrecht. Sie ist krank, so sagt sie wenigstens. Ist natürlich alles nur gelogen. Das sagt sie doch nur, damit sie ihn umso besser an sich fesseln kann. Und dieser Trick funktioniert. Hab's ihm natürlich schon gesagt, andeutungsweise. Aber der Herr Bierbichler will das ja nicht begreifen. Gaubt nur an das Gute im Menschen. Dass er eine Freundin hat ... Nun, wer will es ihm denn verdenken! Schliesslich lebt man ja nur einmal, oder?

Darüber hab ich allerdings auch schon nachgedacht, rein theoretisch, in diesen dunklen Stunden, wenn das Herz so diverse Signale aussenden tut ... Hab's mir aber immer strikt verkniffen. Obwohl ich ja auch Chancen gehabt hätte, mehrere. Erst kürzlich hat mich der Herr Bierbichler wieder so angeschaut. Ganz heiß ist es mir dabei geworden, von Kopf bis Fuß. Hat der auch einen Blick, wenn ihm die Not so aus allen Augen quillt.

Da könnt ich ihn jedesmal umarmen. Seinen Kopf an meinen Busen drücken und ihm sagen, Paul, sei doch nicht so traurig. Ich bin ja da, deine Elisabeth. Und drück nur fest deinen Kopf an meinen Busen ...

(nach hinten) Jetzt liest du schon zwei Stunden lang dieses Käseblättchen. Den Sportteil natürlich. Fußball ...

Ganz vernarrt ist er in diesen Sport. Tut aber nichts für seinen body. Fett ist er geworden ... Also, der Bierbichler hat vielleicht einen Körper, sag ich ihnen. Nicht gerade schlank, aber längst nicht so fett. Ist ja ekelhaft ...

Gegenüber sind Ausländer eingezogen, Kurden glaube ich.

Sind ja kaum auseinanderzuhalten. Die Frau geht immer verschleiert. Aber ganz rote Fußnägel hat sie sich angepinselt. Also, wenn jemand auffallen möchte, der braucht sich ja nur zu verschleiern. Und schon fällt er auf ... Hab ja nichts gegen solche Leute, ganz im Gegenteil. Sind fleißig, wie ich gehört habe. Und trotzdem ...

Wie lang werden die wohl brauchen, um sich hier bei uns so richtig heimisch zu fühlen? Generationen! Sowas lebt sich nicht so schnell ein, schließlich sollen die ja auch eine Kultur haben. Und die haben sie mitgebracht, in ihren Plastiktüten ...

(nach hinten) Also, dass du so überhaupt keine Kultur mehr an dir hast. Früher bist du ja noch ab und zu ins Kino gegangen. Ohne Kultur verkommt der Mensch.

Eine Kultur muss schon sein, aber in Maßen. Denn wenn sie nämlich auf die unsrige trifft, dann hat sie sich anzugleichen, in Etappen natürlich, des friedlichen Zusammenlebens wegen. Kultur ist aber nicht gleich Kultur ...

(nach hinten) Wenn du mich wenigstens mal in das Sonnenstudio einladen würdest. Gemischt. Da könnten wir doch Pritsche an Pritsche zusammenruhn. Und vielleicht würden auch mal deine Blicke in meine Richtung schweifen ...

Meine Familie kam aus Schlesien. Ich kenne also das Schicksal der Vertriebenen nur zu genau, aus dem Effeß sozusagen. Das waren vielleicht Zeiten damals ... So fremd in der Fremde, kein Willkommensgruß. Keine liebende Hand, die sich uns entgegenstreckte. Deshalb versteh ich ja auch die Leute da drüben, diese Ausländer. Kann ihre Schwierigkeiten nachempfinden. Mich in ihre Seelen hineinversetzen, obwohl das natürlich ausgesprochen ausländische Seelen sind.

Werde mal rübergeh'n. Haben bestimmt sehr viel zu erzähl'n. Also, die Tragik des Abschiednehmens haben sie bestimmt noch nicht verdaut. Das erfordert eine enorme Anteilnahme. Man ist ja auch kein Unmensch. Und in die Kirche gehe ich auch fast jeden Sonntag, von den Ausnahmen mal abgeseh'n.

(nach hinten) Ich glaub, den Bierbichler sollten wir doch mal einladen. Der interessiert sich garantiert für irgendwelche sportliche Aktivitäten. Was meinst du, Otto? Soll ich ... Am besten wäre es allerdings, wenn du die Einladung aussprechen würdest, nicht dass der Herr Bierbichler noch denkt ... Die Linke kommt ja schon wieder aus dem Haus! Will wohl wieder einkaufen geh'n ...

Mit den Ausländern da drüben sollte ich wohl besser selber Kontakt aufnehmen. Lass mich nur mal machen. Da braucht es schon eine ganz besondere Art, sehr sensibel, sehr einfühlsam. Ich möchte die Leute auf keinen Fall erschrecken, sind ja ausgesprochen arme Leute, solche Leute ...

Eines Tages haben sie ihre ganze Sippe nachgeholt. Oma und Opa, und all die anderen. Das hält ja zusammen, wie Pech und Schwefel. Davon kann unsereins ja nur träumen. Jeder nur für sich, einer gegen alle, und eines Tages werden die uns noch untergebuttert haben. Aber dann ist's zu spät. Dann haben wir nichts mehr zu sagen in unserem eigenen Land. Nicht, dass die es direkt darauf abgesehen hätte, nein, aber wir laden sie ja geradezu dazu ein.

(nach hinten) Aber so verhält meine Stimme in diesem allgemeinen Durcheinander hier, so sehr ich sie auch erhebe. Der Prophet gilt eben nichts im eigenen Land.

Wenn ich nur auswandern könnte, irgendwohin, wo die Sonne scheint, der Strand sich bis zum Horizont erstreckt. Aber einer muss ja die Stellung halten, einer muss sich ja gegen das Schicksal stemmen. Ich bin aber nur ein schwaches Weib. Die Männer lesen ja lieber ihre Zeitung.

Sie steht am Fenster, wie jeden Tag, schaut hinaus und kommentiert, was sie gerade sieht. Mal ist es die Frau Linke von vis-a-vis, mal der Herr Bierbichler, mit dem sie eigentlich in Kontakt treten möchte.

Schließlich konzentriert sie ihre Kommentare auf irgendwelche Ausländer, die gerade eingezogen sind.

Aber da sie niemals eine Reaktion erfährt, staucht sie ihren Mann zusammen. Das macht sie nun schon seit Jahren so und wird es vielleicht noch Jahre so machen ...

* * *

Auf dem Altenteil

Personen:

Jungbäuerin Anne

Willi, ihr Mann

Vater

Mutter

Der Sketch spielt in einer Bauernstube

Bauernstube. Ein Tisch, vier Stühle. Die Jungbäuerin Anne trägt das Essen auf. Ihr Mann, der brave Willi, kommt herein, setzt sich an den Tisch und schaut sie liebevoll an.

Willi: Nur eins fehlt uns noch zum großen Glück, dann wär es gewissermaßen vollkommen.

Anne: Wo sie nur wieder bleiben?

Willi: Am Sonntag ist Tanz. Und wenn man sich so im Kreise dreht, ein um's andere Mal ... Also, mir wird dann immer ganz schwindelig. Und wenn ich dann mit dir nach Hause geh, den Schwindel noch im Kopf, und dann ins Bett ...

Anne: Wieder zu spät. Wie jeden Tag. Immer müssen sie trödeln. Und wir können warten, bis das Essen kalt ist.

Willi: Deine warme Haut, vom Tanz erhitzt.

Anne: Mir reicht's! Einmal ist Schluss, jetzt ist Schluss. Sonst lernen sie es nie!

Stellt zwei Stühle an die Wand.

Anne: Dann essen sie eben hier. Am besten sie essen in ihrem Zimmer. Müssen dann allerdings ihr Essen selber machen. Lang genug hab ich zugeschaut. Jetzt schau ich aber nicht mehr zu. Jetzt ist mir alles wurscht.

Willi: (*verdattert*) Aber du sollst Vater und Mutter ehren, so steht es schon in der Bibel, und die ist uns heilig.

Anne: Das machen die doch nur mit Absicht, nur um mich zu ärgern. Und du siehst zu, sagst kein Wort. Und dann bleibt wieder alles an mir hängen.

Willi: Was soll ich denn sagen?

Anne: Dass jetzt Schluss ist!

Willi: So direkt? Oder sollte ich nicht vielleicht doch etwas höflicher sein, schließlich sind es deine Eltern. Und ich habe hier ja nur eingehiratet, was meine Position diesbezüglich nicht gerade stärkt.

Anne: Wer ist denn hier der Mann? Ich oder du? Also, heute sagst du's ihnen. In Zukunft essen sie nicht mehr hier, hier in der guten Stube. In ihrem Kämmerlein können sie essen, meineweg'n.

Willi: Dort ist es aber zugig, wie du weißt. Und der Raum ist äußerst knapp bemessen.

Anne: Alles steht im Ehevertrag, Wort für Wort, auch das mit der Stube. Und sie haben zugestimmt. Haben unterschrieben.

Willi: Das schon ...

Anne: Ein Machtwort will ich hören.

Willi: Jetzt?

Anne: Jetzt gleich!

Willi: Wenn ich dir damit einen Gefallen tun kann ...

Anne: Das ist deine Pflicht!

Willi: Selbstverständlich.

Vater und Mutter kommen in die Stube.

Vater: (fröhlich) Gesegneten Appetit!

Die beiden wollen sich an den Tisch setzen. Stellen aber fest, dass ihre Stühle fehlen. Der Vater brummelt was vor sich hin, doch die Mutter hat sofort begriffen ...

Mutter: Das könnte euch so passen!

Anne: Was?

Mutter: Dass du nicht schämst!

Anne: Warum sollte ich ...

Mutter: Dass ich das noch erleben muss in meinem Alter! Wie viele Jahre hab ich denn noch? Vielleicht eins oder zwei ... Und jetzt soll ich nicht mehr am Tische essen dürfen?

Vater: (der noch immer nicht ganz begreift) Wieso nicht am Tisch? Wo liegt denn da das Problem, möchte ich mal wissen?

Stellt die beiden Stühle an den Tisch.

Vater: Und schon ist das Problem aus der Welt geschafft ... Hab ich einen Hunger!

Anne: Nein! Nicht hier, nicht am Tisch. Meinetweg'n könnt ihr essen, wo ihr wollt, doch nicht hier!

Stellt die Stühle wieder weg.

Anne: (zu Willi) Jetzt sag auch mal was!

Willi: Ich?

Mutter: Der?

Willi: Ja, ich!

Mutter: Du hast hier eingehiratet! Und dann willst du was sagen? Untersteh dich!

Anne: Los! Aber laut und deutlich.

Willi räuspert sich umständlich, dann sagt er aber mehr als verzagt ...

Willi: Jawohl, ich habe hier eingehiratet. Weil ich eure Tochter liebe. Hab dieses Joch nur aus Liebe auf mich genommen, aber das ist es mir wert. Denn die Liebe besiegt bekanntlich alle Hindernisse.

Anne: Quatsch nicht so rum.

- Willi:* Die große wahre Liebe kann sogar gewisse Unterschiede nebensächlich machen, zum Beispiel dass ich aus ärmeren Verhältnissen ... Doch darüber hat meine Anne hinweg geseh'n.
- Mutter:* Weil sie blind war vor lauter Liebe!
- Willi:* Und ich hab's auch.
- Mutter:* Weil du dir ein feines Leben machen wolltest.
- Vater:* Zur Sache!
- Willi:* Die Sache ist nämlich die ...
- Holt die Stühle wieder an den Tisch.*
- Willi:* Einen Versuch wollen wir noch machen. Aber einen letzten. Ergreift die Chance, seid lieb und nett. Kommt eurer Arbeit nach. Seid pünktlich zu den Malzeiten. Und kein Mensch wird euch des Tisches verweisen. Darauf könnt ihr euch verlassen.
- Vater:* Hab ich denn nicht immer gut gearbeitet, jeden Tag bei Wind und Wetter?
- Mutter:* War ich denn nicht immer lieb und gut zu euch, hab ich denn nicht so manches bitterböses Wort überhört, nur um des lieben Friedens willen?
- Willi:* Ja, das habt ihr.
- Anne:* Das haben sie nicht!
- Vater:* Habe das Vieh gefüttert. Habe die Kühe gemolken, mit diesen Händen, aufgeschwollen von der Gicht. Weil's so geschrieben steht in dem Vertrag, in der Eheberedung.
- Mutter:* Nicht nur deshalb hast du's getan. Hast es auf dich genommen, weil du die beiden liebst, weil dir der Friede über alles geht.
- Vater:* Jawohl.
- Anne:* Das ist nicht wahr!
- Willi:* Nun, nun ...
- Vater:* (zu *Willi*) Du bis im Verzug mit deiner Mitgift, wie du weißt. Und was haben wir getan?
- Mutter:* Kein Wort habe ich darüber verlor'n, nicht ein einziges. Kein Sterbenswörtchen.
- Willi:* Und was war gestern?
- Mutter:* Was war denn gestern?
- Willi:* Gestern hast du mir gedroht ...
- Mutter:* Gedroht? Nein, nur gemahnt. Dir gut zugeredet. Dich an dein Versprechen erinnert.
- Willi:* Du hast mir den Mistkübel an den Kopf geworfen.
- Mutter:* Hab ich das?
- Vater:* Hast du das tatsächlich ...?
- Mutter:* In der Wut. In meiner verfluchten Rage. Da sind mir vielleicht die Nerven durchgegangen. Aber sind wir denn nicht alle nur Menschen, von Gott geschaffen nach seinem Bilde? Sind wir denn nicht erfüllt von tiefen und großen Gefühlen, von der Liebe ... Aber auch vom Hass, doch der vergeht, verraucht. Doch die Liebe bleibt.

- Anne:* Jetzt reicht's! Das ist zu viel! Raus mit euch!
Drängt die beiden Alten aus dem Raum.
- Mutter:* (abgehend) Das wirst du mir büßen! Du bist meine Tochter nicht mehr.
- Vater:* Womit hab ich das verdient?
- Stille.*
- Willi:* (tonlos) Das hätten wir nicht machen dürfen. Niemals. Sie wird sich rächen.
- Anne:* Soll sie doch.
- Willi:* Mit deinem Vater kann man reden, doch mit deiner Mutter ...
- Anne:* Sie ist ein Aas.
- Willi:* Vielleicht ist sie ja nur neidisch auf unser Glück. Kann es nicht ertragen, dass wir uns lieben?
- Anne:* Vielleicht ...
- Willi:* Sicher! Eine andere Erklärung gibt es nicht.
- Anne:* Du bist im Verzug mit deiner Mitgift?
- Willi:* Nicht der Rede wert.
- Anne:* Aber wolltest du nicht jeden Monat ...
- Willi:* Das wollte ich!
- Anne:* Und warum hast du's nicht getan?
- Willi:* Liegst's an mir? Du kennst doch meinen Bruder. Der Fleißigste ist er nie gewesen. Und jetzt noch diese Missernte, nicht ein Feld wurde verschont. Hagel und Sturm, die Aller trat über die Ufer. Gott, warum musste er ihn so strafen. Und mich mit. Damit hätte er sich doch Zeit lassen können bis zum Jüngsten Gericht. Aber nein, jetzt musste er zuschlagen in seinem Zorn. Und wen hat es wieder mal getroffen? Die Unschuldigen natürlich.
- Anne:* Wann?
- Willi:* Bald. Spätestens im Frühjahr.
- Anne:* Und wenn nicht?
- Willi:* Soll ich denn meinen Bruder pfänden? Verlangst du das von mir?
- Anne:* Und dein Versprechen?
- Willi:* Die Umstände!
- Anne:* Es gibt immer irgendwelche Umstände.
- Willi:* Aber deswegen geht man doch nicht gleich über Leichen ... Mein Bruder hat Familie.
- Anne:* Aber meine Eltern soll ich des Tisches verweisen, unter Berufung auf den Ehevertrag. Denn dort steht geschrieben, dass die Eltern, sollten sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, nicht in der Stube essen dürfen.
- Willi:* Das war ganz allein deine Idee. Ich hätte sie ja niemals ... Sind doch alte Leut. Vom Schicksal gebeutelt. Vergesslich und schon etwas tatterig. Besonders dein Vater.
- Anne beginnt zu essen.*
- Anne:* Soll das Essen denn kalt werden?

- Willi:* Jetzt hat er auch noch die Gicht. Weißt du eigentlich, wie das ist, wenn einer seine Finger nicht mehr richtig bewegen kann, nur unter unsäglichen Schmerzen? Und dann soll er auch noch die Kühe melken.
- Anne:* Ich hätte dich niemals heiraten soll'n.
- Willi:* Was?
- Anne:* Und ich dachte, ich habe einen richtigen Mann erwählt, der weiß, was er will. Der auch bereit ist ...
- Willi:* Über Leichen zu geh'n.
- Anne:* Das machen doch viele!
- Willi:* Ich aber nicht.
- Anne:* Das hab ich nun davon ... Ich bin einfach viel zu gut für diese Welt. Dir seh ich alles nach, meinen Eltern auch. Und ich bleib dabei auf der Strecke. Doch das wird sich ändern.
- Willi setzt sich schnell an den Tisch und beginnt zu essen.*
- Willi:* Nein, wie das schmeckt. Du kannst vielleicht kochen. Das ist jedesmal ein Genuss ... Ich danke dir, liebe Anne.
- Anne:* (böse) Spar dir deine Komplimente!
- Vater auf. Nimmt einen Stuhl, stellt ihn ans Fenster und schaut in den Tag hinaus.*
- Vater:* Will ja nicht stö'r'n. Möchte auch nichts essen, obwohl ich schrecklichen Hunger hab. Doch das werdet ihr mir erlauben. Hier am Fenster zu sitzen und in die Sonne zu blinzeln.
- Willi:* (eiskalt) Nein!
- Vater:* So steht's aber im Vertrag. Ich darf jederzeit, nach getaner Arbeit selbstverständlich, am Fenster sitzen.
- Willi:* Raus!
- Vater:* Du wagst es ...?
- Willi packt ihm an Kragen.*
- Willi:* In Zukunft werdet ihr für euch selber kochen. Dafür gibt's sechs Himten Roggen, sechs Himten Rauhafer und zwei Himten Buchweizen. So steht's geschrieben, das ist euer Altenteil, und daran werde ich mich halten. Hier werdet ihr euch aber nicht mehr blicken lassen. Auch du nicht, Schwiegervater. Weder am Tisch, noch hier am Fenster.
- Vater:* (verdattert) So kenn ich dich ja gar nicht, lieber Schwiegersohn.
- Willi baut sich vor ihm auf.*
- Willi:* Ich kann auch ganz anders. Der Umstände wegen. Hab sie mir nicht ausgesucht, das kannst du mir glauben.
- Vater:* Welche Umstände denn?
- Willi:* Verschwinde!
- Vater:* Ich geh ja schon. Aber doch nicht in diesem Ton.
- Vater ab. Anne schaut Willi mit großen Augen an.*
- Willi:* Zufrieden?

- Anne:* Du machst die Drecksarbeit als Mann, und ich bin eher für die Feinarbeit zuständig, also für's Gefühligke. Gleiche das eine oder andere aus, wo du vielleicht zu viel des Guten. Und umgekehrt. Außerdem entspricht das ja auch mehr meiner fraulichen Art. Ich muss ja nicht immer gleich mit der Axt ...
- Willi:* Das mit der Axt, das überlass nur mir. Verleg dich mehr auf's Ziselierete, auf's Kochen und Nähen. Und auf's Kinderkriegen ... Am Sonntag ist Tanz!
- Anne:* Warum denn so lange warten?
- Willi dreht sie im Kreis.*
- Willi:* Erst muss mir so richtig schwindelig sein.
- Anne:* Und mit diesem Schwindel im Kopf ab ins Bett. Damit wir den Kopf nicht mehr spür'n.
- Willi:* Dafür aber alles andere ... (*schaute sie groß an*) Und das ist nicht wenig, meine Liebe.
- Anne:* Mit der Mitgift im Verzug.
- Willi:* Sollst sie jetzt haben, mit Zins und Zinseszins.
- Anne:* (*gackernd*) Schrecklicher Mensch!
- Vater und Mutter kommen auf die Szene.*
- Vater:* Im Ehevertrag steht aber geschrieben ...
- Mutter:* Absatz drei, Abschnitt sieben ...
- Willi:* Komm!
- Anne:* So lang dir noch schwindelig ist ...
- Beide ab. Vater und Mutter setzen sich an den Tisch und essen.*
- Vater:* Was auf den Tisch kommt, das wird gegessen.
- Mutter:* (*kauend*) Und keiner verlässt den Tisch, bevor nicht auch das allerletzte ...
- Hinter der Szene hört man Gelächter und lautes Gejuchze.*
- Vater:* Und wem haben sie das zu verdanken?
- Mutter:* Uns natürlich, den Alten!
- Vater:* Weil wir ihnen warm gemacht haben.
- Mutter:* Hätten wir uns vertragen ... Also, dann könnten wir noch lange auf die Enkelchen warten.
- Vater:* Und später werden wir ihnen sagen ...
- Mutter:* Den süßen kleinen Enkelchen.
- Vater:* In einer lauen warmen Maiennacht ist's gescheh'n, als hoch am Himmel die Sternlein funkelden.
- Mutter:* Und die Nachtigallen sangen.

Der Hauptmann von Köpenick

(2002)

Hoprecht: Recht is, was Gesetz is, Willem. Es geht ja nicht nach dem, was einer möchte, es ist für alle da. Das ist es, Willem.

Voigt: Und wenn einer kaputtjeht bei, denn is er alle. Da hilft 'n kein Recht mehr, und kein Gesetz ... Lies man.

Hoprecht: Ausweisung ... ja Herrgott, Willem, haste denn keine Eingabe gemacht?

Voigt: Zweie. Abschlägig beschieden.

Hoprecht: Ja, was willstest denn anfangen?

Voigt: Mach dir man keine Sorjn. Is nich so wichtig ... (*lacht*)

Hoprecht: Lach doch nicht!

Voigt: Ick finde dat lustig. Dir hamse nich befördert ... mir befördernse. Jedem dat Seine. Nich?

Hoprecht: Sei doch still! Das ist halt 'n Unglück, Willem, was dir passiert.

Voigt: 'n Unglück? Nee. Det is janz 'n sauberes glattes Unrecht is det.

Hoprecht: So darfstest mir nich fort, Willem. So kommstest nich weiter. Du musstest das tragen ... wie 'n Mann.

Voigt: Tragen ... det bin ick jewohnt, Friedrich. Ich hab 'n breiten Puckel, da jeht 'n Packen ruff. Aber wohin soll ick's tragen, Friedrich! Det is die Frage! Ick hab keen Aufenthalt, für mich gibt's ja keen Platz uff de Erde.

Hoprecht: Wir lebem in 'n Staat ... und wir leben in ne Ordnung, da kannstest dir nich außerhalb stellen. Da musstest dich wieder reinfügen.

Voigt: Ohne Aufenthalt? Und ohne Pass?

Hoprecht: Einmal kriegstest's doch! Einmal kommstest doch wieder rein!

Voigt: Da wer'ck noch lange kein Mensch von!

Hoprecht: 'n Mensch biste überhaupt nur, wenn du dich in ne menschliche Ordnung stellst! Leben tut auch ne Wanze!

Voigt: Richtig! Die lebt, Friedrich! Und weißtest, warum se lebt? Erst kommt de Wanze, und dann de Wanzenordnung! Erst der Mensch, Friedrich! Und dann de Menschenordnung! ... Mensch, ick häng an meine Heimat genau wie du! Genau wie jeder! Aber se sollen mir mal drin leben lassen, in de Heimat.

Hoprecht: Ich will's nich mehr hören, Willem! Ich darf's nich mehr hören ... ich bin Soldat! Und ich bin Beamter! ... Haste denn keine innere Stimme, Willem? Wo sitzt denn bei dir det Pflichtgefühl?

Voigt: De innere Stimme ... Mensch, hatse jesagt ... einmal kneift jeder 'n Arsch zu, du auch, hatse jesagt. Und denn, denn stehstest vor Gott dem Vater, stehstest, der allens jeweckt hat, vor dem stehstest denn, und der fragtest dir in Jesicht, Willem Voigt, wat haste je-

macht mit dein Leben? Und da muss ick sagen – Fußmatte, muß ick sagen. Die hab ick jeflochten im Jefängnis, und denn sind se druff rumjetrampelt, muss ick sagen. Det sagste vor Gott, Mensch. Aber der sagt zu dir: Jeh wech! sagt der! Ausweisung! sagt er! Dafür hab ick dir det Leben nich jeschenkt, sagt er! ... Und denn, und denn is et wieder nischt mit de Aufenthaltserlaubnis.

* * *

... nur 'n paar Schritte weiter

Monolog am Küchentisch

Frau sitzt am Küchentisch und schält Kartoffeln.

Dass man sich jetzt sogar schon für alte Leute interessiert, in Ihrem Blatt ... Wo kommen Sie eigentlich her? ... Aus Braunschweig ... Da müssen Sie aber sehr hungrig sein. Oder wollen Sie lieber was trinken? Einen Kaffee könnt ich Ihnen anbieten ... Ihnen kann man's wohl überhaupt nicht recht machen, wie? Was sagt denn Ihre Frau dazu? Noch nicht verheiratet? Die Geschäfte schließen hier um 12, und heut Nachmittag sind alle zu, weil Montag ist, wir müssen uns also beeil'n ...

Ja, damals konnte man noch nach Böckwitz rüber, waren ja nur 'n paar Schritte. Böckwitz und Zicherie, das ist eigentlich eine Gemeinde, genau genommen, so dicht liegen die beiden Dörfer nebeneinander. Aber dann wurde die Grenze errichtet. Und die ging genau zwischen diesen beiden Dörfern hindurch, als wär sie mit einem Lineal gezogen ... Zuerst stand da nur so ein komischer Pfahl. Aber das war nur der Anfang! ... Wir standen auf unserer Seite, der Westseite, wie's später hieß. Und die da drüben standen auf der östlichen Seite, nur wenige Meter von uns entfernt ... Wir, natürlich, locker und fröhlich, die bewacht von einem Grenzsoldaten. Wir grüßten rüber, machten unsere Witze ... Aber eine rechte Freude wollte nicht aufkommen dabei. Denn die durften nicht mal reagieren, schauten immer nur feste in die Kartoffeln ... Ach, reden Sie doch mit dem Bürgermeister, der weiß besser Bescheid, ist eine amtliche Person. Der kann Ihnen auch sagen, warum es dazu gekommen ist ...

Trotzdem gab's noch Kontakte, in dieser Zeit. Die Grenze war ja noch nicht ganz dicht. Nachts konnte man noch rüber schleichen, die Leute aus Zicherie oder Böckwitz kannten ja die Wege. Im Herbst, wenn's neblig war, war's 'n Kinder spiel. Trotzdem war's nicht ganz ungefährlich, weil einige Grenzer aus dieser Gegend stammten. Die passten natürlich besonders auf. Vielleicht, weil's dafür Prämien gab. Oder weil's gut war für 'ne Beförderung. Es wurden sogar Hunde eingesetzt, mit denen war nicht zu spaßen ...

Entschuldigen Sie, dass ich Kartoffel schäl. Warum haben Sie sich denn nicht angemeldet, platzen hier einfach so rein ... Den Schulze haben sie erwischt. Der musste wochenlang brummen, da drüben. Das Essen war kaum zu genießen, hat er erzählt, es gab nur Suppe, mit ein paar Brocken drin. Der Schulze ist ein Feinschmecker, der frisst nicht jeden Dreck. Entschuldigung, aber so reden wir hier, in dieser Gegend ... Ganz bleich und abgemagert ist er zurückgekommen. Auch die Neumann'sche haben sie erwischt. Ist rüber, als es noch hell war, die dumme Kuh. Wollte eben schon immer auffallen. Was sie mit der so alles angestellt haben, keine

Ahnung. War schon reichlich ungewöhnlich, dass sie nichts gesagt hat. Hatte doch sonst immer die große Klappe, die.

Schade war's, dass jetzt nichts mehr ging, zwischen den beiden Dörfern. Alle Bande waren zerrissen ... Ich hab mich niemals rübergetraut. Hab's auch am Bein, kann nicht mehr richtig laufen. Eigentlich ist's ja nur noch ein Humpeln. Oder ein Staksen, wie wir hier sagen ...

Macht ein paar Schritte.

Schneller kann ich nicht. Seit der Flucht hab ich das, dieses Leiden ... Ich komme aus Litzmannstadt im Warthegau. Noch nie davon gehört? ... Als wir evakuiert wurden, da hat es mich erwischt. Hatte ja noch großes Glück ... Meine Mutter starb nach drei Tagen, aus Erschöpfung, nehm ich an. Aber vielleicht wollte sie auch nur in der Heimat Erde begraben werden. Der Vater war ja schon lange tot ...

Pause.

Dann ging's alleine weiter, ins Reich, wie wir damals sagten. Ich war siebzehn ... War verlobt, mit einem Soldaten, Heinz hieß der. Aber der ist nicht wiedergekommen. Eine Todessanzeige hab ich nie erhalten.

Mein Bein ist nicht mehr ganz in Ordnung, seitdem. Ein Splitter zerriss mir den Oberschenkel. Eine Frau, die neben mir stand, war sofort tot, ist einfach umgefallen ... Zuerst hab ich das Bein gar nicht beachtet, in dem Durcheinander, ging ja alles drunter und drüber bei dem Angriff. Aber dann hab ich das Blut gesehn ... Da hab ich meinen Schal umrumgebunden, war ja niemand da, der mir hätte helfen können ... Die deutschen Soldaten, alles junge Kerle, schrien nur rum und flennten ... Sechs Tage sind wir unterwegs gewesen, im Frühjahr 44. In Zicherie wurden wir eingewiesen, der halbe Treck. Und dann kamen die Amerikaner ... Die Leute hängten Betttücher raus. Wollten keine Schießerei, hätte ja sowie keinen Zweck mehr gehabt. Alles alte Leute und Kinder ... Noch am gleichen Tag wurde die Sperrstunde verhängt, nur für zwei Stunden durften wir die Häuser verlassen. Wer herum trödelte, wurde sofort geschnappt. Und jeder musste sich absolut ruhig verhalten, nicht mal mit den Gardinen durfte gewackelt werden ... Ich wohnte mit sechs Mann hoch in einem winzigen Zimmer. Der Bauer sagte: »Mehr Platz hab ich nicht.« Weil er mit dem Bürgermeister verwandt war, brauchte er keine Zimmer abzutreten, in seinem schönen großen Haus. So war das eben damals, 1945, als der Krieg zu Ende ging ...

Wer nichts zu tauschen hatte, auf dem schwarzen Markt, der war ganz übel dran. Viele sind verhungert, Mütter mit ihren kleinen Kindern. Hab die Würmchen gesehn ... Ich hatte ja so einiges zu tauschen, 'n bisschen Schmuck, etwas Silber. Die Bauern gaben nichts aus freien Stücken. Aber hingelegt hab ich mich nicht.

Wenn ich Sie langweile, müssen Sie's sagen ... Mich brächten ja keine zehn Pferde weg, aus der Heimat. Ist schon besser, wenn man zuhause bleibt, das Glück findet man nicht in der Fremde, obwohl's immer mal wieder Leute gibt, die's versuchen, in Amerika, Australien oder sonstwo.

Müssen sehr unglücklich sein, dass sie's auf sich nehmen oder nicht ganz bei Trost. Es ist eben schwer, sich in der Fremde reinzufinden. Zu allen Zeiten war das so. Nehmen Sie doch nur mal die Leut aus Jugoslawien, die sich bei uns aufhalten müssen. Oder die Rußlanddeutschen. Haben die's vielleicht einfach? Das will eben nicht zusammenpassen, das Einheimische und das Fremde, das mischt sich schlecht. Damals hätt ich noch nicht so darüber reden können, da waren die Wunden noch allzu frisch. Entschuldigen Sie den Ausdruck. Warum sollten Sie sich auch mit mir auseinandersetzen woll'n, mit einer alten Frau. Geh'n Sie zum Bürgermeister, der kann Ihnen das alles viel besser erklär'n, von einer höheren Warte aus ... Da klebt nocht zu viel Blut dran ... Können Sie das denn überhaupt reinschreiben in ihrem Blatt? Wer interessiert sich denn schon dafür? Vielleicht ein paar Flüchtlinge, ehemalige, die gib'ts ja auch in Braunschweig. Die haben sich natürlich schon reingefunden, mittlerweile, leben ja schon lang genug in der soundsovielten Generation, in dieser Stadt ... Trotzdem, und das sollten Sie sich gut merken ... auch die jüngeren, auch die ganz jungen, irgendwas kriegen die mit auf ihrem Lebensweg, von den Eltern, den Großeltern, irgendwas ... Und wenn's nur so ein Gefühl ist ...

Sie sind ein intelligenter Mensch, wissen über alles Bescheid. Ja, irgendwas bleibt haften. Und wenn's nur so ein Gefühl ist. Dass man eigentlich gar nicht so richtig dazugehört, dass man vor Jahren hierher gekommen ist, mit einem Rucksack auf'm Buckel, als Fremder ... Und wenn's nur das ist: Heut lebst du hier und morgen vielleicht schon ganz woanders. Weil's nämlich keine Sicherheit gibt, keine echte ... Der Weltuntergang ist immer da, nur manchmal macht er eine Pause. Und dieses Gefühl hab ich seitdem ...

Entschuldigen Sie die Abschweifung ... Hier waren die aus'm Dorf, und da waren wir, die Flüchtlinge. Obwohl wir Wand an Wand wohnten und gemeinsam die Kirche besuchten. Immer war was zwischen uns ... Ich habe dann geheiratet, einen aus dem Dorf, den Alphons. Er machte mir den Hof. Ich dachte: Warum eigentlich nicht? Dann gehörs't du, vielleicht, dazu ...

Der Alphons war ein lieber Mann. Er hat mich geheiratet, weil er ein Krüppel war. Da war ich ihm gerade recht ... Wir haben uns also zusammengetan, der Alphons und ich. War eine Notgemeinschaft, damals. Später ist dann mehr daraus geworden. Wenn Sie so woll'n, war's dann Liebe. Oder eine Art von Gewohnheit ... Warum lachen Sie denn? ... Darüber sollten sie mal was schreib'n, in ihrem Blatt. Über die Liebe ... Mein Alphons ist sehr früh gestorben. Ich hab zwei Kinder von ihm, zwei Mädchen, sind aber schon lange weg, wie die meisten jungen Leut hier. Sehn uns nur ganz selten. Aber das ist ein anderes Kapitel ...

Die Mauer wurde erst viel später gebaut, im Jahre 1961. Das Schlimme war, dass man jetzt nicht mal mehr nach drüben grüßen konnte, das Ding war einfach viel zu hoch ... Niemand sollte zu dicht rangehn, wurde gesagt. Hielt sich aber keiner dran ... Gefährlich wurde es nur, wenn

man im freien Gelände der Grenze zu nahe kam. Ein Journalist wollte Fotos machen oder einfach nur mal gucken. Ist jedenfalls über die Grenze gegangen, aus Versehen, vielleicht 'n paar Meter, mehr aber nicht. Und schon wurde geschossen. Die Grenzer haben ihn einfach liegengelassen, stundenlang. Und wir konnten nichts machen. Standen nur da, 'n paar Meter von ihm entfernt, und hörten ihn schrein. Erst nach Stunden wurde uns erlaubt, den armen Kerl zu holen. Da war er aber schon tot, verblutet.

Die alten Leute blieben, die jungen hauten ab. Wer konnte, zog weg aus Zicherie. Und drüber, auf der anderen Seite, in Böckwitz, war's genauso. Erfuhren wir nach dem Fall der Mauer ... Dann kam der Bagger. Und man konnte wieder durch sie hindurch ... Ich traute mich aber nicht, versteckte mich in meiner kleinen Wohnung. Denn auf einmal waren so viele Leute hier im Dorf, Touristen und Presseleute.

Freu dich doch, hab ich mir gesagt. Musste mir das aber stundenlang sagen, bis ich endlich rüberging, nach Böckwitz.

Zwängte mich durch das Loch und ging ganz langsam durch das Dorf auf der anderen Seite. Ich wollte meine alte Freundin wiedersehen, die Mathilde. Die mit mir auf dem Treck gewesen war, 1945. Und die ich immer grüßte, über die Grenze weg, beim Kartoffelhacken. Die wollte ich treffen ... Da standen wir uns plötzlich gegenüber, wir beiden alten Fraun. Erkannten uns sofort. Fielen uns um den Hals und weinten. Die Presseleute machten Fotos und stellten auch 'n paar Fragen ... Dann war es wieder still. Und wir konnten uns in Ruhe betrachten. Nur mit dem Erzählen haperte es noch 'n Weile. Es gab ja auch soviel zu erzählen.

Dann kamen die andern aus dem Dorf, alle wollten mal rüber, es war 'ne Menge los an diesen Tagen. Es wurde geredet und gelacht. Und alle fragten mich, wie's denn so war, als ich meine Freundin endlich wiedersah. Und was ich die Jahre über so gedacht hab, als ich sie nicht mehr sehen konnte ... Plötzlich war ich eine von denen, an diesen Tagen gab es keine Unterschiede mehr. Der Bürgermeister hat mich sogar in den Arm genommen, hat mich gedrückt, dass mir die Luft weggeblieben ist. Und der Großbauer, bei dem ich 45 gebettelt hab, der hat mich auch begrüßt, ganz freundlich. 'n paar Tage später war alles wieder vorbei ... Richtig unterhalten hab ich mich mit meiner alten Freundin erst viel später ... Die Woche drauf hab ich die Mathilde zu mir eingeladen. Dann lud sie mich ein. Jetzt treffen wir uns alle zwei, drei Monate. Oder noch seltener.

Heute Nachmittag geh ich in meinen Garten. Dort kommt niemand hin, weil er so abseits liegt, hinter'm Wäldchen. Kann stundenlang in meinem Garten arbeiten. Hab auch eine Bank. Steht unter einem alten Kastanienbaum. Stundenlang kann ich dort sitzen, auf meinem Bänklein ... Am späten Nachmittag geh wieder ich nach Haus. Weil ich Angst habe, in der Dunkelheit durch's Dorf zu laufen. Was soll mir denn passieren, einer alten Frau? Trotzdem hab ich Angst. Zuhause zieh ich die Gardinen zu und setze mich an den Küchentisch. Fernsehen hab ich nicht. Nehm mein Strickzeug zur Hand und werkele so vor mich hin. Manchmal blei-

be ich tagelang in meiner Wohnung. Zu tun gibt's ja immer was ... Nur wenn jemand beerdigt wird, geh ich raus. 'ne Beerdigung will ich auf keinen Fall versäumen. An solchen Tagen sind alle immer sehr freundlich zu mir. Da werd ich schon mal gefragt, wie's mir so geht ...

Aber bevor die Mauer geschleift wurde, das ist das Wort, das der Bürgermeister oft gebraucht, wurde sie noch angemalt. Wie in Berlin, vielleicht nicht ganz so schön. Plötzlich entdeckten die jungen Leute die Mauer. Kamen in Scharen und malten. Oder besprühten sie mit Farbe. Heute sieht man nichts mehr von diesen Schmierereien.

Die Böckwitzer und die Leute aus Zicherie treffen sich jetzt an bestimmten Tagen im Jahr. An Fasching zum Beispiel. Das hat sich jetzt so eingebürgert. Ist ja auch ganz schön, wenn ein paar mehr Leute zusammenhocken und klönen ... Unlängst gab's 'ne Hochzeit. Die Bärbel aus Böckwitz hat den Heinrich aus Zicherie geheiratet. Soll aber nicht so gut gehen in dieser Ehe, sagt man wenigstens. Die einen meinen, der Altersunterschied sei eben doch viel zu groß. Andere sagen, die beiden passen halt nicht zusammen. Der Bürgermeister gibt zu bedenken, dass deren beider Biographien, so sagt er immer und kriegt dabei einen steifen Hals, eben doch zu unterschiedlich seien. Wer könne sich denn schon nach so vielen Jahren, von heute auf morgen sozusagen, unseren Lebensgewohnheiten anpassen? Die Leute da drüben, aus der ehemaligen DDR seien eben 'n bisschen verunsichert, kein Wunder bei diesem Unrechtssystem. Und bekannt sei auch, dass die Böckwitzer nicht die allerschnellsten seien. Sagt er das, dann lachen die Leut aus Zicherie. Und die aus Böckwitz verziehn ihre Gesichter. Lachen dann aber auch, nur nicht ganz so laut. Und, so sagt er noch, und dabei wird er wieder ganz ernst, wie überhaupt hier dieser Menschenschlag, sagt er, immer etwas länger bräuchte, so

sind

eben die Leute hier, die Preußen. Die brauchen ihre Zeit ...

In der nächsten Woche wird meine Tochter kommen. Allein, ihr Mann hat immer viel zu tun. Die Kinder, also meine Enkel, wird sie nicht mitbringen können. Kenne sie ja überhaupt nicht mehr. Geh'n jetzt zur Universität ... Meine Tochter, die Irma, das Irmchen, die immer so gekränkelt hat. War eigentlich immer krank, soweit ich mich erinnern kann. Und jetzt hat sie zwei erwachsene Kinder.

Heute Abend muss ich noch in den Garten geh'n, Erdbeeren ernten. Sonst werden sie von den Vögeln gefressen. Werde Marmelade daraus machen ...

Pause.

Zuhause, in Litzmannstadt, hat meine Mutter immer eingekocht, alles, was es so gab. Manchmal haben wir die vielen Gläser gar nicht alle aufessen können, so viele waren es. »Die Zeiten sind schlecht«, sagte sie, »wer weiß, was noch so alles kommt.«

Mein Vater war Schuster, betrieb eine kleine Werkstatt. Er war kein guter Geschäftsmann. Am liebsten wäre er Lehrer geworden, doch das war

nicht möglich, er musste ja die Werkstatt übernehmen. Und da saß er nun, auf seinem kleinen Schemel und besohlte Schuhe, auch am Sonntag. Denn fertig ist er eigentlich nie geworden. Irgendwie wollte ihm die Arbeit nicht so recht von der Hand gehen. Manchmal musste ich ihm sogar das Essen bringen, wenn er wieder mal nicht fertig wurde ... Wie oft stand er am Fenster und schaute auf die Straße ... Ich stellte mich neben ihn und schaute auch hinaus. Es gab eigentlich gar nicht viel zu seh'n, trotzdem standen wir da und schauten ...

Heute Nacht hab ich von ihm geträumt. Wir standen am Fenster und schauten auf die Straße. Er hat mit mir geredet, ich weiß allerdings nicht mehr, was ... Es muss aber etwas sehr Schönes gewesen sein, denn plötzlich war ich ganz glücklich. Und wie ich aus der Werkstatt ging, im Traum, hat er mir noch zugewunken, ganz lang ... Sein Grab dürfte ja schon längst aufgelassen worden sein, nach all den Jahren. Kümmert sich ja auch keiner drum. Aber vielleicht ist es ja noch da, wer weiß ...

* * *

Der zweite Frühling

Frei nach »Romeo und Julia«

Inspizient kommt auf die Bühne.
Verbeugt sich ungeschickt, lächelt ...

Inspizient: Meine sehr verehrten Damen und Herr'n! Die Sache ist nämlich die ... (*schaute hinter die Bühne*) Schlimmer hätte es uns aber wirklich nicht treffen können ... Gott, ist mir das peinlich ... Sie erlauben, dass ich mich vorstelle ... (*rennt wieder hinter die Bühne*) Ich bin der Inspizient, das ist jemand, der für den Ablauf der Vorstellung zuständig ist ... Nur heute Abend ... (*rennt wieder hinter die Bühne*) Wie Sie ja alle wissen, sollte ja eigentlich heut Abend »Romeo und Julia« von Shakespeare aufgeführt werden. Zu meinem allergrößten Bedauern muß ich Ihnen allerdings sagen ... Um es kurz zu machen ... Das überleb ich nicht! Welch eine Blamage! ... Das Ensemble ist leider noch nicht eingetroffen ... (*greift sich an den Kopf*) Welch eine Katastrophe! Ein Skandal ... Sie haben sich sicher schon so darauf gefreut ... Deswegen dachte ich ... Also, wenn Sie nichts dagegen haben, Sie entschuldigen meine Dreistigkeit, ich bin ja nur der Inspizient, wie ich schon sagte, von literarischen Dingen hab ich leider keine Ahnung ... aber bevor Sie einfach nur so herumsitzen und warten ... (*rennt hinter die Bühne*) Also, vielleicht könnte ich ja die eine oder andere Szene ... Aber nur, wenn Sie damit auch einverstanden sind, das natürlich vorausgesetzt ...

Blättert nervös in einem Textbuch.

Wo haben wir's denn ... Hier! Vielleicht sollte ich mit der ersten Begegnung ... Romeo und Julia treffen sich auf einem Fest, wie Sie alle wissen ... Die beiden sind nämlich verfeindet. Natürlich nicht sie, sondern ihre Familien ... Es ist also ein quasi selbstmörderisches Risiko, wenn Romeo das Fest besucht. Aus diesem Grund trägt er ja auch eine Maske ... Die müssen Sie sich jetzt allerdings vorstellen ...

Blättert im Textbuch.

Wo ist sie denn bloß, diese Szene? Müsste eigentlich ganz am Anfang steh'n, erster Akt ... Bin ja nur ein Inspizient, habe nicht die geringste Ahnung ...

Sie: Also, die Julia, die hätt ich ja auch zu gerne mal gespielt. Meine Karriere hätte bestimmt eine total andere Richtung genommen.

Er: (*bissig*) Aber heut ist's leider schon zu spät dazu. Das süße kleine Ding war nämlich gerade erst mal vierzehn Jahre alt, meine Liebe.

Sie: Also, mit etwas Schminke und einer gescheiten Maske...

Er: Da hätte der Maskenbildner aber viel zu tun!

Sie: Dass du auch immer so roh sein musst!

Er: (*schaut sich um*) Pst! Wir sind nicht alleine hier!

Sie: Typisch Provinz!

Er: Obwohl dieses Nest eine Kreisstadt ist, hab ich jedenfalls gehört.

Sie: Wer hat mich denn hierher geschleppt? Ich wollte ja nach Hamburg, aber das war dir natürlich wieder viel zu teuer.

Er: (*lacht plötzlich los*) Dich als Julia hätt ich ja zu gerne mal erlebt!

Inspizient: Hier! Romeo nähert sich also dem Fräulein Julia und sagt...

Sie erlauben, dass ich ablese.

Entweihet meine Hand verwegen dich,

O Heiligenbild, so will ich's lieblich büßen.

Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich,

Den herben Druck im Kusse zu versüßen ...

Und dann küsst er sie, küsst sie auf den Mund ... Steht hier, in den Regieanweisungen ... Auf diese wunderbaren vollen roten Lippen ... (*räuspert sich*) Und jetzt die Julia. Kein bißchen verlegen, wie man meinen könnte, regelrecht kess, das Mädchen.

Sie sagt also ... Sie erlauben, dass ich ablese.

Nein, Pilger, lege nichts der Hand zu Schulden

Für ihren sittsam andachtvollen Gruß.

Der Heil'gen Rechte darf Berührung dulden ...

Den Rest können wir uns aber schenken. Jetzt wieder Romeo:

So reg dich, Holde, nicht, wie Heil'ge pflegen,

Derweil mein Mund dir nimmt, was er erlehnt ...

Wieder küsst er sie. Und dann geht er. Und jetzt fragt Julia, ich sag das mal in meinen Worten: Wer war der Mann? Und die Amme sagt ... Ich glaub, das können wir uns aber auch schenken, wir wissen's ja ... Jetzt der Szenenschluss. Ahnungsschwere Worte unserer Heldin. Sie erlauben, dass ich ablese.

Die Lieb ward unter schlimm Stern geboren,

Die den Todfeind zum Liebsten sich erkoren.

Rennt hinter Bühne.

Falscher Alarm! Und ich dachte schon ... Wär ja auch zu schön gewesen. Jetzt, meine Damen und Herren, kommen wir zu der berühmtesten Szene der Weltliteratur, zur Balkonszene ... Kennen Sie doch, oder?

Blättert nervös im Buch.

Ja, wo steht sie denn bloß? Ich glaub, irgendwo im dritten Akt. Oder doch eher im zweiten? Aber hier sind ja ein paar Seiten herausgerissen ...

- Sie:* (geht auf die Bühne) Ich hab die Szene noch im Kopf ...
- Er:* Untersteh dich! Also, wenn du dich unbedingt lächerlich machen willst!
- Sie:* Bist ja nur neidisch, dass ich es wage. Würdest ja auch zu gerne mal den Romeo spiel'n. Hast ihn studiert, aber vorgesprochen hast du ihn nie. Hast dich mit irgendwelchen Wurzeln begnügt. Und zuhaus hast du mir dann was vorgeheult, dass die Intendanten dein Talent nicht schätzen. Jetzt hättest du die Gelegenheit dazu!
- Er:* Dass du mich auch immer in solche Situationen bringen musst! Ich dachte, wir machen eine kleine Reise, erhol'n uns mal ...
- Sie:* Schauspielen ist für mich die allergrößte Erholung. Nur im Spiel kann meine Seele erblüh'n, aber davon hast du ja keine Ahnung
- Er:* (geht auf die Bühne) Bevor wir uns noch länger streiten. Also, die Balkonszene, wenn's dir recht ist.
- Sie:* (spitz) Aber da hab ich ja nur ganz wenig Text! Und wo ist hier ein Balkon?
- Er:* (holt eine Leiter) Man muß sich eben nur zu helfen wissen. Also, wenn's dir nichts ausmacht ...
- Sie:* Da brech ich mir ja alle Knochen!
- Er:* Du müsstest dich jetzt allerdings hier hoch bemühen. Sei so gut, und steig da hinauf! Sind ja nur ein paar Sprossen.
- Sie:* Da hinauf?
- Er:* Ja! Ich helf dir auch.
- Sie:* So alt, mein Lieber, bin ich ja noch nicht, obwohl du immer sagst ... (steigt auf die Leiter) Hoffentlich fällt mich jetzt nur kein Schwindel an, ich vertrag das nämlich nicht, so eine Höh, weil ich ja als Kind vom Baum gefallen bin, und so ein Trauma bleibt, bestimmt dein ganzes Leben.
- Er:* Bringen wir es also hinter uns!
- Sie:* Entweder richtig, oder gar nicht. Das sind wir doch unserem Publikum schuldig, auch ein Schauspieler hat eine Verantwortung, und die ist größer als du denkst. Ich hab mein Ethos nie verraten, obwohl ich natürlich auch so manchen Kompromiss eingeh'n musste.
- Er:* Doch still, was schimmert durch das Fenster dort?
Es ist der Ost und Julia die Sonne!
Geh auf, du holde Sonn! ...
- Sie:* (unterbricht) Entschuldige, ich will ja an deiner Rollenauffassung nicht herumkritisier'n, aber etwas mehr Gefühl könntest du ruhig investier'n.
- Er:* Jetzt hast du mich aber ganz rausgebracht!
- Sie:* Es würde mir auch sehr helfen, mich in die Rolle der Julia besser hineinzusetzen ... Ich steh auf dem Balkon, lausche seinen Worten. Und in meinem Herzen wird ein Feuer entfacht ...

- Er: Also, nur keinen Kitsch, meine Liebe, das hat unser Shakespeare aber nicht verdient.
- Sie: Bitte, mach's noch mal!
- Er: Geh auf, du holde Sonn! Ertöte Lunen,
Die neidisch ist und schon vor Grame bleich,
Dass du viel schöner bist, obwohl ihr dienend.
- Sie: O Romeo! Warum denn Romeo!
Leg deinen Namen ab.
- Er: Nenn Liebster mich, so bin ich neu getauft
Und will hinfort nicht Romeo mehr heißen.
(*bissig*) Wenn du dich etwas weniger verkrampfen würdest.
Oder hast du etwa Angst, in die Tiefe zu stürzen?
- Sie: Immer dieser Schwindel! Plötzlich war mir ganz schwarz vor den Augen.
- Er: So kann man sich natürlich auch in Szene setzen.
- Sie: Wie meinst du das?
- Er: Also, deine hysterischen Anfälle ...
- Sie: Ich bin traumatisiert, mein Lieber! Darf ich jetzt weitermachen?
Wie kamst du her?
Die Gartenmauer ist hoch, schwer zu erklimmen;
Die Stätt ist Tod, bedenk nur, wer du bist,
Wenn einer meiner Vettern dich hier findet.
- Er: Der Liebe leichte Schwingen trugen mich;
und Liebe wagt, was irgend Liebe kann:
Drum hielten deine Vettern mich nicht auf.
- Sie: Wenn sie dich sehn, sie werden dich ermorden.
Sag, liebst du mich?
- Er: Ich schwöre, Fräulein, bei dem heil'gen Mond,
Der silbern dieser Bäume Wipfel säumt ...
- Sie: O schwöre nicht beim Mond, dem Wandelbaren,
Der immerfort in seiner Scheibe wechselt,
Damit nicht wandelbar dein Lieben sei!
- Er: Wobei denn soll ich schwören?
- Sie: (*betont*) Schwören!
- Er: Sag ich doch.
- Sie: Du nuschelst. Sprichst alles weg. Tut mir leid, aber das ist nun mal so!
- Er: Moment! ... (*drückt sein Gebiss zurecht*) Ist verrutscht.
- Sie: Dann probier's doch mal mit einer Haftcreme, wie oft soll ich dir das denn noch sagen?
- Er: Wobei denn soll ich schwören?
- Sie: Schwör bei deinem edlen Selbst,
Dem Götterbild meiner Anbetung!
So will ich glauben.
- Er: O sel'ge, sel'ge Nacht! Nur fürcht ich, weil

- Mich Nacht umgibt, dies alles sei nur Traum,
Zu schmeichelnd süß, um wirklich zu bestehn.
- Sie:* Wenn deine Liebe, tugendsam gesinnt,
Vermählung wünscht, so lass mich morgen wissen
Durch jemand, den ich zu dir senden will ...
- Er:* (*souffliert*) Wo du und wann die Trauung willst vollzieh.
- Sie:* Danke. Ist dir wohl noch nie passiert, was?
- Er:* Doch.
- Sie:* Wo du und wann die Trauung willst vollzieh.
Dann leg ich dir mein ganzes Glück zu Füßen
Und folge durch die Welt dir als Gebieter.
Nun gute Nacht! So süß ist Trennungswehe,
Ich rief wohl gute Nacht, bis ich den Morgen sähe.
- Er:* Schlaf wohnt auf deinem Aug, Fried in der Brust!
O wär ich Fried und Schlaf und ruht in solcher Lust!
- Inspizient:* Ich hab's gefunden! Zweiter Akt, zweite Szene!
- Sie:* (*spitz*) Lang lang ist's her, mein Lieber!
- Er:* Was?
- Sie:* Auch wir haben uns einmal geliebt.
- Er:* Immer musst du unterbrechen!
- Sie:* Diese Szene hat mein Innerstes zu sehr aufgerührt.
- Er:* (*memoriert*) O sel'ge, sel'ge Nacht ... Da kann ich ruhig noch etwas
mehr ins Gefühl gehen. Allerdings unter größtmöglicher Kontrol-
le, sowas rutscht sehr leicht ab, und Kitsch ist der Tod der Szene.
- Sie:* Wie liebten uns wie die Täubchen.
- Er:* Was?
- Sie:* Ach, wenn wir doch nur das Rad der Geschichte etwas zurück-
dreh'n könnten! Noch einmal jung sein und verliebt. Noch ein-
mal die Macht des Herzens spür'n!
- Er:* Nur ein Gott kann das, meine Liebe, und der ist uns in unserem
Alter nicht mehr gnädig.
- Sie:* Sind wir tatsächlich schon zu alt dazu? Also, ich bin's nicht.
Du vielleicht!
- Er:* Meinst du?
- Sie:* Wenn du wenigstens keine langen Unterhosen mehr anziehen
würdest! Wie soll man denn da von der Liebe ergriffen werden,
bei diesen Dingen? Und warum rasiert du dich so selten? Glaubst
du, es macht mir Spaß, meine zarten Lippen auf deinen Stachel-
bart zu drücken? Küß mich!
- Er:* Vorsicht! ... Und wenn du mit deinen Schönheitspflasterchen
hantierst ...
- Sie:* In der letzten Zeit hab ich nur Gurkenscheiben genommen. Die
sind genauso gut, aber billiger.
- Er:* Wie soll ich denn da noch auf den Geschmack kommen können?

- Sie:* Wir reden jetzt von Leidenschaft, und nicht von deinen Geschmäckereien. Dass dein Geschmack nicht der allerbeste ist, das weißt du ja.
- Er:* Schließlich hab dich ja mal erobert.
- Sie:* Was hast du? Also, wenn ich damals nicht so blöd gewesen wär ... Ach, die rauschhafte Liebe, die Liebe, die alles vergessen läßt. Die uns entführt ...
- Er:* In den siebten Himmel!
- Sie:* Einmal wieder da oben sein. Ich weiß, das ist sentimental. Und trotzdem tut's meiner Seele gut.
- Er:* Also, wenn ich hier noch länger stehen muß. Das geht vielleicht in die Beine.
- Sie:* Lass uns verreisen! Lass uns irgendwohin fahren! Lass uns das Abenteuer suchen! Das Liebesabenteuer!
- Er:* Aber, meine Liebe ...
- Sie:* Das ist an kein Alter gebunden. Das ist auch für uns noch zu haben, wir müssen es nur woll'n.
- Er:* Und wohin soll die Reise geh'n?
- Sie:* Frag doch nicht so prosaisch!
- Er:* Das muss ich doch wissen, wenn ich auf's Reisebüro geh ...
- Sie:* Nach Verona!
- Er:* Nach Italien?
- Sie:* In die Stadt, wo Romeo seine Julia liebte. Und wo die beiden starben. In diese heilige Stadt!
- Er:* Ich mag aber nicht nach Italien fahr'n.
- Steigen von der Leiter.*
- Sie:* Würdest du für mich sterben woll'n?
- Er:* (*macht Kniebeuge*) Das geht wirklich in die Beine.
- Sie:* Sag's! Und wenn es eine Lüge wäre, aber sag es mir. Ich will es hör'n!
- Er:* Für dich tät ich alles, das weißt du doch, sogar den Tod würde ich erleiden ...
- Sie:* (*souffliert*) Aus Liebe ...
- Er:* Aus Liebe zu dir.
- Sie:* Und wenn wir in Verona sind, irgendsoeine Pension werden wir schon finden.
- Er:* Die kann ich auch von hier aus bestell'n. Bevor wir da unten noch lange suchen müßten.
- Sie:* Eine kleine verschwegene Pension, mit einem Balkon, hörst du!, und hintenheraus ein kleines Gärtchen, mit Pinien und Zypressen. Und vielen duftenden Oleanderbüschen.
- Er:* Du weißt, ich bin allergisch gegen diesen Geruch. Dafür kann ich nun mal nichts.
- Sie:* Auf dieser Reise wirst du es ertragen, ausnahmsweise. Es geht doch um unsere Liebe, unser letzte ... Die Abschiedslove, die

Liebe im Angesicht des Grabes ... (*schauert zusammen*) Am Rande des Grabes noch einmal lieben, den Tod vor Auen ...

Er: Ist ja nicht zum Aushalten!

Sie: Und plötzlich schlägt mein Herz wieder laut und vernehmbar. Fühl doch mal!

Er: Brauchst nur ein paar Kniebeugen zu machen, und es schlägt noch viel doller.

Sie: Idiot! Hast du denn keine Romantik mehr im Leib?

Er: Doch.

Sie: Aber doch nicht so grämlich. Sag ja! Sag, ich spüre sie!

Er: (*wiederholt*) Ich spüre sie.

Sie: Und was macht sie nun mit dir? Bist du noch von dieser Welt?

Er: Sie umnebelt mein Gehirn. Das Denkvermögen wird auf einmal völlig ausgeschaltet.

Sie: Ist das auch wahr?

Er: Das Frühstück werde ich dir aber nicht ans Bett bringen, damit du Bescheid weißt. Mal sind die Eier zu hart, der Kaffee zu kalt und die Brötchen zu alt.

Sie: Nein, diesmal wird es ganz anders sein.

Er: Aber frühstücken müssen wir doch auch in Verona.

Sie: Wir werden uns nur noch lieben!

Er: Aber gerade da müssen wir doch kräftig essen.

Inspizient: Das steht aber nicht im Text! In welchem Stück sind Sie eigentlich?

Sie: Komm, Geliebter, auf nach Verona!

Er: Ich eile, Geliebte! ... (*beide ab*)

Inspizient: Verona? Kenn ich nicht!

* * *

Vor der Vorstellung

Erzähler: (kommt auf die Bühne) Wo ist der Mond? Haben wir denn keinen Mond im Fundus? Wie sollen wir denn ohne Mond ... Die Musiker schon da? Ah, da sind sie ja. Guten Abend, die Herrschaften. Reichlich spät, muss ich sagen. ... Und wie geht's unserem Hauptdarsteller? Wieder indisponiert? Soll sich nur ja nicht immer so anstellen, der Gute. Wenn das alle machen würden! ... (bemerkt das Publikum) Oh, pardon, hab sie ja gar nicht bemerkt. Tut mir leid. Guten Abend, meine sehr verehrten Damen und Herr'n. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr wir uns freu'n ...

Krach hinter der Bühne

Bitte, Ruhe hinter der Bühne! Gleich beginnt die Vorstellung ... (zum Publikum) Ich hoffe, Sie haben alle einen guten Platz gefunden. Auch Sie da hinten? ... Dann kann's also losgehen, meine Damen und Herr'n. Wir spielen heute Abend das Märchen vom armen Müllersknecht »Krabat«, sehr frei nach Otfried Preußler. Frei deshalb, weil unsere kleine Wanderbühne natürlich nicht über die Mittel verfügt, alle Bühnenbilder und Kostüme aufzubringen. Auch mangelt es an Schauspielern. Deshalb sind wir leider gezwungen ...

Krach hinter der Bühne.

Ruhe! ... Sie entschuldigen. Also, was ich noch sagen wollte ... Sie werden auf jeden Fall auf Ihre Kosten kommen, das kann ich Ihnen versprechen. Falls Ihnen unser Theaterspektakel gefallen sollte, die eine oder andere Szene, dann sparen sie auch nicht mit Beifall. Beifall ist nämlich das Brot des Künstlers. Vor allem wir Schauspieler sind darauf angewiesen. Die Nachwelt flicht uns keine Kränze, wie's so schön und treffend heißt ... Leider können wir Ihnen auch keinen Mond ... Ich hoffe, dieser kleine Lampion macht es auch. Aber bei Ihrer Imaginationskraft, meine Damen und Herren ...

Klatscht in die Hände.

Das Spektakel kann beginnen. Vorhang auf ... (geht ängstlich über die Bühne) Schaurig, diese Mühle. Groß und dunkel, richtig unheimlich. Nichts für Leute mit schwachen Nerven. Mitten im Wald gelegen. Nur selten verirrt sich ein Mensch hierher. Käuzchengeschrei ... (ahmt ein Käuzchen nach) Da ein Licht, noch eins ... Denn in der Mühle wird noch gearbeitet.

Müllersburschen auf.

Prosa

Flucht und Vertreibung

An das Gesicht der Mutter kann er sich nicht mehr erinnern. Dafür aber an die Ohrfeige. Die sitzt. Die tut schrecklich weh. Was ist passiert? Der kleine Erich und sein Freund, der Matz von nebenan, spielen unterm Weihnachtsbaum. Krabbeln hin – und her. Dann versuchen sie, den dreibeinigen Fuß des Baumes anzuheben, zuerst nur ein kleines bisschen, nur ein paar Zentimeter ... Dann fällt er um, fällt gegen die Gardine, der schön und reich geschmückte Weihnachtsbaum. Und schon reibt sich der kleine Erich die Backe. Das tut wirklich weh. Das brennt höllisch. Und dann noch dieses Geschrei. Gott, kann die Mutter brüll'n!

Die beiden Jungs rennen aus dem Zimmer. Auf dem Flur lachen sie. Nur dieser blöde Baum. Ja, wenn wenigstens die Kerzen gebrannt hätten, aber so

...

Das Nachtgebet. Ein Kuss. Die Mutter löscht das Licht und geht aus dem Zimmer ... Plötzlich wird Erich und sein kleiner Bruder Wolfgang aus dem Bett gerissen. Mitten in der Nacht! Warum? Sie hocken im Keller. Geräusche. »Sie kommen näher«, sagt der Vater. »Wer kommt näher?« »Die Flieger«. »Welche Flieger denn?«. »Die Russen! Und jetzt bist du still!«

Irgendwo kracht es fürchterlich. Alle zucken zusammen. Der Vater steht an der Tür. Die Mutter sitzt neben ihren beiden Kindern. Die Nachbarin, Frau Müller, hält ihren Sohn, den Matz, im Arm. Wieder so ein Schlag. Plötzlich bekommt es Erich mit der Angst zu tun. Warum sind denn die Erwachsenen so still? Wenn sie doch wenigstens schimpfen würden ... Er weint los. Die Mutter sagt: »Pst«. Doch er weint weiter. Da nimmt sie ihn in den Arm. Der kleine Bruder kriecht auf allen Vieren über den Boden. Der Vater nimmt ihn hoch. Der Lärm der Flugzeuge entfernt sich jetzt. »Glück gehabt«, sagt der Vater.

Der Vater geht mit seinem Sohn Erich durch den Wald. Doch sie sind nicht allein zu dieser frühen Stunde. Viele Freudenthaler haben sich aufgemacht zu suchen, denn hier müssen irgendwo Bomben niedergegangen sein, der Explosionslärm war im Städtchen gut zu hören. Endlich ein Krater, metertief. Der Vater steht mit seinem Sohn davor, beide schauen in das Loch. Neben ihnen andere Freudenthaler. Besorgnis und Angst in ihren Gesichtern. Wenn das Ding in ein Haus eingeschlagen hätte ...

Erich hat genug geseh'n. Will etwas tun, will in das Loch hinunterklettern. Der Vater reißt ihn zurück. »Hier geblieben!« »Warum?«. »Viel zu gefährlich«. Dann gehen sie wieder nach Hause. Der Junge hüpf von einem Bein auf's andere. Der Vater stapft schweren Schrittes durch den Wald. »Guck mal«, kräht der Junge und zeigt auf einen Vogel. Doch der Vater hat kein Aug' dafür.

Abendessen. Erich sitzt am Tisch und stochert lustlos in seinem Brei herum. Die Mutter füttert den kleinen Wolfgang. Der Vater kommt in die Kü-

che, setzt sich an den Tisch. Sein Gesicht verheißt nichts Gutes. Die Mutter schaut ihn besorgt an. Da sagt der Vater: »Sie werden bald hier sein ...« Die Mutter kümmert sich wieder um den kleinen Wolfgang. Plötzlich fragt sie: »Und wir?« Der Vater zuckt hilflos mit den Schultern.

Auf dem Bahnhof. Dichtes Gedränge, Soldaten und Reisende. Frau Müller und ihr Sohn Matz verabschieden sich von der Familie M. Die Mutter wünscht ihrer Freundin alles Gute. Auch Erich gibt seinem Freund die Hand. Der schaut ihn aber nur ganz kurz an, dann dreht er sein Gesicht zu Seite ... Ja, im Reich sei es jetzt sicherlich weniger gefährlich, sagt die Mutter. Und wie man weiß, sei ja Dresden eine ausgesprochen schöne Stadt ... Frau Müller und ihr Sohn Matz steigen in den Zug. Der Bahnhofsvorsteher gibt das Signal zur Abfahrt. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung.

Erich spielt im Garten. Plötzlich sieht er eine Gestalt ... Es ist ein russischer Soldat, der halb verborgen unter einem Busch sitzt. Seine Uniform ist blutverschmiert. Erich geht ganz langsam auf den Russen zu ... Der schaut ihn traurig an. Dann rennt Erich ins Haus. Er erzählt seiner Mutter, was er gesehen hat. Sie verbietet ihm, wieder in den Garten zu gehen.

Erich und sein Bruder Wolfgang spielen im Luftschutzkeller. Stimmen und Geräusche an der Eingangstür des Hauses ... Sie schleichen nach oben und schauen, was da los ist ... Der Vater führt eine ältere Dame ins Haus.

Abendbrot. Die ganze Familie und die ältere Dame sitzen am Tisch. Ob er denn wisse, fragt der Vater seinen Sohn Erich, wer diese Dame sei? Erich verneint. Da sagt die Dame: »Ich bin deine Tante. Ja, kennst du mich denn nicht ... ?« Ja, das sei seine Schwester, die Tante Mitzi aus Troppau. Und sie werde nun »bei uns wohnen«, bis der ganze Spuk vorüber sei.

Straße vor dem Haus. Erich steht am Zaun und schaut auf die Straße. Gerade zieht eine Kompanie Soldaten vorbei. Müde, abgekämpfte Gesichter. Aus der anderen Richtung Flüchtlinge mit Handkarren und Gepäck.

In der Küche. Die Mutter und die Tante Mitzi kochen. Sie unterhalten sich sehr leise. Manchmal schaut die Mutter ängstlich zu den Kindern ... Wolfgang sitzt in seinem Laufstall und spielt. Erich schaut ihm zu, dann geht er in die Speisekammer, nimmt zwei Eier und hält sie seinem kleinen Bruder unter die Nase. Der reagiert aber nicht, spielt selbstvergessen weiter. Da lässt Erich die Eier fallen, es macht platsch. Mutter und Tante schreien entsetzt auf. Dann stürzt sich Erichs Mutter auf den Bengel, gibt ihm eine kräftige Ohrfeige und kreischt: »Wir haben kaum noch was zu essen, und was machst du? Es ist Krieg!« Die Mutter packt in größter Eile einige Sachen zusammen. Der Vater rennt fluchend durch die Wohnung und sucht etwas. Die Kinder, Erich und Wolfgang, schauen mit großen ängstlichen Augen dem Treiben der Eltern zu. Die Tante sitzt auf ihren Koffern und schluchzt.

Vor dem Haus steht ein LKW. Der Chauffeur hilft den Eltern, die Sachen auf der Ladefläche zu verstauen. Auch er ist sehr nervös. Raucht eine Zigarette nach der anderen. Der Vater rennt immer wieder ins Haus und holt noch einige Sachen ... Auf der Straße das bekannte Bild: Flüchtlinge und Soldaten.

Ein Nachbar nähert sich dem LKW. Der Vater spricht mit ihm, der Nachbar schüttelt ungläubig den Kopf. Dann geht er weg. Die Mutter kommt mit einem großen Korb aus dem Haus, der ist randvoll mit Lebensmitteln angefüllt. Die Tante steht am LKW, weiß nicht so recht, was sie machen soll. Da streichelt sie den Kindern über die Köpfe und murmelt: »Was sind das für Zeiten. Gott steh uns bei.«

Endlich sind die Sachen verstaut. Der Chauffeur drängt zur Eile. Der Vater nimmt die Mutter beiseite und gibt ihr eine Pistole: »Für alle Fälle!« Dann klettern die Mutter und die Kinder ins Führerhaus. Die Tante muss sich aus Platzgründen auf die Ladefläche setzen. Sie protestiert. Der Vater setzt sich in seinen PKW, denn er soll vorausfahren.

Der Vater fährt los, der LKW hinterher. Und schon verschwinden die beiden Fahrzeuge im Tross der vielen Flüchtlinge.

Die Fahrt geht nur sehr langsam voran. Wieder ist ein Pferdefuhrwerk zusammengebrochen. Wieder sperren Soldaten die Straße ab, um irgendeine Kolonne durchzuwinken ... Der Chauffeur im LKW hat die allergrößte Mühe, Papas PKW nicht aus den Augen zu verlieren. Die Mutter zwingt sich zur Ruhe. Die Kinder sollen nicht bemerken, wie gefährlich die Reise ist ...

Da ist es so weit: der PKW ist verschwunden. Der Chauffeur gibt Gas und versucht, an einem Pferdefuhrwerk vorbeizukommen. Vergeblich! Die Straße ist total verstopft. Der LKW hält ... Die Mutter steigt aus dem Wagen, spricht mit Flüchtlingen und Soldaten ... Dann geht sie zum LKW zurück und fragt den Chauffeur, was zu tun sei? Der zuckt mit den Schulter und sagt: »Weiter!« Die Mutter steigt ein. Und der LKW fährt los.

Straßensperre in einem Dorf. Der Treck kommt zum Stehen. Es wird geflucht und geschrien: »Was ist denn los? Verdammt nochmal ...« Ein Soldat geht zu dem LKW, reißt die Türe auf und sagt »Hier ist noch Platz!« Zwei Soldaten bringen einen Verwundeten und schieben ihn ins Führerhaus. Es ist ein ganz junger Mann, vielleicht 18. Seine Verbände sind durchgeblutet. Seine Uniform ist verdreckt. Er hat Mühe, sich festzuhalten. Erich schaut ihn interessiert an ...

Jetzt hat der LKW freie Fahrt. Der Chauffeur gibt Gas ... Eine Kurve in einem Dorf. Der Chauffeur versucht zu bremsen. Der LKW donnert in ein Haus. Stille ... Dann Geschrei und Gefluche. Zum Glück ist aber nichts passiert. Aber der LKW steckt fest ... Ein Panzer zieht ihn aus dem Haus. Der verwundete Soldat wird aus dem Führerhaus geholt und auf den Panzer gelegt ...

Der LKW beginnt zu stottern, bleibt stehen. Der Chauffeur: »Kein Benzin!« »Und jetzt?«, fragt die Mutter? Der Chauffeur: »Das Ende der Reise.« Und schon steigt er aus und verschwindet im Wald ... Die beiden Frauen raffen einige Habseligkeiten zusammen.

Die Mutter, die beiden Kinder und die Tante nähern sich nun einem kleinen Dorf. Klopfen an irgendeine Tür. Es wird geöffnet ...

Die Familie sitzt am Tisch und wird von der Bäuerin bewirtet.

Dann gehen die Mutter und die Tante wieder zu ihrem LKW, in der Hoffnung, einige Sachen zu retten ... Doch der Laster ist leer. Einige zer-

lumpfte Gestalten schleppen die letzten Sachen weg. Die Mutter: »Kriegsgefangene.« Die Tante: »Ob die das auch dürfen?« Die Mutter: »Nur kein falsches Wort!« Dann muss sie sich setzen, so groß ist ihre Hilflosigkeit. Wie soll es weitergehen? Die Tante stottert was von: »Irgendwie werden wir das schon schaffen, mit Gottes Hilfe.« Dann beginnt sie hemmungslos zu schluchzen.

Die Mutter, die Tante, die beiden Kinder, die Bäuerin und der alte Opa stehen auf dem Hof und reden. Es ist ein schöner Nachmittag. Die Sonne scheint, Schwalben sausen durch die Luft. Erich schaut zum Himmel, plötzlich sieht er drei Flugzeuge ... Er schreit: »Flugzeuge!« Und schon schlagen ganz in der Nähe die ersten Bomben ein. Alle stürzen ins Haus. Dabei werden die Kinder über den Haufen gerannt ... Die Mutter kommt wieder auf den Hof und bringt die Kinder in Sicherheit.

Hinter dem Haus ist ein Schützengraben. Alle sitzen dichtgedrängt in dem Graben. Es kracht und rummt. Das Dorf scheint im Zentrum des Angriffs zu sein ... Erich dreht aus Lehm ein Kügelchen und drückt es auf seine Nase.

Nach dem Angriff: Einige Häuser im Dorf brennen. Kühe blöken. Menschen hasten die Dorfstraße entlang.

Nachts wird lautstark gegen die Tür gebollert. Dann wird sie eingetreten. Drei besoffene russische Soldaten kommen in die Stube. Sie sind mit Maschinenpistolen bewaffnet. Einer bleibt an der Türe stehen und hält die Pistole im Anschlag. ein anderer sucht nach Uhren und Schmuck: »Uri, Uri!« Der dritte nähert sich der Mutter und den Kindern. Sieht, dass der kleine Wolfgang blonde Locken hat. Er nimmt ihn hoch, herzt und küsst ihn und sagt: »Scheenes Kind, scheenes Kind!« Die Mutter, die perfekt Tschechisch kann, redet und redet ...

Erich steht im Stall und beobachtet, wie ein kleines Kälbchen geboren wird.

Die Mutter und die Bäuerin machen sich auf die Suche ... Eine deutsche Familie hat sich im Wald vor den Russen versteckt. Doch sie ist seit drei Tagen nicht mehr gesehen worden. Nun befürchtet man das Schlimmste.

Erich und Wolfgang spielen im Hof, sie jagen Hühner. Um den Hahn machen sie aber einen großen Bogen. Die Mutter und die Bäuerin kommen zurück. Irgendetwas scheint nicht zu stimmen, denkt der kleine Erich, denn die Mutter macht so ein Gesicht ... Er fragt: »Habt ihr sie gefunden?« »Nein!«, sagt die Mutter und geht ins Haus. Die Bäuerin sagt: »Sie sind tot, alle drei. Die Frauen hat er erschossen, dann hat er sich erhängt, dieser Feigling« ... »Erhängt«, murmelt Erich. Die Bäuerin: »Mit einem Strick.« »So«, sagt Erich und spielt weiter.

Durch das kleine Dorf marschieren tschechische Widerstandskämpfer, hauptsächlich ganz junge Burschen, martialisch bewaffnet. Sie gehen von Haus zu Haus und suchen nach Waffen und versteckten deutschen Soldaten.

Die Mutter vergräbt in fliegender Hast die Pistole. Jetzt nur nicht auffallen, keinen Anlass bieten! Die Tschechen, so hat sie gehört, kennen kein Pardon.

Zwei Tschechen kommen auf den Hof, schreien rum ... Die Mutter redet auf sie ein, es macht Eindruck, dass sie fehlerfrei Tschechisch kann.

Erich und Wolfgang spielen im Hof, entdecken die Pistole. Ahnungslos hantieren sie mit dem Ding herum. Zufällig schaut die Mutter zu den beiden. Der kalte Schreck fährt ihr durch alle Glieder.

Die beiden Tschechen gehen ins Haus ... Die Mutter reißt den Kindern die Pistole aus den Händen und wirft sie hinter die Scheune ...

Dorfjungen schlagen mit Stangen Schwalbennester von den Wänden. Erich schaut interessiert zu ... Auf dem Boden liegen zerplatze Eier, kleine, noch nicht ganz entwickelte Vögelchen sind zu sehen. Die Jungen ergötzen sich über den kleinen Bub, der alles mit fragenden Augen betrachtet.

Die Mutter, die beiden Kinder und die Tante sitzen in einem Zug. Nach der fehlgeschlagenen Flucht soll es jetzt wieder in die Heimatstadt gehen.

Die Mutter erklärt leise, dass keiner auch nur ein einziges Wort sagen soll, denn sie dürften auf gar keinen Fall als Deutsche erkannt werden. Erich spürt ihre Angst, er möchte etwas sagen. Doch die Mutter schaut ihn nur strafend an.

Da kommt ein Schaffner, spricht die Gruppe auf tschechisch an, die Mutter antwortet in der gewohnten souveränen Art. Der Schaffner tätschelt Erichs Kopf und fragt auf tschechisch, wie er denn heiße? Schnell antwortet die Mutter ... Der Schaffner geht. Erich möchte unbedingt etwas sagen ... Da gibt ihm die Mutter eine Ohrfeige. Er plärrt los, sie hält ihm den Mund zu und sagt: »Willst du uns denn umbringen?«

Der Zug verlangsamt sein Tempo. Nun fährt er in den Freudenthaler Bahnhof ein. Er hält. Reisende steigen aus, so auch die Familie M. Die Mutter schaut sich lange um ... Da fragt der kleine Erich: »Und wo ist Papa?« Die Mutter nimm den Bub in die Arme.

Auf dem Dachboden, im eigenen Haus, hat nun die Familie ihr ärmliches Quartier bezogen. Ihre Wohnung ist nämlich bereits von einer tschechischen Familie beschlagnahmt worden. Zur großen Freude der Mutter – und natürlich auch der Kinder – hat sich der Papa auch wieder eingefunden. Vor der Flucht hatten sie nämlich verabredet, dass sie sich, falls irgendetwas schief gehen sollte, wieder in Freudenthal treffen werden.

Die Mutter klingelt an ihrer Wohnungstür, neben ihr steht der kleine Erich. Ein Tscheche öffnet, schaut misstrauisch auf die beiden. Die Mutter versucht ihm zu erklären, dass die Kinder doch etwas Wäsche bräuchten. Ob er denn nicht so freundlich wäre, schließlich sei es Christenpflicht ... Der Tscheche schlägt die Türe zu.

Auf dem Dachboden. Die Familie hat sich um einen Volksempfänger versammelt. Sie hört Goebbels letzte Rede. Immer wieder hört man ihn sagen, dass der Endsieg letztendlich doch noch zu erringen sei. Die Gesichter der Erwachsenen sind wie Masken.

Die Mutter geht durch Freudenthals Straßen. Sie trägt nun eine weiße Armbinde, darauf ist ein großes N. Plötzlich winkt ihr eine Frau verstohlen zu ... Die Mutter geht zu ihr. Beide Frauen verschwinden in einem Gässchen. Da umarmt die Frau die Mutter und sagt auf tschechisch, dass sie das alles sehr bedauere, aber es werden auch wieder bessere Zeiten kommen ... Sie gibt der Mutter ein Paket mit Esssachen. Bevor sich die Mutter noch bedanken kann, ist sie wieder verschwunden.

Auf dem Dachboden. Die Mutter wäscht in einem kleinen Bottich Wäsche. Die Kinder spielen mit dem Vater. Zwei tschechische »Freiheitskämpfer« kommen auf den Dachboden und nehmen den Vater fest. Mutter und Kinder schauen fassungslos zu ... Der Vater wird auf das Polizeirevier gebracht.

Deutsche, vor allem Frauen und Kinder, gehen durch Freudenthals Straßen. Am Straßenrand Tschechen ... Es fällt kein Wort, nur ab und zu ist Kinderweinen zu hören. Die Mutter schiebt einen großen Kinderwagen, darin sitzt der kleine Wolfgang. Erich läuft neben ihr her.

Nun ist der Zug auf dem Bahnhof angekommen. Dort stehen Viehwagons. In die werden die Deutschen verfrachtet. Es geht eng zu in den Wagons. So manches unfreundliche Wort ist zu hören ...

Der Zug setzt sich in Bewegung. Einige schauen durch die kleinen Fenster auf die vorbeifahrenden Häuser, andere sitzen auf dem Boden und starren vor sich hin.

Plötzlich hält der Zug. Die Menschen versuchen zu erraten, was das zu bedeuten hat. Alle warten darauf, dass man ihnen sagt, was nun zu geschehen habe ... Doch weit und breit kein Tscheche, der ihnen Auskunft geben könnte.

Nun steigen die ersten aus, andere folgen. Wohin soll man am besten gehen? Aber womöglich haben die Tschechen was dagegen ... Doch hier könne man ja auch nicht bleiben ... Schließlich gehen alle über eine Wiese zur Straße zu. Hier formiert sich der Zug Richtung Westen ...

Die ersten bleiben zurück, nach und nach bricht der Zug auseinander. Gegen Abend sind die beiden Frauen und Kinder allein auf weiter Flur. Es ist schwer, den Kinderwagen zu schieben. Für den kleinen Erich ist es ebenfalls nicht leicht, so weit zu laufen ... Bei Einbruch der Dunkelheit legen sie sich in einen Straßengraben ... Die Mutter versucht, wach zu bleiben. Doch die Müdigkeit ist einfach viel zu groß ...

Auf einem Bahnhof wird ein neuer Zug zusammengestellt. Aus allen Richtungen strömen Menschen herbei, so auch unsere Familie. Auf Kommando steigen die Menschen ein ... Eigentlich müsste es jetzt ja losgehen, denken sie. Doch da stürmen Russen und Tschechen die vollbesetzten Wagons und plündern die Leute aus ...

Der Zug setzt sich nun in Bewegung, langsam rollt er durch eine wunderschöne Landschaft. Keiner hat Augen für sie ... Neben dem kleinen Erich sitzt ein Mann mit einem schwarzen Mantel. Darauf sind weiße Punkte, die sich sprunghaft bewegen. Die Mutter reißt Erich zur Seite und schreit: »Weg! Das sind Läuse ...!« Erich muss sich plötzlich überall kratzen.

Streit um den Eimer, auf dem die Menschen ihre Notdurft verrichten.

Die Tür des Waggons ist offen. Ein beinamputierter Mann hat sich, um frische Luft zu schnappen, vor die weit geöffnete Tür gesetzt. Er steht mühsam auf, macht eine ungeschickte Bewegung und fällt aus dem fahrenden Zug ... Der Vorfall wird wortlos »zur Kenntnis« genommen.

Unser Grüppchen geht eine Landstraße lang. Die beiden Frauen sind am Ende ihrer Kraft ... Der kleine Erich hat plötzlich das Gefühl, dass gleich etwas ganz Schlimmes passieren wird. Ängstlich schaut er zu seiner Mutter. Sie reagiert jedoch nicht. Da zupft er sie am Ärmel. Wieder nichts! Auch die Tante ist irgendwie anders ... Die beiden Frauen bleiben auf einer Brücke stehen und schauen in die Tiefe ... Plötzlich bekommt der kleine Erich eine fürchterliche Angst ...

Da hält ein LKW bei der Gruppe. Auf der Ladefläche russische Soldaten. Ohne zu fragen, zerren sie die beiden Frauen, den Kinderwagen und den kleinen Erich auf den Lkw. Weiter geht die Fahrt. Ein Russe gibt den »Gereteten« etwas Brot.

Der Zug passiert die Grenze zum deutschen Reich. Alle schmeißen ihre weißen Armbinden aus den Waggons. Überall Erleichterung. Nun hält er auf der sächsischen Seite.

Ein junger Mann, 18 Jahre alt, in einer schäbigen Soldatenuniform, geht von Waggon zu Waggon und fragt, ob nicht vielleicht die Familie M aus Freudenthal in diesem Transport mitgefahren sei ... ? Die Tante hört die Stimme, springt auf und rennt zur Tür ... Vor ihr steht ihr Sohn Helmut. Sie fallen sich um den Hals.

Der Zug fährt weiter. Die Tante und ihr Sohn haben sich viel zu erzählen ... Er sei aus dem Lazarett entlassen worden. Man habe ihn aber gewarnt, die Grenze zur Tschechei zu überschreiten. Dort geschähen fürchterliche Dinge. Also habe er an der Grenze gewartet ...

Eine Ansammlung von Häusern und Baracken. Flüchtlinge werden in ein rotes Backsteinhaus eingewiesen ... Auch unser Grüppchen. Erich sieht überall strahlende Gesichter, er kann sich aber nicht erklären, was die Menschen so fröhlich macht.

Auf Kommando haben sich alle nackt auszuziehen. Gelächter und Geschrei ... Erich sieht zum ersten Mal in seinem jungen Leben seine Mutter nackt, auch die Tante. Und viele andere Frauen. Dann wird geduscht nach so vielen Tagen und Wochen. Warmes Wasser! Seife! Welch ein Gefühl. Erich und sein kleiner Bruder stehen neben der Mutter unter der Dusche. Erich schaut zu ihr hoch ... Sie genießt das warme Wasser mit geschlossenen Augen. Dann reibt die Mutter die beiden Kinder trocken, noch immer ist sie splitternackt.

Der Zug rollt ganz langsam durch das zerstörte Dresden. Erich schaut fasziniert auf die vielen Ruinen. Berge von Schutt, Schornsteine ... Aber keine Häuser ...

Endstation auf dem Dresdner Bahnhof. Die Leute lagern neben den Gleisen und warten. Einige haben Feuer gemacht, um sich ein dünnes Süsschen zu kochen. So auch die Familie M ...

Die Mutter, die Tante und Helmut gehen weg, um Informationen einzuholen. Also schärft die Mutter dem kleinen Erich ein, auf die Suppe aufzupassen ... Er starrt auf den Topf über dem Feuer, ab und zu schaut er sich um ... Da nähert sich eine Frau dem Feuer. Bleibt stehen, fixiert den kleinen Erich. Dann schnappt sie sich den Topf und verschwindet in der Menge.

Die Mutter kommt zurück. Wo ist der Topf mit der Suppe? Erich versucht, ihr zu erklären ... Plötzlich muss die Mutter weinen. Erich steht neben ihr und fühlt sich schuldig.

In einem Dorf. Unser Gruppe steht vor dem Rathaus, eine Amtsperson zeigt die Straße lang ... Unsere Gruppe setzt sich in Bewegung und geht in die angegebene Richtung.

Kleines Häuschen auf einem Hügel. Endlich hat unsere Gruppe ein Quartier gefunden, in dem es sich aushalten lässt. Auch die Verpflegung ist einigermaßen gesichert. Die Kinder haben Läuse und die Krätze. Den Erwachsenen geht es aber auch nicht viel besser. Dem kleinen Wolfgang werden seine schönen Locken abgeschnitten. Erich bekommt eine Glatze ... Und dann werden sie mit einer schwarzen Salbe eingeschmiert. Das Jucken hat damit aber noch lange kein Ende gefunden.

Vor dem Haus spielen Erich und Wolfgang. Sie backen Kuchen aus Sand. Der kleine Wolfgang isst einen Sandkuchen. Erich beobachtet ihn interessiert.

Wieder unterwegs, im Zug, zu Fuß, tagelang. Die Mutter bettelt, meistens ohne Erfolg, doch manchmal geben die Bauern ... Sie übernachten im Straßengraben oder in einer Scheune. Sie sind total verdreckt. Es juckt überall. Und die schwarze Salbe brennt wie Feuer ...

Waldrand. Erich und sein Bruder pflücken tiefrote, herrlich schmeckende Walderdbeeren. Ihre Mutter und die Tante stehen am Waldrand und reden ... Es blitzt und donnert. Alle drängen sich eng zusammen. Die Frauen zittern vor Angst. Erich hat das Gefühl, dass er sie beschützen müsse.

Amtsstube. Eine Amtsperson redet mit der Mutter, dann gibt er ihr ein Papier. Sie bedankt sich ... Erich schaut sich in der Amtsstube um. Eine Frau schreibt auf einer Schreibmaschine.

Unsere Gruppe steht vor einer Villa, daneben ist eine Fabrik. Hier sind sie also eingewiesen worden. Die Mutter klingelt ... Frau Stammer öffnet. Sie mustert die Flüchtlinge von oben bis unten, dann sagt sie: »Tag!« Die Gruppe geht langsam ins Haus.

Die Mutter, Erich und Wolfgang gehen eine Holzterrasse hoch. Auf ihr liegt ein roter Teppich. Am Fuße der Terrasse steht Frau Stammer und schaut den Flüchtlingen nach ...

Die Mutter und Erich sehen sich in ihrem Zimmer um. Es ist winzig klein, hat ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle ... Die Mutter setzt sich aufs Bett. Erich geht zu ihr. Sie streichelt über seinen Kopf. Da beginnt der kleine Wolfgang zu weinen. Die Mutter nimmt ihn auf dem Arm ... Langsam wird er still. Erich drängt sich ganz dicht an die Mutter ... Und so sitzen sie eine ganze Weile.

Im Garten ist jemand

(aus: Als Oma und Opa ihren ersten Kaugummi bekamen ...)

Karsten ging in den Garten, um in der Sandkiste zu spielen. Plötzlich sah er einen Mann. Als er etwas näher ging, bemerkte er, dass der eine Uniform anhatte. Und er sah, dass diese vorn auf der Brust und auf dem Rücken ganz rot war. Der Mann drehte sich nach ihm um. Und Karsten sah, dass sein Gesicht ganz bleich war. Da hörte er seine Mutter rufen: »Komm sofort rauf!« Und der kleine Karsten lief schnell ins Haus.

Seine Mutter erzählte dem Vater, was vorgefallen war. Dann wurde überlegt, ob man denn nicht diesem armen Teufel was zu trinken geben solle, vielleicht etwas Wasser. Denn Verwundete haben immer großen Durst. Aber vielleicht könnte man ihm auch was zu essen geben. Wer weiß, wie lange der schon nichts mehr gegessen hat ... Doch dann sagten beide, dass das viel zu gefährlich sei. Einem russischen Kriegsgefangenen gebe man am besten gar nichts. Das erspare nur unnötige Scherereien. Am besten sei es, ihn einfach zu übersehen. Am nächsten Morgen ging Karsten wieder in den Garten. Doch der Russe war verschwunden.

Am Abend gab es Eier, eine Seltenheit in dieser Zeit. Doch Karsten hatte keinen Hunger. Seine Mutter drängte ihn, doch endlich was zu essen. Doch Karsten wollte nicht. Da fütterte ihn seine Mutter, und Karsten aß alles auf, er konnte halt nicht genug davon kriegen.

* * *

Der kleine Willi

(aus: Als Oma und Opa ihren ersten Kaugummi bekamen ...)

Seinen ersten Schultag erlebte der kleine Willi im Herbst 44. Eines Tages stand er mit mehreren Kindern vor dem Portal der Schule und hielt eine Zuckertüte in der Hand. Ein Fotograf baute sich vor ihnen auf und schrie: »Lächeln! Immer schön lächeln!« Sein Klassenlehrer wurde ein gewisser Herr Winkler. Der war eigentlich ganz in Ordnung. Denn er griff nur ganz selten zum Rohrstock. Außerdem hatte er die Angewohnheit, zu Beginn einer jeden Schulstunde lang und breit über die politische Lage zu dozieren. Besonders gern redete er vom Endsieg und den vielen Wunderwaffen. Aber die Front kam näher und näher. Und kein Endsieg wollte sich einstellen. Auch wurden keine Wunderwaffen abgefeuert. Oft sah Willi in den strahlend blauen Himmel und dachte: »Bei dieser guten Sicht könnte man doch endlich mal so'n paar Dinger abschießen. Wo bleiben sie denn nur?«

Willi konnte beobachten, wie Soldaten, die Zwickau verteidigen sollten, abgezogen wurden. Als er das seiner Mutter sagte, verbot sie ihm das Wort. »Quatsch«, kreischte sie, »natürlich werden die uns beschützen. Deswegen sind die ja da.« Willi wusste nicht mehr, was er glauben sollte. Hatte seine Mutter nicht gesagt, er solle nur ja immer seine Augen und Ohren offenhalten? »Am besten ich glaube an ein Wunder«, sagte er sich, »die Erwachsenen machen das ja auch«. Und er glaubte fest daran, dass man schon bald die Wunderwaffen einsetzen würde. »Und dann ist der Endsieg unser.«

Dann rückten die Amerikaner in Zwickau ein, diese Mordbrenner und Kinderschänder, wie der Lehrer immer sagte. Der kleine Willi musste sofort denken: »Jetzt werden wir alle windelweich geschlagen. Ich und die Mama, vielleicht auch die Oma, obwohl sie doch schon so alt ist.« Doch die Amis schenkten den Kindern Schokolade und Kaugummi. Und seine Mutter fragte ständig, warum er denn nicht noch mehr mitgebracht hätte. Vielleicht könne er auch mal'n paar Zigaretten ergattern. Auf dem Schwarzen Markt stünden die hoch im Kurs.

Willi hatte bald herausgefunden, dass man sich nur möglichst oft in der Nähe der Amis herumtreiben musste. Und schon bekam man was geschenkt. Aber am meisten konnte man abstauben, wenn man sie anlächelte. Er brachte nun fast jeden Tag irgendwas nach Hause. Seine Mutter konnte gar nicht genug davon kriegen. Aber wie erstaunt war er, als er eines Tages sah, dass sein Lehrer amerikanische Zigaretten rauchte.

Ein paar Monate später rückten die Amis wieder ab. Und es dauerte gar nicht lang, da kamen die Russen. Wie die schon aussahen! Und das sollten die Befreier sein? Denn überall konnte man nun lesen und hören, dass die siegreiche Sowjetarmee Deutschland vom Faschismus befreit hätte. Willi wusste sofort, dass bei denen nichts abzustauben war.

In einer Nacht, als alles schon still war, schlugen die Russen gegen die Eingangstür. Dann hörte sie Willi durch's Haus laufen. Dabei machten sie einen fürchterlichen Krach. Seine Mutter nahm ihn in den Arm und begann zu beten. Aber dieses Gebet hatte Willi noch nie gehört. »So konnte man also auch beten«, dachte er, »so unverständlich und so laut.« Denn seine Mutter flüsterte manchmal irgendwelche Worte, dann aber wurde sie wieder ziemlich laut. Und an einer Stelle schrie sie sogar fast auf. Trotzdem konnte Willi den Text des Gebetes kaum verstehn. Aber er verstand sich doch auf Gebete. Denn jeden Sonntag ging er mit seiner Oma in die Kirche. Er kannte sogar schon einige auswendig. Zum Beispiel das »Vater unser« und das »Gegrüßet seist du, Maria«. Willi versuchte erst gar nicht, der Mutter nachzusprechen, das hätte er sowieso nicht geschafft. Er sprach das »Vater unser«. Und als er das zu Ende gesprochen hatte, begann er irgendwas zu sagen, was ihm gerade so einfiel ... Dann wurde es wieder ganz still im Haus. Seine Mutter wischte sich die Tränen ab und sagte: »Sie sind weg.« Plötzlich musste Willi laut weinen. So sehr er sich auch bemühte, er konnte einfach nicht mehr aufhören. Seine Mutter nahm ihn in den Arm und sagte: »Es ist alles vorbei.«

Willis Vater war in Kriegsgefangenschaft geraten, das jedenfalls behauptete seine Mutter. Und wenn Willi fragte, wann er denn endlich zurückkommen werde, sagte sie immer: »Bald, kann gar nicht mehr lange dauern«. Und meistens sagte sie noch: »Vergiss nicht, für ihn zu beten, dass du das auch ja nicht vergisst.« Und Willi betete für seinen Vater. Er sagte zum Beispiel: »Lieber Gott, lass meinen Vater bald wiederkommen. Und wenn du ihn'n bisschen später kommen lässt, so ist das auch nicht schlimm. Man kann ja nicht immer pünktlich sein.« Willi hatte nämlich Angst vor seinem Vater. Weil er ihn gar nicht kannte. Seine Mutter versuchte zwar, ihm zu erklären, was das für ein lieber und guter Mann sei. Aber Willi konnte sich beim besten Willen unter seinem Vater nichts vorstellen. »Vielleicht hat er einen Bart«, musste er denken. Und schüttelte sich vor Ekel. »Oder er ist sehr streng und kontrolliert meine Hausaufgaben.« Bei diesem Gedanken bekam er sofort ein schlechtes Gewissen und er begann, gleich wieder zu beten: »Hoffentlich hat er auch immer was zu essen. Und muss nicht groß frieren.« Denn in Sibirien, das hatte er gehört, sei es immer so schrecklich kalt. Sibirien! Wie das schon klang. Alle Leute schienen Angst vor Sibirien zu haben. Und natürlich auch vor den Russen. Es schien so, als wären die Russen und Sibirien eins.

Im Herbst 1947 starb seine Oma. Willi fand sie in der Küche. Sie lag auf dem Boden und ihre Augen schauten ganz starr zur Decke. Sofort musste er denken: »Warum hat sie sich denn umgebracht?« Am Abend erklärte ihm seine Mutter, dass seine Oma an Altersschwäche gestorben sei. Doch Willi konnte das nicht glauben. Seine Oma alt und schwach? Hatte sie ihn denn nicht vorgestern noch verprügelt? Den ganzen Tag hatte er seine Backe gespürt, so fest hatte sie zugeschlagen, diese altersschwache Oma ... Auf einmal sagte seine Mutter, und Tränen schossen ihr ins Gesicht: »Glaub mir, deine Oma hat sich ganz bestimmt nicht umgebracht. Sowas hätte sie nie

gemacht. Das tun nur Feiglinge. Dein Onkel war zum Beispiel so einer. Dieser Kerl hat sich tatsächlich umgebracht, sich, seine Frau und seine Tochter. Nur weil er Angst vor den Russen hatte. Haben wir denn keine Angst gehabt? Aber deswegen haben wir uns doch nicht gleich alle umgebracht ...« Willi wunderte sich, dass seine Mutter plötzlich so laut und heftig redete. Und dass sie über den Onkel schimpfte. Und dass sie sich kaum noch ein-kriegte, so sehr schimpfte sie über diesen Feigling, der es ablehnte, ein richtiger Mann zu sein. Hatte sie denn ihn nicht immer ermahnt, nur Gutes über andere zu sagen?

Willi besuchte seine Oma fast jeden Tag auf dem Friedhof. Und manchmal brachte er ihr auch ein paar Blumen mit. Hatte er jedoch die Blumen vergessen, dann beruhigte er sein Gewissen damit, dass er sagte: »Dafür werde ich ihr nächstes Mal einen ganz besonders schönen Strauß schenken. Ich darf's nur nicht wieder vergessen.« Vor dem Grab faltete er die Hände, schloss die Augen und begann zu erzählen. Was ihm gerade so durch den Kopf ging. Natürlich erzählte er ihr auch von seinen Sorgen. Er erzählte zum Beispiel von seinem Freund Ulli. »Der sagt, dass sein Vater zum Cowboy ausgebildet wird. Soll ich das glauben?« Und die Oma sagte: »Quatsch! 'n Kriegsgefangener sitzt im Lager, zählt die Läuse und löffelt aus einem Blechnapf. Der wird doch nicht in der Gegend herum reiten und mit einem Lasso hantieren. Das ist erstunken und erlogen!« Und Willi: »Aber der ist doch in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, das stimmt wirklich. Ich hab einen Brief gesehn, mit diesen schönen Marken drauf ...« Da sagte seine Oma: »Der will doch nur angeben mit seinem Vater.« Aber Willi konnte sich mit dieser Antwort nicht zufrieden geben. »Und was soll ich von meinem Vater erzählen? Der ist doch in Sibirien. Da gibt's nicht viel zu erzählen.« »Sag ihm«, sagte seine Oma, »dass man in Sibirien auf Jagd gehen kann, auf Bärenjagd. Oder noch besser, auf Tigerjagd. Nur in Sibirien gibt's sibirischen Tiger.«

Aber das war nicht das einzige Problem, das Willi beschäftigte. Ein ebenso großes hatte er zur Zeit mit seinem Klassenlehrer, diesem Winkler. Der setzte nämlich alles daran, ihn und seine Klassenkameraden für die Jungen Pioniere zu werben. »Soll er doch werben«, sagte seine Oma, »du gehst da nicht rein. Zwingen kann er dich ja nicht.« Wenn seine Oma nur wüsste ...! Aber zum Glück wusste sie nicht, was ihn wirklich beschäftigte. Er wäre nämlich zu gerne da reingegangen. Aber seine Mutter war absolut dagegen. Und jetzt sagte auch noch seine Oma, dass er davon die Finger lassen sollte. »Aber der Lehrer drängt doch so«, sagte er. »Ich kann den doch nicht noch länger hinhalten. Was soll ich denn nur machen?« »Gar nichts«, sagte die Oma, »soll er drängen, bis er schwarz wird. Du gehst da jedenfalls nicht rein. Bist doch kein Kommunist«. Ach, wenn seine Oma nur gewusst hätte, wie gern er ein Junger Pionier geworden wäre! Aber er traute sich nicht, ihr das zu beichten ...

Die Jungen Pioniere hatten ein feines Leben, das wusste Willi aus erster Hand sozusagen. Sein Freund, der Ulli, war nämlich da reingegangen. Und seitdem erzählte er immer voller Begeisterung, was sie da so alles machten. An den Wochenenden durften sie sogar zelten ... Zelten! Wie gern hätte er

auch einmal gezeltet. Dann hätte er bestimmt auch mal die Eulen gehört. Deren Schrei sollte doch so merkwürdig sein. In allen Büchern, die er gerade las, wurde dieser Schrei beschrieben. Diesen Schrei hätte er für sein Leben gern einmal gehört.

Die Jungen Pioniere durften auch ab und zu mit einem Luftgewehr schießen. Das war Willis Traum: einmal schießen können, mit einem richtigen Gewehr. Dann könnte er nämlich auch mit seinem Vater, von Mann zu Mann sozusagen, über das Schießen reden. Und wie man am besten jemanden umlegt. Und ob der Getroffene auch noch schreit ... All das interessierte ihn. Wie gern hätte er darüber mit seinem Vater geredet, falls der jemals wiederkommen würde. Und jetzt meinte seine Oma, dass er da auf keinen Fall reingehen dürfte.

Am nächsten Tag erzählte er, dass der Lehrer jetzt auch ganz genau wissen wollte, warum er denn nicht da reingehen wolle. »Der will richtige Gründe hör'n, stell dir das nur mal vor. Soll ich vielleicht dich und die Mama verpetzen? Und weisst du auch, was er noch gesagt hat? Jetzt halt dich gut fest ... Nur die weigern sich, die was gegen unseren Staat haben. Hat der gesagt ...« Doch seine Oma ließ sich auch dadurch nicht erweichen. Und dann brachte Willi sein allerletztes Argument ins Spiel. »Wer was gegen den Staat hat, der kommt über kurz oder lang ins Gefängnis, erwischt werden alle. Hat der Lehrer auch gesagt ...« Aber soviel er auch auf seine Oma einredete, sie blieb hart.

Eines Tages erklärte sich Willi bereit, ein Junger Pionier zu werden. Zuhause druckste er tagelang herum. Er brachte es einfach nicht fertig, seiner Mutter die Wahrheit zu sagen. Dann ließ er sich eine Notlüge einfallen. Er sagte, dass die ganze Klasse in diese Organisation eintreten musste. Ausnahmslos. Das sei so verfügt worden, von ganz oben. Doch seine Mutter wollte das nicht glauben. »Ich werde in die Schule gehen«, sagte sie, »das soll mir der Lehrer mal ins Gesicht sagen, dieser Schuft.« ... Da beichtete Willi alles. Wie froh war er, dass sie ihm eine runterhaute. Was Besseres hätte ihm ja gar nicht passieren können. Ganz schlimm war es nämlich, wenn sie tagelang schwieg. Dann glaubte er jedesmal, dass er gleich sterben müsste ... Am nächsten Tag erklärte er seinem Klassenlehrer, dass er doch lieber kein Junger Pionier werden wolle. »Ist schon gut«, sagte der. Willi ging wie benommen an seinen Platz und fragte sich, warum er denn vor diesem Gespräch soviel Angst gehabt hatte.

Oft wurde Willi nach seinem Vater gefragt. Die ganze Welt schien sich für seinen Vater zu interessieren. Aber was sollte er denn sagen? Natürlich hätte er sagen können, dass sein Vater in Sibirien sei, wie so viele Kriegsgefangene. Doch das brachte er kaum noch über die Lippen. Denn irgendwie hatte er das Gefühl, dass das ja doch nicht stimmte. Also versuchte er, diesen Fragen aus dem Weg zu gehen. Und wenn man ihn trotzdem einmal fragte, dann murmelte er irgendwas vor sich hin ... Und dann konnte es schon mal passieren, dass die Leute ihm mitfühlend übers Haar strichen und ihn auch so komisch anschauten. Dann hätte er am liebsten losgeheult. Aber das durfte er ja nicht. Denn dann hätte er ihnen ja recht gegeben. Er

musste doch so tun, als würde er an die Rückkehr seines Vaters glauben. Also zwang er sich dazu, immer ganz zuversichtlich auf alle Fragen zu antworten. Doch je länger sein Vater abwesend war, desto weniger wollte ihm das gelingen. Eines Tages sagte er, obwohl er das ganz bestimmt nicht sagen wollte: »Ich glaub, mein Vater ist gefallen, der kommt nicht wieder ...« Zuerst merkte er gar nicht, was er da gesagt hatte. Doch dann fuhr ihm der Schrecken in alle Glieder. Und er hatte das Gefühl, dass er über seinen Vater das Todesurteil gesprochen hätte ...

Kurze Zeit später wurde im Lehrerzimmer eingebrochen. Sehr schnell stand fest, dass das eigentlich nur der Heinrich getan haben könnte. Der stammte nämlich aus einer schlechten Familie. Wie der schon gekleidet war! Außerdem bettelte er. In der großen Pause ging er von Schüler zu Schüler und fragte, ob er nicht was vom Schulbrot abbekommen könne. Man gab ihm auch manchmal was ab, aber niemals wirklich von ganzem Herzen. Einem heruntergekommenen Jungen gibt man eben nicht gerne was. Vor dem ekelte man sich sogar ein bisschen. Und es wurde auch gemunkelt, dass seine Mutter es mit vielen Männern habe. Ein Schüler sagte sogar, dass sie es mit Männern »treibe«. Willi konnte sich darunter aber nichts vorstellen. Und schon begann es in seinem Kopf zu arbeiten ... Er stellte sich vor, wie Heinrichs Mutter mit irgendwelchen Männern in einem Sandkasten spielte. Sie bauten Burgen, pinkelten in den Burggraben und wälzten sich im Sand herum. Und wurden dabei ganz schmutzig.

Der Lehrer fragte die Schüler, ob sie denn nicht was beobachtet hätten? Vielleicht hätten sie was gesehn, irgendsoeine Kleinigkeit, die Licht ins Dunkel bringen könne. Auch Willi wurde gefragt. Und er sagte: »Ja, den Heinrich hab ich gesehn. Der kam aus dem Lehrerzimmer.« Und als der Lehrer fragte, was er denn noch so alles gesehen hätte, da sagte Willi: »Der ging gebückt, als hätte er was gestohlen.« Willi sagte das, obwohl er wusste, dass das alles gelogen war. Aber warum tischte er denn dem Lehrer diese Lügen auf? In der Klassen hatten bereits fast alle gesagt, dass sie nichts gesehen hätte. Willi spürte, wie sich die Laune des Lehrers immer mehr verschlechterte. Er konnte auch beobachten, wie er auch immer langsamer durch die Klasse ging, als würde er ein schweres Gewicht tragen. Da tat ihm der Lehrer plötzlich leid. Und plötzlich hatte er das Gefühl, dass der Lehrer ganz fest damit rechnete, dass er ihm etwas über den Vorfall sagen würde. Konnte er ihn denn enttäuschen? Nein, das konnte er nicht. Und deshalb sagte er: »Ja, den Heinrich hab ich gesehn. Der war's.« Doch kaum hatte er das gesagt, bekam er ein fürchterlich schlechtes Gewissen. Ihm wurde auf einmal richtig schlecht. Zum Glück klingelte es gerade. Er stürzte aus dem Klassenzimmer, ging auf den Hof und atmetet tief, tief durch. Wie konnte er denn nur so blöd sein ...

Willi stand am Grab seiner Oma ... Ach, wie schämte er sich! Am liebsten wäre er gleich wieder nach Hause gegangen. Aber dann begann er zu erzählen. Zu seiner Überraschung hörte seine Oma ganz ruhig zu. Dann sagte sie: »Das hast du wieder in Ordnung zu bringen. Und zwar gleich morgen. Haust den Heinrich in die Pfanne, diesen armen Jungen. Hast du denn das nötig?« Am nächsten Tag ging Willi zu Herrn Winkler und sagte, dass er

sich doch nicht mehr so sicher sei, ob er den Heinrich gesehen hätte. Darauf sagte der Lehrer: »Bist 'n dummer Junge. Wie kann man denn nur so lügen. Schämst du dich eigentlich nicht?« Drehte sich um und ging aus der Klasse ... Das hatte er nun davon, dass er ihm helfen wollte! Und jetzt musste er sich auch noch schämen, wie auf Kommando, nur weil's der Lehrer gesagt hatte. Am liebsten hätte er sich gehohlet. Er war drauf und dran, sich wirklich eine runterzuhaun. Der Zufall wollte es, dass genau in diesem Augenblick der Schwächste der Klasse, der blöde Peter, seinen Weg kreuzte. Und dem haute Willi eine runter, ohne Vorwarnung, einfach so. Und der machte ihm auch den Gefallen, laut loszuplärren. Ach, das tat gut ...

Auf dem Nachhauseweg traf er seinen Freund Ulli. Dem erzählte er, dass er gerade auf dem Friedhof gewesen sei und das Grab seiner Oma in Ordnung gebracht hätte. Doch sein Freund wollte ihm das offenbar nicht so recht glauben. Denn er schaute ihn so zweifelnd an und pfiß durch die Zähne. Da sagte Willi: »Ich hab ihr auch'n paar Blumen gebracht, wunderschöne Rosen. Und weisst du auch, wo ich die her hab? Hab sie geklaut ...« Und er wunderte sich, wie leicht er plötzlich schwindeln konnte, ohne die geringsten Gewissensbisse. Er dachte: »Aber vielleicht stellen die sich ja doch noch ein. Muss nur lang genug warten.« Und er wartete und wartete, aber sie blieben tatsächlich aus. Auf einmal fühlte er sich ganz leicht. Und sofort begann er, seinem Freund eine Geschichte zu erzählen. »Das war gar nicht so einfach«, sagte er, »diese komischen Blumen zu klaun. Was glaubst du, was ich alles anstellen musste ...«

Und er erzählte eine Geschichte, die es nur so in sich hatte. So was hatte er noch nie erzählt! ... Und als er einmal eine kurze Pause machte, da sagte sein Freund: »Weiter! Erzähl weiter! Wie geht's denn aus?« Und Willi erzählte weiter. Er wollte überhaupt nicht mehr aufhören, so viele Dinge gingen ihm auf einmal durch den Kopf. Und wenn er glaubte, dass er zu einem Ende kommen müsse, fielen ihm wieder ganz neue Sachen ein. Ihm war, als könnte er stundenlang so weitererzählen. Und er spürte, dass er in Zukunft nie mehr Angst zu haben brauchte.

Willi wusste sofort, was los war. Er sah den Brief auf dem Tisch, sah seine Mutter an und dachte: »Der Vater ist tot.« Und so war es auch. Das Rote Kreuz hatte herausgefunden, dass sein Vater im Frühjahr 45, kurz vor dem Ende des Krieges, gefallen war. Als ihn seine Mutter fragte, ob er denn nicht was essen wolle, setzte er sich an den Tisch und langte kräftig zu. Aber gleich musste er denken: »Aber wie kannst du denn nur essen, an so einem Tag? Das ist doch kein gewöhnlicher Tag, soeben hast du erfahren, dass dein Vater tot ist.« Seine Mutter stand am Fenster und weinte. Sollte er vielleicht mit weinen? Aber vielleicht sollte er sie lieber trösten? Willi ging zu ihr und schaute aus dem Fenster.

Auf der Straße sah er einen Hund, der gegen eine Toreinfahrt pinkelte. Die alte Hiller aus dem gegenüberliegenden Haus humpelte die Straße lang. Und irgendwo wurde Musik gemacht. Am liebsten hätte er jetzt seine Mutter umarmt, doch das traute er sich nicht. »Dann sag doch wenigstens was«, dachte er, »irgendwas Liebes musst du ihr doch sagen.« Stattdessen dachte er daran,

wie er den blöden Peter wieder mal verdroschen hatte. Auch musste er daran denken, dass sie morgen eine Arbeit in Rechnen schreiben würden ... Dann sagte er: »Wenigstens in Kriegsgefangenschaft ist er nicht geraten.« Und sofort wusste er, dass er etwas ganz anderes hätte sagen müssen.

Willi und seine Mutter gingen auf den Friedhof. »Warum, sagt sie denn nichts«, dachte er, »es gibt doch soviel zu sagen, jetzt, wo der Vater wirklich tot ist. Und wenn sie schon nichts sagen möchte, dann könnte sie mich doch wenigstens'n bisschen ausschimpfen. Aber nicht mal das macht sie. Was hab ich denn verbochen?« Die Mutter stellte ein paar Blumen auf's Grab. Und um nicht einfach nur rumzustehen, begann der kleine Willi mit einer Schaufel das Grab umzugraben. Da endlich sagte seine Mutter: »Lass den Unsinn!« Aber Willi war froh, dass sie überhaupt was sagte. Am Abend ermahnte sie ihn, für seinen Vater zu beten. Und Willi betete, was ihm gerade so einfiel. Eigentlich wollte er ja nicht petzen, trotzdem sagte er: »Bin ich denn schuld an deinem Tod? Ganz bestimmt nicht. Doch die Mutter gibt mir das andauernd zu verstehn.« Dann sagte er gleich. »Natürlich nicht. War nur so'n blöder Gedanke, entschuldige ...«

Seitdem hatte Willi das Gefühl, er müsse auf seine Mutter aufpassen. Wie unvorsichtig sie auch manchmal war! Beim Fensterputzen lehnte sie sich zum Beispiel ganz weit hinaus ... Wie konnte sie denn nur sowas machen! Er verbot ihr, in Zukunft überhaupt noch mal die Fenster zu putzen. Das werde er von nun ab machen, schließlich sei er alt genug. Er ermahnte sie auch immer wieder, doch etwas mehr auf ihre Gesundheit zu achten. Wie schnell könne man krank werden. Und was dann? »Willst du denn ins Krankenhaus? Und was soll ich solange machen?« Trotz dieser Ratschläge, die er ihr ständig gab, hatte er manchmal große Angst um sie ... Dann musste er denken: »Was wird denn aus mir, wenn sie eines Tages nicht mehr da sein sollte? Ich hab doch nur noch sie ...« Und dann sagte er vielleicht: »Iss nicht soviel Zucker, ist doch ungesund.« Oder er sagte: »Jetzt hetzt doch nicht so. Wer wird denn immer gleich so hetzen?«

In der Klasse hatte er bald den Spitznamen »Muttersöhnchen« weg. Doch das störte ihn nicht sonderlich. Nur wenn der blöde Peter es wagte, ihn so anzureden, dann gab's Prügel. Und Willi hatte das Gefühl, dass er sich jetzt für alles endlich mal rächen könnte. Dann schlug er dem armen Peter auch schon mal mitten ins Gesicht. Und wenn er dabei die Nase traf, und sie anfang zu bluten, dann hatte er ein unbeschreibliches Gefühl ...

Aber der Tod seines Vaters hatte auch etwas Gutes. Denn jetzt kümmerte sich seine Mutter etwas mehr um ihn. Und Willi lernte auch, sie zu trösten. Er konnte sie sogar nach einiger Zeit in die Arme nehmen. Und ihr die Tränen vom Gesicht wischen. Aber dann kam er sich auch gleich wieder etwas blöde vor. Und er sagte: »Wer wird denn gleich weinen. Das tut man doch nicht.« Und wenn seine Mutter nicht reagierte, dann nahm er sie ganz fest in den Arm und sagte: »Ich bin ja auch noch da. Wir werden das schon schaffen, nur keine Angst.«

Willi II

Der kleine Willi stand vor dem Portal eines großen Gebäudes. In beiden Händen hielt er eine Zuckertüte. Die war so groß, dass man ihn dahinter kaum noch sehen konnte. Und weil er ein bißchen verträumt dreinschaute, zeigte der Fotograf mit spitzen Fingern auf ihn und schrie: »Lächeln! Immer schön lächeln!«

Willi lächelte.

Seine Mutter, die wenige Meter entfernt stand, lächelt auch. Später, als er den Schulkameraden ein paar Bonbons abgeben wollte – es gab nämlich einige Kinder, die hatten keine Zuckertüte – da fuhr seine Mutter dazwischen und schubste ihn unsanft weg.

»Wir haben selber nichts!«, sagte sie und zerzte den kleinen Willi nach Hause.

Sein Klassenlehrer wurde ein gewisser Herr Winkler. Der trug eine große schwarze Brille auf der Nase und hatte ganz dünne Haare. Darunter konnte man die nackte Kopfhaut sehen. Und die war übersät mit vielen roten Sommersprossen.

Eigentlich war der Lehrer ja ganz in Ordnung, denn er griff nur ganz selten zum Rohrstock. Man musste schon einiges ausgefressen haben, bevor der Stock zum Einsatz kam. Aber auch dann schlug der gestrenge Herr Lehrer nicht allzu kräftig zu. Er tat eigentlich nur so. Trotzdem gab es einige Kinder, die schrien ganz fürchterlich laut, wenn es Prügel setzte. Der Lehrer bekam darüber so einen Schreck, dass er sich die Brille von der Nase riss und nervös über seine dünnen Haare fuhr.

Auch hatte er die Angewohnheit, zu Beginn einer Schulstunde über die politische Lage zu dozieren. Besonders gern redete er vom Endsieg und den vielen Wunderwaffen.

Willi war nämlich im Jahre 44 eingeschult worden, und damals herrschte Krieg, der II. Weltkrieg. Überall wurde gekämpft, an allen Fronten. Aber die Sache der Deutschen stand damals nicht mehr allzu gut. Es war eigentlich nur noch eine Frage der Zeit, wann Deutschland besiegt werden würde. Das durfte man aber nicht laut sagen, nicht einmal denken durfte man das. Wer's dennoch tat, der konnte sehr schnell abgeholt werden, von der Geheimen Staatspolizei, der Gestapo, wie sie auch genannt wurde. Und viele sind nicht wiedergekommen. Wer weiß, was mit denen passiert ist.

»Was ist eine Wunderwaffe«, fragte der Lehrer zum x-ten Male. Aber bevor sich noch ein Schüler melden konnte, sagte er: »Nur die Deutschen haben diese Waffen. Deswegen werden wir ja auch so gefürchtet in aller Welt. Kommen die zum Einsatz, dann Gnade Gott ... Und der Endsieg ist unser. Kapiert?« Und alle in der Klasse nickten.

Aber die Front kam näher und näher. Jeden Tag konnte Willi im Radio hören, dass die deutschen Truppen wieder einen Rückzug angetreten hätten. Doch der Endsieg sei nur noch eine Frage der Zeit.

Oft sah Willi in den stralend blauen Himmel und dachte: »Ideales Wetter. Wunderwaffenwetter. Jetzt müsste man so 'n Ding abschießen. Wo bleiben sie denn nur?«

Eines Tages konnte Willi beobachten, wie die Soldaten, die Zwickau verteidigen sollten, abgezogen wurden. Und zwar ganz schnell. Die hatten es so eilig, dass einige Soldaten sogar in Unterhosen auf die Lastwagen sprangen.

Sofort lief er nach Hause und wollte seiner Mutter erzählen, was er gerade gesehen hatte.

»Quatsch!«, kreischte sie, »natürlich werden die uns beschützen, deswegen sind die ja auch da.«

Doch die waren ja gar nicht mehr da. Er hatte doch gerade gesehen, wie sie fluchtartig die Stadt verlassen hatten. Warum wollte sie denn nicht begreifen, dass die Sache mit dem Endsieg auf sehr wackeligen Beinen stand?

Willi wusste nicht mehr, was er denken sollte.

»Am besten, ich denk gar nichts mehr.« Aber nichts zu denken, war gar nicht so einfach. Er hatte doch gerade gesehen, dass die Soldaten abgehauen waren. Auch hatte er gehört, was sie gebrüllt hatten. »Nichts wie weg!«, brüllten sie. »Schneller, verdammt noch mal. Gleich werden wir überrollt ...«

Warum sollte denn nicht wahr sein, was er gesehen und gehört hatte? Wie oft hatte seine Mutter gesagt, er solle nicht so verträumt dreinschauen. Er hätte gefälligst seine Augen und Ohren möglichst weit aufzusperrn!

Und noch was fiel ihm auf. Die meisten Erwachsenen schienen noch immer an den Endsieg zu glauben. Und jeden Tag glaubten sie mehr daran. Denn je näher der Feind kam, um so größer wurde ihr Glaube.

»Komisch«, dachte der kleine Willi, »haben die denn alle den Verstand verloren?« Aber das wagte er natürlich nicht laut zu sagen. Nicht einmal seiner Oma sagte er das. Obwohl die, das wusste er ganz genau, an diesen Endsieg noch nie so recht glauben wollte.

Dann rückten die Amerikaner in Zwickau ein, diese Mordbrenner und Kinderschänder, wie der Lehrer immer sagte. Der kleine Willi musste sofort denken: »Jetzt werden wir alle windelweich gehaun. Ich, die Mama, vielleicht auch die Oma, obwohl die doch schon so alt ist.«

Doch die Amis schenkten den Kindern Schokolade und Kaugummi. Aber wer da glaubt, dass den Kindern diese leckeren Dinge nur so nachgeworfen wurden, der irrt gewaltig. Denn dafür mussten sie schon einiges tun.

Willi hatte nämlich bald herausgefunden, dass man sich nur möglichst oft in der Nähe der Amis herumtreiben musste. Das war sozusagen die Grundvoraussetzung. Und wenn man dann noch wagte, sie anzulächeln, dann hatte man gute Chancen, einen Riegel Schokolade oder ein Päckchen Kaugummi zu ergattern.

Einmal sagte er wie zufällig »How do you do« und schon drückte ihm ein Soldat eine Schachtel Zigaretten in die Hand. Endlich hatte er Zigaretten! Willi war glücklich.

Denn seine Mutter fragte ständig, warum er denn nicht auch mal 'n paar Zigaretten abstauben könnte, an besten gleich 'ne ganze Schachtel. Für Zigaretten bekäme man nämlich alles auf dem Schwarzen Markt. Sogar Butter. Oder einen ganzen Schinken. Zigaretten waren die wahre Währung in dieser Zeit.

Stolz ging er nach Hause. Und stolz präsentierte er seiner Mutter die Beute.

»Willi!«, jauchzte sie und fiel ihm um den Hals.

Soviele Küsse wie an diesem Tag hatte er schon lange nicht mehr kassiert. Er war selig! Und das nur wegen ein paar lumpiger Zigaretten.

Nun brachte er fast jeden Tag irgendwas nach Hause. Er wollte sich doch noch ein paar Küsse verdienen. Und er wusste natürlich auch, dass man als Besitzer von Zigaretten ganz anders angesehen wurde. Plötzlich war er nicht mehr der kleine, freche Junge. Plötzlich war er sowas wie der Ernährer der Familie.

Gleich nach Schulschluss rannte er los. Wo waren die Amis? Wie hatte er sie am besten anzusprechen? Sollte er nicht doch lieber noch mehr lächeln? So ein Lächeln wirkte Wunder, vorausgesetzt, man konnte gut und ausdauernd lächeln. Die Mädchen hatten es da natürlich leichter. Die konnten das aus dem ff.

Doch wenn ihre Konkurrenz zu groß wurde, dann gab's schon mal 'n paar Tritte. In dieser Zeit galten eben andere Gesetze. Jeder war sich selbst der nächste.

»Die Zeiten sind schlecht«, sagte seine Mutter. »Da muss jeder sehn, wo er bleibt.«

Aber je mehr er brachte, desto weniger wurde er geküsst. Und er überlegte, wie er noch mehr ranschaffen konnte, denn er wollte doch geküsst werden! So eine Chance kam so schnell nicht wieder.

Wie er sich die Hacken abrannte! Hier ein paar Zigaretten, da eine Tafel Schokolade. Aber das ganz große Ding wollte ihm einfach nicht gelingen. Wie gerne hätte er mal 'ne ganze Stange Zigaretten nach Hause gebracht!

Die Jungs aus der Nachbarschaft hatten da entschieden mehr Glück. Wie die das wohl geschafft hatten? Doch die dachten gar nicht daran, ihre Geschäftsgeheimnisse zu verraten.

Ein paar Monate später rückten die Amis wieder ab. Und es dauerte gar nicht lang, da kamen die Russen. Wie die schon aussahen! Und das sollten die Befreier sein? Denn überall konnte man nun hören und lesen, dass die siegreiche Sowjetarmee Deutschland vom Faschismus befreit hätte. Auch sein Lehrer sagte das und rauchte eine amerikanische Zigarette dabei.

Wie verändert die Leute plötzlich waren! Alle schienen Angst zu haben. Und jeder vermied es, mit den Russen in Kontakt zu kommen. Willi konnte mehrfach beobachten, wie selbst Männer einen großen Bogen um die Befreier machten.

Nur die Kinder hatten keine Angst. Auch Willi nicht, obwohl ihm seine Mutter immer wieder einbleute, ihnen doch ja nicht zu nahe zu kommen. Was war denn schon dabei, wenn sie einem mal durch's Haar fuhren? War

das denn wirklich so schlimm? Schade war's allerdings, dass es keine Schokolade gab. Und auch keine Kaugummis.

»Ach, die haben doch selber nichts«, dachte der kleine Willi. Wer so aberissen und verdreckt durch die Gegend läuft, der hat eben nichts zu verschenken.

Er hütete sich allerdings, seiner Mutter von den gelegentlichen Begegnungen mit den Befreiern zu erzählen. Selbst seiner Oma sagte er nichts. Denn die war der Meinung, dass alle Russen Läuse hätten. Eine Nachbarin erklärte sogar, dass sie kleine Kinder stehlen würden.

Eines Abends, kurz vor dem Zubettgehen, wurde gegen die Eingangstür geschlagen. »Das sind die Russen«, flüsterte seine Mutter. Dann hörte Willi, wie irgendwelche Leute durchs Haus rannten. Wieder flüsterte sie: »Die Russen!«

Dann nahm sie ihn in den Arm und begann zu beten. Aber dieses Gebet hatte er noch nie gehört. Denn manchmal flüsterte sie, dass er auch beim besten Willen nichts verstehen konnte. Und dann wurde sie wieder ziemlich laut.

Das Schlimme war, dass sie weinte. So hatte Willi seine Mutter noch nie erlebt! Sie weinte und betete! Und rang ab und zu die Hände. Willi versuchte, ganz ruhig zu bleiben. »Nur nicht losplärren«, sagte er sich. Und er betete ganz schnell ein »Vater unser«, das konnte er nämlich schon auswendig.

Als er damit fertig war, spürte er ein Würgen im Hals. Gleich würde er losweinen. Deshalb betete er noch schnell ein »Gegrüßet seist du, Maria«. Und dann betete er wild dauflos, gerade was ihm so einfiel. »Nur weiterbeten«, dachte er, »beten ist immer noch besser als heulen. Es reicht doch, wenn die Mutter weint. Einer muß doch die Fassung behalten.«

Der Lärm im Hause wurde immer lauter. »Jetzt laufen sie über den Dachboden«, sagte seine Mutter.

»Was suchen die denn da«, fragte Willi?

»Du bist still«, zischte seine Mutter. Und betete weiter. Auch Willi fing wieder an zu beten.

Die Russen trampelten die Treppen runter und schlugen gegen die Türen. Immer wieder und wieder, so dass es im ganzen Hause hallte.

»Wo ist denn die Oma«, flüsterte seine Mutter?

Und Willi dachte: »Aber die Oma kann uns ja auch nicht helfen.«

Dann wurde es still. Seine Mutter wischte sich die Tränen ab und sagte: »Sie sind weg.«

Plötzlich musste Willi weinen. Er wusste selber nicht, warum. Jetzt, wo doch alles vorbei war, heulte er Rotz und Wasser.

Der Krieg war beendet. Die ersten deutschen Soldaten kehrten heim. Nur Willis Vater wollte nicht nach Hause kommen.

»Der ist in Kriegsgefangenschaft«, erklärte die Mutter.

»Aber warum schreibt er denn nicht«, fragte Willi?

»Das geht eben nicht so schnell. Der ist in russischer Gefangenschaft. Und da dauert es eben'n bißchen länger.«

Viele Klassenkameraden erzählten nämlich, dass ihre Väter schon geschrieben hätten. Auch Ulli, Willis Freund, berichtete immer wieder davon. Und voller Stolz sagte er: »Mein Vater ist drüben, über'm großen Teich. Dem geht's gut da drüben, im Wilden Westen.«

Nur die Oma schien so ihre Zweifel zu haben. Denn jedesmal, wenn die Mutter davon sprach, dass der Vater bald wiederkommen würde, sagte sie kein Wort. Komisch! Das war doch sonst nicht ihre Art! Sie gab ja zu allem ihre Kommentare ab, ob's die Leute nun hören wollten oder nicht. Nur bei diesem Thema sagte sie kein einziges Wort.

Manchmal hatte Willi das Gefühl, dass mit seinem Vater doch irgendwas nicht stimmte. Er hatte für seinen Vater zu beten, das erwartete seine Mutter von ihm.

Und Willi betete. Er sagte zum Beispiel: »Lieber Gott, lass meinen Vater bald wiederkommen. Und wenn er'n bisschen später kommt, ist das ja auch nicht so schlimm«

Willi hatte nämlich Angst vor seinem Vater. Denn er kannte ihn ja gar nicht. Er konnte sich beim besten Willen nicht mehr an ihn erinnern. Immer wieder schaute er sich Fotos an. Doch die waren schon viele viele Jahre alt. Sein Vater steckte in einer Uniform. Und blickte immer ganz ernst drein.

»Nein, den kenn ich nicht«, sagte er. Seine Mutter sagte dann: »Aber das ist doch dein Vater!«

»Vielleicht hat er sogar einen Bart«, dachte er. Und schüttelte sich vor Ekel. Denn Bärte konnte er nicht ausstehen. Die hasste er sogar. Oder er dachte: »Sicher wird er meine Hausaufgaben kontrollieren.« Bei diesem Gedanken wurde ihm ganz mulmig.

Aber da bekam er sofort ein schlechtes Gewissen. Über seinen Vater hatte man ja nur Gutes zu denken. Deswegen betete er ganz schnell: »Hoffentlich hat er auch immer was zu essen. Und muss nicht groß frieren.«

Denn für ihn war es ausgemachte Sache, dass sein Vater in Sibirien war. Aber dort sollte es ganz fürchterlich kalt sein. Das sagten jedenfalls alle Leute. Und die hatten auch Angst, wenn sie von Sibirien sprachen. Auch hatten sie Angst vor den Russen. Fast schien es so, als wären die Russen und das weite kalte Sibirien eins.

Willi hasste Sirup, dieses braune klebrige Zeug. Denn jeden Tag gab's Sirup. Auch am Sonntag. Eigentlich immer. Manchmal träumte er sogar schon davon. Wie gerne hätte er wieder mal'n bisschen Butter auf's Brot geschmiert. Doch Butter hatten sie nicht. Dafür gab's Sirup, soviel er wollte.

»Sei froh, dass wir überhaupt was haben«, sagte seine Mutter.

Den Sirup machte sie selber. Aus Zuckerrüben. Aber die mussten erst mal besorgt werden, was gar nicht so einfach war. Dann mussten sie gesäubert und geschält werden. Und schließlich und endlich wurden sie eingekocht. Stundenlang dauerte das. Und Willi hatte Kohlen nachzuschieben oder Holz. Die ganze Küche stank nach dem Zeug.

Manchmal schwärmte seine Mutter von Eiern. Eier schienen ihre große Leidenschaft zu sein. »Früher«, sagte sie, »hab ich Eier gegessen, soviel ich wollte. Stell dir vor, zwei Stück am Tag. Ach, waren das noch Zeiten ...« Und

wenn sie besonders ins Schwärmen geraten war, dann konnte sie sich auch lang und breit über Kaffee auslassen. Denn sie trank für ihr Leben gern schönen schwarzen Bohnenkaffee.

Das Problem war nur: Es gab keinen Kaffee. Sicher, auf dem Schwarzen Markt gab's so gut wie alles, also auch Kaffee. Nur was sollten sie dafür eintauschen, sie hatten ja so gut wie nichts mehr? Und Kaffee war teuer. Da musste man schon einiges hinblättern. Nicht in Mark und Pfennig. Geld zählte nicht. Sondern in Naturalien. Silberbestecke waren 'ne Zeitlang sehr gefragt. Oder Pelzmäntel. Dafür konnte man schon was verlangen. Doch die Mutter hatte doch nur einen Pelzmantel. Sollte sie den vielleicht für Kaffee oder Butter opfern? Nein, das kam nicht in Frage.

Aber sie konnte ja wenigstens davon schwärmen. Das war ein guter Ersatz und es kostete auch nichts. Willi kannte diese Tiraden. Am liebsten hätte er gesagt: »Dann verzichtest du eben auf deinen Kaffee! Na, und?« Doch das sagte er natürlich nicht.

In der Klasse gab's welche, die hatten immer was dabei, richtig dicke Stullen mit Butter drauf. Willi rechnete ganz schnell hoch: Wieviele Pelzmäntel mussten dafür eingetauscht werden? Mindesten zwei, vielleicht sogar drei. Woher hatten bloß die Leute so viele Pelzmäntel?

Manchmal gab's Pferdefleisch. Aber eben nur manchmal. Aber dafür musste man sich stundenlang anstellen. Es war nämlich gar nicht so einfach, Pferdefleisch zu kriegen. Die halbe Stadt schien auf den Beinen zu sein, wenn der Metzger etwas davon hatte.

Seine Oma musste sich schon ganz früh anstellen, so gegen 5. Und später hatte sie Willi abzulösen, das war so gegen 8. Und dann kam seine Mutter, meistens kam sie zu spät und war außer Atem.

Manchmal bekam sie auch etwas Pferdefleisch, das war dann so gegen 12 oder noch später. Aber jede Familie erhielt nur eine ganz bestimmte Menge. Das war so Vorschrift.

Und wenn sie keins bekamen, dann war Willi schuld. Jawohl, das hatte er dann versiebt. Und das, obwohl er ganz brav anstand. Obwohl er immer schön brav in der Schlange blieb. Er traute sich nicht einmal auszutreten. Das hätte ja bedeuten können, dass er seinen Platz verlöre. Da biss er lieber die Zähne zusammen.

In was für Zeiten lebte der kleine Willi? Es waren keine guten Zeiten. Da musste er seine Zähne zusammenbeißen. Musste von einem Bein auf das andere hüpfen. Nur weil er nicht austreten durfte. Denn manchmal geschah es, dass sich irgendsoeine Hausfrau an ihm vorbeidrängte.

Was sollte er tun? Sollte er sie wieder zur Seite schubsen? Oder war es vielleicht sogar besser, sie vor allen anderen zusammenzubrüllen? Was sollte er denn nur machen? Er musste doch was tun. Denn schon hatte sich eine zweite Frau an ihm vorbeigedrängt. Aus seinen Augenwinkeln sah er, dass schon eine dritte auf seinen Platz spekulierte. Die guckte nämlich durch ihn regelrecht hindurch, als wäre er gar nicht mehr vorhanden. Das war das Zeichen! Er kannte diesen Gesichtsausdruck.

Und was machte er? Er machte gar nichts. Er stand nur da und verzog sein Gesicht. Am liebsten hätte er losgeheult. Doch nicht mal das getraute er sich. Er stand einfach nur da. Und die Welt zeigte ihm die kalte Schulter. Ja, die Zeiten waren nicht allzu günstig für einen kleinen Jungen.

Und wenn dann seine Mutter kam, völlig abgehetzt und nervös, dann stand er fast noch am Ende der Schlange. Wie oft gingen sie dann leer aus. Kein Pferdefleisch! Dafür gab's aber Vorwürfe.

Zum Glück hatte er ja noch die Oma! Wenn er die nicht gehabt hätte! Denn sie blieb manchmal etwas länger, leistete ihm sozusagen Gesellschaft. Und das, obwohl ihre Beine gar nicht mehr in Ordnung waren. Trotzdem blieb sie bei ihm stehen und achtete darauf, dass sich keiner vordrängte.

Dafür liebte er sie. Natürlich liebte er auch seine Mutter. Aber die Oma war so was wie'n richtiger Freund. Die Mutter war eben nur seine Mutter. 'n richter Freund, das war sie nicht.

Im Herbst 47 starb seine Oma. Willi fand sie in der Küche. Sie lag auf dem Boden und ihre Augen schauten ganz starr zur Decke. »Warum hat sie sich denn nur umgebracht?«

Am Abend erklärte ihm seine Mutter, dass sie an Altersschwäche gestorben sei. Doch Willi konnte das nicht glauben. Seine Oma alt und schwach? Hatte sie ihn denn nicht erst vorgestern noch vertrimmt? Den ganzen Tag hatte er seine Backe gespürt, so fest hatte sie zugeschlagen, diese altersschwache Oma.

Und dann sagte seine Mutter: »Glaub mir, deine Oma hat sich ganz bestimmt nicht umgebracht. So was hätte sie nie gemacht. Das tun nur Feiglinge. Wie dein Onkel zum Beispiel. Dieser Kerl hat sich erschossen, sich, seine Frau und seine Tochter. Nur weil er Angst vor den Russen hatte. Haben wir denn keine Angst gehabt? Aber deswegen haben wir uns doch nicht gleich umgebracht.«

Willi wunderte sich über seine Mutter. Sie schimpfte über den Onkel, diesen Feigling, der es abgelehnt hatte, ein richtiger Mann zu sein. Wie oft hatte sie ihn denn ermahnt, immer nur Gutes über andere zu sagen?

Seine Oma war tot, an Altersschwäche gestorben. Willi lag im Bett, wälzte sich von einer Seite auf die andere und versuchte einzuschlafen. Doch immer musste er an seine Oma denken. Wer würde ihm denn jetzt beim Pferdefleischkaufen helfen? Und wer würde ihm Geschichten erzählen?

Die letzte, die sie erzählt hatte, handelte von einem kleinen Häschen. Das hatte seine Mutter verloren und irrte nun auf einer Wiese herum. Da kam ein kleines Mädchen, sah das Häschen und nahm es mit nach Haus. Und pflegte es. Und fütterte es mit einer Milchflasche. Eines Tages, als das Häschen schon groß und kräftig war, sagte das Mädchen: »So, mein liebes Häschen, jetzt werde ich dich wieder freilassen. Hier im Haus wird es doch langsam zu eng für dich.« Sie nahm das Häschen, trug es in den Garten und ließ es frei. Das Häschen schaute das kleine Mädchen an und hoppelte weg, erst ganz langsam, dann immer schneller und schneller. Und dann war es verschwunden ...

Diese Geschichte fiel Willi ein. Und plötzlich musste er weinen. Er vergrub sein Gesicht im Kopfkissen und dachte an das kleine Häschen, das nun ganz allein irgendwo da draußen herumhoppeln musste. Auch an das Mädchen musste er denken, das sich soviel Mühe mit dem Tierchen gegeben hatte. Und es trotzdem wieder laufen ließ. »Ob ich das fertig gebracht hätte?«, fragte er sich?

Willi besuchte seine Oma fast jeden Tag auf dem Friedhof. Nur wenn's regnete, ging er nicht hin. Oder wenn er mit seinem Freund, dem Ulli, spielen wollte. Manchmal brachte er ihr auch'n paar Blumen mit. Hatte er sie jedoch vergesen, dann sagte er: »Dafür werde ich ihr nächstes Mal einen ganz besonders schönen Strauss mitbringen. Ich darf's nur nicht wieder vergessen.«

Vor dem Grab faltete er die Hände und begann zu erzählen. Was ihm gerade so einfiel. Und wenn er richtig in Fahrt war, dann konnte er schon mal mir den Händen herumfuchteln. Dann vergaß er auch, dass er auf dem Friedhof war und vor dem Grab seiner Oma stand.

Er erzählte zum Beispiel von seinem Freund, dem Ulli. »Der sagt, dass sein Vater zum Cowboy ausgebildet wird. Soll ich das glauben?«

»Quatsch«, sagte seine Oma. »'n Kriegsgefangener sitzt in einem Lager, zählt seine Läuse und löffelt aus einem Blechnapf. Der wird doch nicht in der Gegend herumreiten und mit einem Lasso hantieren. Das ist alles erstunken und erlogen.«

»Aber der ist doch in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Ich hab einen Brief gesehn, mit diesen schönen Marken drauf.«

Doch Willi konnte sich mit dieser Antwort nicht zufrieden geben. »Und was soll ich von meinem Vater erzählen? Der ist in Sibirien. Das gib'ts nicht viel zu erzählen.«

»Ach, der will doch nur angeben!«

»Sag ihm, dass man in Sibirien auf Jagd gehen kann, auf Bärenjagd. Oder noch besser, auf Tigerjagd. Nur in Sibirien gib'ts sibirische Tiger.«

Da gab es aber noch ein anderes Problem, mit dem sich Willi herum schlagen musste. Das beschäftigte ihn so sehr, dass er seit Tagen nicht mehr richtig schlafen konnte. Doch wie sollte er das seiner Oma sagen?

Es ging nämlich um folgendes: sein Klassenlehrer, dieser Winkler mit der großen Brille und den dünnen Haaren, setzte alles daran, ihn und seine Klassenkameraden für die Jungen Pioniere zu werben. Bis jetzt hatte Willi standhaft abgelehnt. Und warum hatte er das gemacht? Weil seine Mutter nicht wollte, dass er da reinginge. Obwohl er für sein Leben gern da reingegangen wäre ...

Sollte er damit seiner Oma auch noch auf die Nerven gehn? Er musste es ihr sagen! Vielleicht wusste sie einen Rat. Doch sie sagte nur: »Soll er nur werben! Du gehst da nicht rein. Zwingen kann er dich ja nicht.«

Auch seine Oma war dagegen! Warum hatte er denn bloß damit angefangen? Er hätte sich ohrfeigen können. Jetzt war es raus. Und ein Zurück gab es nicht mehr.

»Aber der Lehrer drängt doch so«, fuhr er fort. »Ich kann den doch unmöglich noch länger hinhalten. Was soll ich denn nur machen?«

»Gar nichts«, sagte seine Oma, »soll er drängen, bis er schwarz wird. Du gehst da nicht rein. Bist doch kein Kommunist.«

Ach, wenn seine Oma nur wüsste! Wie gerne wäre er ein Junger Pionier geworden. Aber er traute sich nicht, ihr das zu beichten ...

Die Jungen Pioniere hatten ein feines Leben. Das wußte Willi sozusagen aus erster Hand. Sein Freund, der Ulli, war da nämlich reingegangen. Und der erzählte ihm immer voller Begeisterung, was sie da so alles machten. An den Wochenenden durften sie sogar zelten.

Zelten! Das war sein Traum. Dann hätte er vielleicht auch mal den Schrei der Eule gehört. In allen Büchern, die er gerade las, wurde dieser Schrei beschrieben. Dieser geheimnisvolle Schrei, vor dem alle Leute Angst hatten.

Er stellte sich vor, dass er nachts aus dem Zelt gegangen wäre, furchtlos und ohne ein bisschen zu zittern. Hatte da nicht gerade eine Eule geschrien? Er wäre dem Schrei nachgegangen, bis tief in den Wald hinein. Dann hätte er hoch oben in einem Baum die Eule entdeckt, diesen wunderbaren, geheimnisvollen Vogel. Und er hätte gerufen: »Hallo, da bist du ja! Was machst du denn da oben?«

Das hätte er zu gerne mal erlebt. Und deshalb wollte er zu den Jungen Pionieren. War das denn so schwer zu verstehen? Seine Mutter, sicher, verstand nichts davon. Die hatte ganz andere Dinge im Kopf. Aber dass jetzt auch noch seine Oma dagegen war, das wollte ihm einfach nicht in den Kopf.

Die Jungen Pioniere durften auch ab und zu mit dem Luftgewehr schießen, auch das hatte sein Freund erzählt. Und dabei leuchteten seine Augen vor Begeisterung.

Einmal schießen dürfen! Wenigstens ein einziges Mal in seinem Leben! Dann hätte er vielleicht auch ganz anders mit seinem Vater reden können, der so lange im Krieg war und jetzt irgendwo in Sibirien schmorte. Von Mann zu Mann sozusagen, von gleich zu gleich.

Er wusste schon ganz genau, was er ihn alles fragen würde. Das hatte er sich schon tausend Mal überlegt. »Hast du schon mal jemanden erschossen? Und hat dieser Jemand auch geschrieht? Oder ist er einfach nur so umgefallen, ohne ein Wort zu sagen? Und wie hast du dich dabei gefühlt? Wie ein Held? Oder hast du das Gefühl gehabt, jemanden umgebracht zu haben ...?« Ach, da gab es ja so viele Fragen, die er zu gerne mit seinem Vater besprochen hätte! Aber dazu musste er erst mal geschossen haben, mit einem richtigen Gewehr.

Doch seine Oma war dagegen! Warum war sie denn so störrisch? Sie war doch sonst nicht so gewesen, seine liebe Oma. Er hätte sich die Haare raufen können.

Am nächsten Tag versuchte er es wieder. Aufgeben kam nicht in Frage. Jetzt musste er hart sein! Geradezu eisern!

Er sagte zu seiner Oma: »Der Lehrer will richtige Gründe hör'n, stell dir das nur mal vor. Soll ich vielleicht dich und die Mama verpetzen? Und weißt

du auch, was er noch gesagt hat? Jetzt halt dich aber mal gut fest ... Nur die weigern sich, den Jungen Pionieren beizutreten, die was gegen unseren neuen Staat haben, hat der gesagt.«

Doch seine Oma ließ sich auch davon nicht beeindrucken. Und weil er so gar kein Glück hatte an diesem Tag, und weil seine Oma so absolut verstockt war, sagte er noch: »Und wer was gegen den Staat hat, der kommt auch über kurz oder lang ins Gefängnis, erwischt werden alle ... Oma, soll ich das riskieren? Wer soll dich denn dann besuchen kommen?«

Aber soviel er auch redete, seine Oma blieb hart. Alle seine schönen Lügen waren bereits gesagt. Und eine noch bessere, noch zündendere Lüge wollte ihm einfach nicht mehr einfallen.

Mit hängendem Kopf verließ er das Grab. Und zum ersten Mal vergaß er, sich von seiner Oma zu verabschieden. Das war war ihm wirklich noch nie passiert. So deprimiert war er an diesem Tag!

Der Lehrer betrat die Klasse. Nahm seine Brille ab und fragte: »Hat sich einer entschieden?« Willi wußte sofort, was gemeint war. Es ging um die Jungen Pioniere. Um den Eintritt in diese Organisation.

Zwei meldeten sich. »Gut«, sagte der Lehrer, setzte seine Brille auf und notierte die Namen. Dann schaute er wieder in die Klasse. »Vielleicht noch jemand?« Aber es meldete sich niemand mehr. Der Lehrer ging zum Pult, schlug sein Notenbüchlein auf. Plötzlich rief der kleine Willi: »Ich, Herr Lehrer.« Mehr sagte er nicht, denn seine Kehle war wie zugeschnürt.

Der Lehrer runzelte die Stirn und sagte: »Was meinst du denn damit?«

Und Willi sagte. »Ich möchte ein Junger Pionier werden.«

Das Merkwürdige war allerdings, dass Willi sich das sagen hörte. Das klang fast so, als würde ein anderer Willi sprechen. Denn er, der eigentliche Willi, wollte das ja gar nicht sagen. Es war ihm einfach nur so rausgerutscht.

Am liebsten hätte er gleich wieder alles zurückgenommen. Doch das ging nicht mehr. Denn schon zückte der Lehrer seinen Federhalter und schrieb seinen Namen auf. Jetzt war Willi ein Junger Pionier! Und bald würde er ein blaues Halstuch bekommen und mit den anderen zelten. Vielleicht auch schießen, mit einem richtigen Gewehr.

Wie sollte er das bloß seiner Mutter beibringen? Er musste es ihr doch sagen! Er konnte doch nicht tagelang so tun, als wäre nichts geschehen.

Durfte er ihr die ganze Wahrheit sagen? Oder reichte die halbe? Aber dann hätte er ja gelogen ...

Doch wie er ihr alles beichten wollte, verließ ihn der Mut. Und wieder passierte es, dass sozusagen der zweite Willi redete. Und der ließ sich eine Notlüge einfallen.

Die klang so: »Wir mussten alle da rein, die ganze Klasse, ausnahmslos.«

Seine Mutter setzte sich und starrte ihn groß an. Dann sagte sie: »Das glaub ich nicht! Wie kommt denn der dazu ... Ich werde in die Schule gehn. Das soll der mir mal ins Gesicht sagen, dein werter Lehrer, dieser Schuft!«

Willi hatte sich selber ausgetrickst! Damit hatte er nicht gerechnet! Dass seine Mutter, diese ängstliche Frau, plötzlich so außer sich geraten würde.

Und sie wollte sogar in die Schule gehn. Dann würde alles aufliegen. Und was dann?

Willi hatte keine andere Wahl, er musste jetzt beichten. Und er beichtete. Wie froh war er, dass sie ihm auch gleich noch eine runterhaute. Was Besseres hätte ihm gar nicht passieren können. Ganz schlimm wäre es gewesen, wenn sie tagelang mit ihm nicht geredet hätte. Das wäre einem Weltuntergang gleichgekommen.

Wenn seine Mutter nicht mehr mit ihm redete, dann glaubte er wirklich und allen Ernstes, dass er gleich sterben müsste. So weh tat das dann jedesmal. Eine Ohrfeige war direkt eine Wohltat dagegen.

Willi war seiner Mutter dankbar. Ach, wie liebte er sie in diesem Augenblick. »Ich glaub, ich hab die beste Mutter auf der ganzen Welt«, murmelte er. Und rieb sich dabei die linke Wange.

Doch damit war das Problem noch nicht erledigt. Denn jetzt musste er seinem Lehrer noch sagen, dass er wieder austreten wollte. Wie peinlich! Wie unangenehm! Und das gleich am nächsten Tag!

Willi wurde krank. Schon wenige Minuten nach der erlösenden Ohrfeige spürte er so ein merkwürdiges Kratzen im Hals. Auch glaubte er, dass er sich gleich übergeben müsse.

»Hast du Fieber«, fragte seine Mutter? Willi nickte. »Ab ins Bett«, befahl sie und schubste ihn ins Schlafzimmer. Willi lag im Bett. Hier war er sicher. Hier konnte ihm nichts mehr passieren. Die feindliche Welt war ausgesperrt.

Dann klingelte es. Sein Freund, der Ulli, wollte ihn zum Spielen abholen. »Das geht heut nicht«, hörte der Kranke seine Mutter sagen, »Willi liegt im Bett. Er ist krank.« Und er hörte, wie die Türe wieder laustark zugemacht wurde. Da fiel ihm ein, was sie alles machen wollten. Heute war ein Höhlenbau angesagt. Darauf hatte er sich doch schon so gefreut! Sollte er darauf verzichten? War er denn wirklich so krank?

Genau eine halbe Stunde hielt es Willi in seinem Krankenlager aus. Dann sprang er auf und schlich sich aus dem Zimmer. Seine Mutter wollte ihm etwas später Tee bringen, doch da war er schon weg. Einfach verschwunden. Und was machte sie? Sie trank die ganze Kanne Tee auf einen Zug aus, so wütend war sie.

Am nächsten Tag erklärte er dem Lehrer, dass er doch lieber kein Pionier werden wolle. »Ist schon gut«, sagte der. Und Willi ging wie benommen an seinen Platz. »Warum hab ich denn soviel Angst gehabt, vor diesem Gespräch?« Doch bevor er noch lange ins Grübeln kam, beteiligte er sich lieber an einer wilden Klopperei. Und schon war alles vergessen. Das Leben konnte ja so schön sein!

Die alte Hiller aus dem gegenüberliegenden Haus fragte: »Na, wie geht's denn deinem Vater? Noch immer nicht geschrieben?« Willi verneinte und lief, so schnell er konnte, weg.

Immer diese Hiller! Warum musste sie ihn denn auch immer nach seinem Vater fragen? Jedesmal, wenn er ihr über'n Weg lief, fragte sie. Und jedesmal musste er sagen, dass sein Vater noch immer nicht geschrieben

habe. Blieb er ein paar Sekunden länger stehn, dann fragte sie weiter. Wollte noch dies und jenes wissen.

Da war es schon besser, einen großen Bogen um diese blöde alte Hiller zu machen. Auch um andere Leute machte Willi einen Bogen. Denn je länger sein Vater weg war, desto schwerer fiel es ihm, über ihn zu sprechen. Und immer stärker wurde das Gefühl, dass irgendwas an der ganzen Sache faul war.

War er denn tatsächlich in Sibirien? Die Mutter jedenfalls behauptete das. Immer wieder sagte sie: »Ja, dein Vater ist dort. Und du wirst schon sehn, eines Tages steht er vor der Tür. Es kann gar nicht mehr lange dauern.« Und machmal kullerten ihr dabei ein paar Tränen über die Wangen.

Komisch! Wer sich seiner Sache absolut sicher ist, der braucht doch nicht zu weinen!

Deshalb hatte er es sich zur Angewohnheit gemacht, all diesen blöden, diesen schrecklich unangenehmen Fragen aus dem Weg zu gehen. Und wenn er trotzdem einmal gefragt wurde, dann murmelte er eben irgendwas vor sich hin.

Dennoch konnte es passieren, dass ihm die Leute dabei über's Haar strichen und ihn so komisch ansahen. Manche sagten auch: »Armer Junge!« Das war dann immer ganz besonders schlimm für ihn ...

»Armer Junge!« Wieso denn arm? Er hatte doch alles, was er brauchte. Er hatte seine Mutter. Seinen Freund, den Ulli. Und seine Oma war auch immer für ihn da. Wieso arm? Die Leute hatten doch überhaupt keine Ahnung! Außerdem sollten sie ihn doch endlich in Ruhe lassen. Immer diese blöden Ausfragereien. Fragte er denn die Leute aus? Das sollte er mal wagen! Die würden vielleicht dumm gucken!

Er könnte ja mal die alte Hiller fragen, ob sie ihren struppigen Köter auch mit ins Bett nähme? Oder die Bäckersfrau, die unfreundliche Schramm. »Warum werden denn ihre Brötchen immer kleiner?« Auch den Metzgermeister Tritschler könnte er ja auch mal fragen. »Warum machen sie denn immer an der Bedienung rum, wenn niemand im Laden ist?«

Er hatte nämlich schon oft beobachten können, wie der dicke Metzgermeister der Bedienung unter die Bluse fuhr. Haute sie ihm dann auf die Finger, dann lachte der Metzgermeister, wischte sich den Schweiß ab und hatte schon wieder seine Finger unter ihrem Rock.

Wieso armer Junge? Natürlich wusste er ganz genau, warum die Leute das sagten. Er war ja nicht blöd ... Aber er musste doch so tun, als wäre alles in Ordnung. Und die Rückkehr seines Vaters wäre noch eine Frage der Zeit.

Außerdem durfte er seiner Mutter nicht in den Rücken fallen. Denn sie glaubte noch immer daran. Und diesen Glauben ließ sie sich auch nicht nehmen. Also hatte er die Pflicht, auch daran zu glauben. Oder wenigstens so zu tun.

Aber eines Tages war es passiert! Er sagte, obwohl er das bestimmt nicht sagen wollte: »Ich glaub, mein Vater ist gefallen, der kommt nicht wieder.« Zuerst merkte er gar nicht, was er da gesagt hatte. Doch dann fuhr ihm der

Schreck in alle Glieder. Er hatte das Gefühl, über seinen Vater das Todesurteil gesprochen zu haben.

Im Lehrerzimmer wurde eingebrochen. Das große Rätselraten begann. Die Schule war eine einzige Gerüchteküche. Doch sehr schnell stand fest, zumindest in Willis Klasse, dass das eigentlich nur der Heinrich getan haben könnte. Der stammte nämlich aus einer schlechten Familie. Und wer aus so einer Familie stammte, dem war alles zuzutrauen.

Wie der schon gekleidet war! Kein Schüler in der ganzen Schule lief so rum. Die Zeiten hatten sich doch gebessert. Das Schlimmste war überstanden. Doch der Heinrich lief immer noch so rum, als wäre der Krieg gerade beendet worden.

Der kam noch barfuß in die Schule. Seine Hosen waren völlig durchlöchert. Auch seine Hemden. Das Schlimmste aber war, dass er stank. Vor Dreck regelrecht stank. Seine Hände waren schwarz. Hinter den Ohren war es auch ganz schwarz. Und wenn man in seine Ohren hineinschaute, da sah man nur dicken gelblichen ekligen Schmalz. So dreckig war dieser Heinrich.

Außerdem bettelte er. In der großen Pause ging er von Schüler zu Schüler und fragte, ob er nicht was vom Schulbrot abhaben könne. Ab und zu kriegte er auch was ab, aber niemals wirklich von ganzem Herzen. Einem heruntergekommenen Jungen gibt man eben nicht gern. Vor dem ekelte man sich sogar ein wenig.

Und wie der schon über seine Mutter sprach! Vor allen Schülern machte er sie schlecht. »Ja, meine Mutter kocht nicht gern. Die liegt lieber im Bett und raucht Zigaretten.«

Aber so was sagte man doch nicht! Wie konnte er denn nur sowas sagen? Hatte der sie nicht mehr alle? Oder war der einfach nur so blöd?

Eine Mutter ist doch was Besonderes. Deshalb hatte man immer nur Gutes über sie zu sagen, selbst wenn es gar nicht stimmte. Das war doch Ehrensache! Nur der Heinrich schien das nicht zu wissen. Was wusste der denn eigentlich?

Es wurde auch gemunkelt, dass es seine Mutter mit Männern habe. Wie das schon klang! Mit Männern! Ein Schüler machte daraus: sie treibe sich mit Männern herum. Darunter konnte man sich schon etwas mehr vorstellen. Doch Willi verstand noch immer nicht ganz. Und schon begann es in seinem Kopf zu arbeiten.

Er stellte sich vor, wie Heinrichs Mutter mit irgendwelchen Männern im Sandkasten spielte. Sie bauten Burgen, pinkelten in den Graben und wälzten sich im Sand herum. Und wurden ganz schmutzig dabei.

Dieses Bild ging Willi tagelang nicht mehr aus dem Kopf. Und je länger er darüber nachdachte, desto schöner wurde es. Aus der kleinen Burg wurde ein riesiges Schloß. Der Burggraben verwandelte sich zu einem wunderschönen Garten. Heinrichs Mutter hatte plötzlich die allerschönsten Kleider an. Und viele Ritter bewarben sich um ihre Gunst. Einer davon war er, der kleine Willi. Er ritt auf einem Schimmel durch den Garten und warf der Prinzessin Kuschhände zu. Und sie lächelte ihn so verführerisch an ...

Immer an dieser Stelle wachte Willi aus seinen Tagträumen auf. Weiter wollte er nicht fantasieren. Wie sollte er denn jetzt bloß die Pinkeleien und dieses Herumwälzen im Sand unterbringen? Irgendwie passte das auch alles nicht mehr zu diesem schönen Bild.

Der Lehrer Winkler fragte die Schüler, ob sie denn nicht was beobachtet hätten, irgendso eine Kleinigkeit, die Licht ins Dunkel bringen könne? Auch Willi wurde gefragt. Und er sagte: »Ja, den Heinrich hab ich gesehn. Der kam aus dem Lehrerzimmer.« Und als der Lehrer fragte, was er denn noch so alles gesehen hätte, da sagte er: »Der ging gebückt, als hätte er was gestohlen.« Willi sagte das, obwohl er wusste, dass das alles gelogen war.

Aber warum tischte er denn dem Lehrer diese Lügen auf? War er denn plötzlich total übergeschnappt? Oder hatte er bloß einen schlechten Tag? Denn ein Lügner war er nicht! Schwindeln war erlaubt, vorausgesetzt, man ließ sich nicht erwischen dabei. Aber lügen ...? Dreist und frech die Unwahrheit sagen? Und trotzdem log er, dass sich die Balken bogen. Warum?

Der Lehrer Winkler fragte die Schüler. Aber keiner konnte ihm was sagen. Die meisten schwiegen. Einige sagten nur: »Nein, nichts gesehn.« Und die Laune des Lehrer verschlechterte sich immer mehr. Er nahm seine Brille ab, ließ sie in seiner Hand tanzen und ab und zu strich er sich über seine dünnen Haare. Dem Lehrer schien es richtig dreckig zu gehn. Dafür hatte Willi feine Antennen. Er spürte es regelrecht an seinem eigenen Körper. Und sein Bauch tat ihm richtig weh.

Er konnte auch beobachten, wie der Lehrer immer langsamer durch die Klasse ging, als würde er an einem riesigen zentnerschweren Gewicht tragen. Und da tat ihm der Lehrer plötzlich leid.

Deshalb sagte er: »Ja, den Heinrich hab ich gesehn. Der war's!« Doch kaum hatte er das gesagt, bekam er ein fürchterlich schlechtes Gewissen. Wie sollte er denn bloß diese Lüge wieder aus der Welt schaffen? Er hatte sich selber in eine fürchterliche Falle hineinmanövriert. Und das nur, weil er dem Lehrer einen Gefallen tun wollte.

Zum Glück klingelte es gerade. Willi stürzte aus der Klasse, so schnell er konnte, ging auf den Hof und atmete tief, tief durch.

Willi stand am Grab seiner Oma. Ach, wie schämte er sich! Am liebsten wäre er gleich wieder nach Hause gegangen. Doch dann begann er zu erzählen. Erzählte alles haarklein, ließ nichts aus und beschönigte auch nichts. Denn er wollte ja nicht auch noch seine Oma belügen.

Sie hörte ihm ganz ruhig zu. Als er fertig war, sagte sie: »Das hast du wieder in Ordnung zu bringen. Und zwar gleich morgen. Haust den Heinrich in die Pfanne, diesen armen Jungen. Hast du denn das nötig?«

Am nächsten Tag ging Willi zu seinem Lehrer und sagte, dass er sich nun doch nicht mehr so sicher sei, ob er den Heinrich auch wirklich gesehen hätte ...

Der Lehrer schaute ihn groß an, nahm seine Brille ab und sagte: »Willi, bist 'n dummer Junge. Wie kann man denn nur so lügen? Schämst du dich

eigentlich nicht?« Sagte das und ging weg. Und Willi stand da wie ein bessener Pudel!

Das hatte er nun davon, dass er dem Lehrer helfen wollte. Und jetzt sollte er sich auch noch schämen.

»Das werde ich nicht tun! Alles, nur das nicht«, murmelte er und ballte seine Fäuste. Aber schon schämte er sich. Und wie er sich schämte! Am liebsten hätte er sich geohrfeigt. Er war drauf und dran, sich eine runterzuhauen.

Der Zufall wollte es, dass genau in diesem Augenblick der blöde Peter an ihm vorbeigehen wollte. Dem haute er eine rein, ohne Vorwarnung, einfach so, mitten ins Gesicht. Und dieser blöde Peter machte ihm auch noch den Gefallen, laut loszuplärren. Ach, tat das gut ...

Willi war in die vierte Klasse versetzt worden. Und weil er ein recht guter Schüler war, waren seine Noten auch ganz anständig. Seine Mutter freute sich so darüber, dass sie ihm ein paar Mark in die Hand drückte.

»Kauf dir was Schönes«, sagte sie.

Und was kaufte der kleine Willi, der mittlerweile gar nicht mehr so klein war? Er kaufte Unkrautex. Damit konnte man nämlich Pulver machen, richtiges Schießpulver. Er brauchte bloß noch'n bißchen Zucker darunterzumischen.

Willi und sein Freund, der Ulli, experimentierten tagelang. Das einfachste war natürlich, das Pulver anzuzünden. Dann gab's eine große Stichflamme. Aber immer nur Stichflammen zu produzieren, war auf Dauer langweilig. Sie wollten was ganz Besonderes machen. Sie wollten sprengen!

Eines Tages hatte Willi die Idee, das Pulver in eine Luftpumpe zu tun. Und um die Wirkung zu erhöhen, verstopften sie die Luftpumpe mit einem dicken Lehmkloß. Und dort, wo die Luft normalerweise herausgedrückt wurde, befestigten sie die Zündschnur. Es konnte losgehen! Und die Pumpe flog mit einem lauten Schlag in die Luft. Willi und sein Freund standen direkt daneben. Sie hatten in ihrer Aufregung ganz vergessen, sich auf den Boden zu schmeißen. Wie leicht hätte das ins Auge gehen können! Wenn das seine Mutter mitgekriegt hätte. Die wäre vor Angst gestorben. Nicht einmal seiner Oma erzählte er von diesem Experiment. Er wußte ja nur allzu gut, wie sie darauf reagiert hätte.

Später taten sie sich mit Michael zusammen. Der war ein Spezialist auf diesem Gebiet. Denn er wusste, wo man Patronen finden konnte. Und richtige Granaten, Panzergranaten. Er wusste auch, wie man diese Dinger aufschlug. Dazu brachte es, erstens, eine ruhige Hand und zweitens Mut. Beides hatte er. Und Willi und sein Freund kamen aus dem Staunen nicht mehr raus.

Tagelang war Willi beschäftigt, Patronen aus einem See zu fischen. Die hatten deutsche Soldaten am Ende des Krieges da hineingeworfen. Im Wald gab es eine Stelle, da fanden sie Panzergranaten. Der Michael wusste einfach alles.

Doch wie sollte Willi seiner Mutter erklären, warum er kaum noch zu Hause war? Ständig trieb er sich rum. Er hatte ja auch soviel zu tun. Aber herumlügen wollte er nicht. Vielleicht mal 'n bißchen Schwindel, das ginge ja noch zur Not.

Er wollte doch unbedingt dabei sein! Nichts war so aufregend wie diese Zündeflecken mit echtem Pulver. Und es war so schön gefährlich! Warum wollte seine Mutter auch immer wissen, was er machte? Er war doch schon zehn Jahre alt! Trotzdem behandelte sie ihn noch immer wie einen kleinen Jungen.

Willi war in der Klemme! Hier das Pulver, diese wundervollen Experimente. Und auf der anderen Seite seine Mutter, die ihm ständig mit ihrem Gemecker und Vorhaltungen und guten Ratschlägen in den Ohren lag. Aber lügen wollte er ja nicht mehr! Die Geschichte mit dem Heinrich hatte ihm doch zu denken gegeben.

Eines Tages traf er seinen Freund, den Ulli. Der fragte, wo er denn gewesen sei? Und Willi antwortete, der Wahrheit gemäß:

»Ich war auf dem Friedhof und habe das Grab meiner Oma in Ordnung gebracht.« Doch sein Freund wollte ihm das offenbar nicht glauben. Denn er schaute ihn nur grinsend an und piffte durch die Zähne.

Da sagte Willi: »Ich hab ihr auch Blumen gebracht, wunderschöne Rosen. Und weißt du auch, wo ich die her hab? Hab sie geklaut.« Und er wunderte sich, wie leicht er plötzlich schwindeln konnte, ohne die geringsten Gewissensbisse. Er dachte: »Aber vielleicht stellen die sich ja doch noch ein.« Und er wartete und wartete, aber sie blieben aus. Auf einmal fühlte er sich ganz leicht.

Sofort begann er, seinem Freund eine Geschichte zu erzählen. »Das war gar nicht so einfach«, sagte er, »diese komischen Blumen zu klabbern. Was glaubst du, was ich nicht alles anstellen musste ...«

Und er erzählte eine Geschichte, die es nur so in sich hatte. Sogar hatte er noch nie erzählt. Als er einmal eine kurze Pause machen wollte, sagte sein Freund: »Weiter! Erzähl doch weiter! Wie geht's denn aus?« Und Willi erzählte weiter. Er wollte überhaupt nicht mehr aufhören, so viele Dinge gingen ihm auf einmal durch den Kopf. Und wenn er glaubte, dass er zu einem Ende kommen müsse, da fielen ihm sofort wieder ganz neue Sachen ein. Ihm war, als könne er stundenlang so weitererzählen. Er hatte das Gefühl, dass er in Zukunft nie mehr Angst zu haben brauchte.

Es gab Tage, da hielt er es zuhause einfach nicht mehr aus. Denn irgendetwas lag in der Luft. Er konnte aber nicht sagen, was. Nur seine Mutter war irgendwie anders. Oder war sie vielleicht immer so?

An solchen Tagen saß sie stundenlang am Tisch und starrte vor sich hin. Oder sie putzte die Wohnung, ohne etwas zu sagen. Oder sie stand in der Küche und kochte. Aber auch da sagte sie nichts.

Das alles machte ihn irgendwie nervös. Immer hatte er das Gefühl, er müsste etwas tun, um seine Mutter aufzuheitern. Nur was sollte er denn tun? Mit ihr reden? Tat er das, bekam er keine Antwort. Oder sie sagte:

»Lass mich in Ruh!« Doch das verstärkte seine Nervosität noch mehr. Also versuchte er, ihr zur Hand zu gehn. Er fing also an, ebenfalls die Wohnung zu putzen oder Kartoffeln zu schälen. Das Ergebnis war eigentlich immer das gleiche: entweder nahm sie ihn überhaupt nicht zur Kenntnis oder sie nörgelte an ihm rum.

Er fragte sich dann, ob er seine Mutter überhaupt jemals so richtig lachen gehört hätte? Er konnte sich aber beim besten Willen nicht daran erinnern.

In solchen Momenten musste er sich fragen, was denn seine Mutter sonst so alles zu ihm sagte? Da fiel ihm eigentlich nur immer nur folgendes ein: »Willi!«, und dieses Willi zog sie dann fürchterlich in die Länge, »Willi, hast du deine Schularbeiten gemacht?« Oder sie sagte: »Willi, wie siehst du denn wieder aus? Willst du dir denn nicht die Hände waschen?« Oder: »Räum endlich mal dein Zimmer auf!«

Das war wieder so ein Satz! Er hatte nämlich gar kein eigenes Zimmer. Er spielte im Schlafzimmer, das hatte sie ihm erlaubt. Aber jedesmal sollte er gleich wieder alles wegräumen. Welcher Junge tat das denn schon?

Er machte einmal den Versuch und fragte seine Klassenkameraden. Die schauten ihn nur groß an und lachten.

Offenbar hatte seine Mutter gar keine Ahnung, was es heisst, so richtig zu spielen. Oder sie hatte eine ganz andere Vorstellung davon. Jedenfalls nicht seine! Denn seine war: er spielte, wie und wann er gerade wollte. Und scherte sich einen Dreck darum, wie's im Zimmer aussah. Das war seine Vorstellung vom Spielen! Doch darüber mit seiner Mutter zu reden, war sinnlos. Dafür hatte sie überhaupt kein Organ, irgendwie musste sie taub sein, wenigstens auf diesem einen Ohr.

Oder wollte sie ihn gar nicht richtig verstehen? Möglich war das schon. Denn wie oft erlebte er, dass seine Mutter einfach nur nein sagte, obwohl sie doch ganz leicht hätte ja sagen können. Einfach ja. Und alles wäre in Ordnung gewesen. Aber dieses Ja musste ihr wohl ganz schwer über die Lippen kommen.

Deswegen ging er auch, sooft es irgendwie ging, zu seinem Freund. Denn dort konnte er spielen, wie er wollte. Und niemand redete ihm drein.

Es gab aber noch einen anderen Grund. Sein Freund hatte nämlich eine ganz junge Mutter. Als Willi sie zum ersten Mal sah, musste ihm wohl der Mund offen stehen geblieben sein, denn Ullis Mutter lachte und sagte: »Jetzt mach mal wieder deinen Mund zu, oder willst du dich erkälten?«

Es war einfach nicht zu fassen. Ulli hatte eine junge, ganz junge und wunderschöne Mutter. Und die konnte lachen! Und erzählen! Fragte auch manchmal, was sie so alles trieben, wenn sie draußen spielten. Und sie hörte zu, ohne was zu sagen.

Und Willi erzählte. Hörte gar nicht mehr auf zu erzählen. Und er schaute dabei in ihre Augen, mitten in dieses wunderbare Leuchten hinein. Und plötzlich flossen seine Gedanken, überschlugen sich regelrecht. Soviele Gedanken hatte er nur in ihrer Gegenwart. Und wenn sie dabei lachte, dann bekam er ein ganz warmes Gefühl im Bauch. Und aus diesem Gefühl heraus bezog er neue Gedanken. Komisch! Dass man aus einem warmen Gefühl, das ganz tief im

Bauch saß, Gedanken herleiten konnte. Dass sie sozusagen darin geboren wurden. Aber in ihrer Gegenwart funktionierte das einfach prächtig. Bei seiner Mutter hatte er niemals diese Gefühl. Und das war schade, sehr schade. Nein, das war mehr als das. Das war zum Heulen!

An jedem Samstag wurde Ulli gebadet. Seine Mutter stellte ein Wasserschaff mit warmen Wasser ins Zimmer. Und Ulli musste da rein, ob er wollte oder nicht. Und seine junge Mutter schrubbte ihn ab, von Kopf bis Fuß.

Willi saß oft daneben und schaute zu. Nein, ihr schaute er zu, nur ihr. Sein Freund war völlig uninteressant. mochte der auch machen, was er wollte.

Einmal durfte er auch ins Wasserschaff steigen. Ja, das durfte er! Welch eine Überraschung! Welch ein Glück! Sie sagte nämlich: »Bist du aber dreckig. Ab ins Wasser!« Zuerst wollte er nicht, das heisst, er getraute sich nicht, sich vor ihr auszuziehen. Doch dann zog er sich aus. »Das ist die Chance«, dachte er, »so eine Chance kommt nicht wieder.«

Da saßen sie nun zu zweit in dem Wasserschaff. Plantschten und lachten. Und sie schrubbte mal ihn, mal seinen Freund. Ach, war das schön! Leider wurde er nie mehr aufgefordert, ins Wasserschaff zu steigen.

Doch dafür hatte er ja seine Erinnerung! Und die baute er, wie's so seine Art war, nach Kräften aus. Besonders gefiel ihm der Gedanke, dass die junge hübsche Frau ihn küsste. Manchmal war er so mutig, dass er diesen Gedanken oder besser dieses Wunschbild weiter und weiter spann. Und dann passierte folgendes: diese junge Frau küsste ihn mitten auf den Mund. Peng, machte es dann! Und er war glücklich. Und weil er möglichst lange glücklich sein wollte, ließ er die junge Frau ihn immer und immer wieder küssen. Die vielen Küsse hatten auch einen ganz besonderen Geschmack. Sie schmeckten nämlich nach Pfefferminz. Oder nach irgendwelchen anderen orientalischen Sachen. Deren Namen kannte er natürlich nicht. Aber allein der Gedanke, dass der Geschmack etwas fremdländisches hatte, entzückte ihn.

Am Ende der Straße war ein großes Schloss. Früher wohnten darin irgendwelche Fürsten und Grafen. Nach der Befreiung hatte man daraus ein Gefängnis gemacht. Doch kein Mensch wollte darüber reden. Alle gingen an dem Gebäude vorbei, als wäre es überhaupt nicht vorhanden. Nur ab und zu warfen die Erwachsenen einen Blick darauf und gingen ganz schnell weiter.

Für Willi war das alles kein Problem. Das war eben ein Gefängnis. Wer etwas Böses tat, der musste bestraft werden, das war doch sonnenklar. Das erlebte er ja fast jeden Tag, zu Hause und in der Schule.

Doch dann passierte folgendes. Frau Brinkmann, eine Hausbewohnerin, wurde abgeholt. Von der Polizei. Oder irgendwelchen Leuten, genau konnte das keiner sagen. Auch seine Mutter nicht. Oder wollte sie darüber nicht reden?

Ausgerechnet die Brinkmann, die Willi so sehr mochte. Denn sie schenkte ihm ab und zu eine Orange. Das musste wohl auch der Grund für ihre Verhaftung gewesen sein. Sie fuhr nämlich alle vier Wochen einmal nach Berlin, genauer, nach Westsberlin. Denn dort konnte man alles kaufen, auch Orangen und Bananen. Dort, so hieß es, begann das Paradies.

Willi folgerte daraus: »Wer es wagt, ins Paradies zu fahren, der hatte mit dem Allerschlimmsten zu rechnen.«

Seitdem konnte er nicht mehr so achtlos an diesem Schloss vorübergehen. Immer musste er daran denken, dass da drinnen Frau Brinkmann saß. Und das, obwohl sie eigentlich nichts Schlimmes gemacht hatte. Sie war eben nur manchmal ins Paradies gefahren.

»Dagegen musste man doch was unternehmen«, dachte er. »Am besten sollte man sie befrei'n!« Befrei'n? Doch das war unmöglich. Das Schloss wurde ja bewacht, von Wachmannschaften und Hunden. Außerdem waren auf den Mauern Stacheldrahtrollen ausgelegt. Und nachts wurde das Gebäude angestrahlt von vielen vielen Scheinwerfern.

Für sein Leben gern aß Willi Knödel. Knödel in allen Variationen. Ob nun Semmelknödel oder Kartoffelknödel, das war ihm egal. Doch am liebsten aß er Semmelknödel, denn die schmeckten ihm am besten. Wenn es sie gab, dann war das jedesmal ein Fest. Willi freute sich schon den ganzen Vormittag darauf. Kaum war die Schule zu Ende, stürzte er nach Haus, um endlich seine Lieblingspeise zu essen.

Einmal war es wieder soweit. Willi wußte: »Heut gibt es Marillknödel!« Und er rannte, dass nur so die Fetzen flogen.

Er klingelte. Seine Mutter öffnete. Er lief ins Wohnzimmer. Und was sah er? Die alte Zerrgiebel, eine Freundin seiner Mutter. Die saß am Tisch und aß, aß von seinen geliebten Marillknödeln! Seine Mutter setzte sich an den Tisch und aß ebenfalls. »Also haben sie schon angefangen zu essen«, schoss es Willi durch den Kopf. »Haben angefangen, ohne auf mich zu warten.«

Eine unbekannte Wut stieg in ihm hoch. Die war so kalt, so eiskalt, dass sein Hirn richtig vernebelt wurde. Er brachte noch die Beherrschung auf, sich den Tisch zu setzen. Dann nahm er einen Knödel in die Hand, ganz ruhig, und zerquetschte ihn. Jawohl, das tat er. Und danach warf er die Matsche an die Wand. Seine Mutter starrte ihn wortlos an. Und die Zerrgiebel, diese komische Tante, starrte ihn ebenfalls an. Darüber vergaß sie sogar zu essen. Und dann rannte Willi aus dem Zimmer.

Im Klo trommelte er mit den Fäusten an die Wand und schrie: »Das hat sie nun davon, dass ich nichts esse!« Später fragte ihn seine Mutter, ob er denn nicht noch ein paar Knödeln essen wolle. Sie hätte ihm einige aufgehoben. »Nein«, zischte Willi, »ich will deine Knödel nicht essen!«

Am Abend fragte ihn seine Mutter noch einmal. Und er sagte: »Nein! Weil du nicht gewartet hast! Wie konntest du mir das nur antun?«

Mit dem Essen war das nämlich so: wenn's ums Mittagessen ging, war er immer sehr pünktlich, höchstens fünf oder zehn Minuten kam er zu spät. Und seine Mutter wartete auf ihn. Das waren dann so Momente, wo er sie sehr liebte. Seine Mutter wartete! Sie wartetet auf ihn, auf den kleinen Willi. Deshalb war das Mittagessen auch etwas ganz Besonderes. Diese halbe Stunde war nämlich so etwas wie ein Gebet. Nun, wer schon einmal gebetet hat, der kann das vielleicht verstehen. Willi verstand jedenfalls eine Menge davon, denn vor einigen Jahren hatte er schon einmal ganz fest beten müssen, da-

mals, als die Russen durch's Haus rannten. Und wie durch ein Wunder war seine Angst verfliegen, wenigstens für diesen einen kurzen Augenblick.

Willi wusste sofort, was los war. Er sah den Brief auf dem Tisch, sah seine Mutter und dachte: »Der Vater ist tot.« Und so war es auch. Das Rote Kreuz hatte herausgefunden, dass sein Vater im Frühjahr 45 gefallen war.

Seine Mutter fragte, ob er denn nichts essen wolle?

Er setzte sich an den Tisch und langte kräftig zu. Aber gleich musste er denken: »Wie kannst du nur was essen, an so einem Tag.« Er schob den Teller weg und drehte sich zur Mutter. Sie stand am Fenster und weinte.

Am liebsten hätte er mit geweint, denn plötzlich fühlte er sich hundelend. Aber dann sagte er sich, dass er jetzt die Aufgabe hätte, seine Mutter zu trösten. Er ging zu ihr und schaute aus dem Fenster. Die alter Hiller aus dem gegenüberliegenden Haus humpelte die Straße lang. Ihr Hund pinkelte gegen eine Toreinfahrt. Und irgendwo wurde Musik gemacht. Dann fiel ihm ein, wie er den blöden Peter wieder mal verdroschen hatte. Nach ein paar Minuten sagte er: »Wenigstens ist er nicht in Kriegsgefangenschaft geraten.« Sofort wußte er, dass er etwas ganz anderer hätte sagen müssen.

Willi und seine Mutter gingen auf den Friedhof. Die Mutter stellte Blumen aufs Grab. Um nicht einfach nur so rumzustehen, begann Willi, das Grab seiner Oma umzugraben. Da endlich machte seine Mutter den Mund auf.

Sie sagte: »Lass den Quatsch!«

Vor dem Zubettgehen ermahnte sie ihn, für seinen Vater zu beten. Willi versuchte es. Doch was sollte er denn sagen? Dass es ihm leid tat? Und dass er seinem Vater alles Gute wünschte da oben im Himmel ...? Dann fiel ihm wieder seine Mutter ein. Er sah sie weinend am Fenster stehn. Auch an die Szene auf dem Friedhof musste er denken. Wie alt sie geworden war! Innerhalb eines Tages! Richtig schrumpelig sah sie aus. Und das lag bestimmt nicht nur daran, dass sie geweint hatte ...

Er betete: »Lieber Gott, lass meine Mutter wieder fröhlich sein. Lachen ist gesund. Das wäre die beste Medizin für sie.« Und darüber schlief er ein.

Sein Vater war gefallen. Daran gab es also nichts mehr zu rütteln. Dieses: »Der Vater ist vermisst« hatte sich als leere Hoffnung entpuppt. Und er, der kleine Willi, hatte es geahnt. Jetzt brauchte er auch nicht mehr rumzulügen. Jetzt konnte er der alten Hiller gerade ins Gesicht sehen und sagen: »Ja, der Vater ist tot.« Und noch etwas hatte sich geändert. Seit dem amtlichen Tod seines Vaters hatte Willi das Gefühl, dass er auf seine Mutter aufpassen müsse. Wie unvorsichtig sie auch manchmal war! Beim Fensterputzen lehnte sie sich doch ganz weit heraus. Wie konnte sie denn nur so leichtsinnig sein! Er verbot ihr, in Zukunft überhaupt noch mal die Fenster zu putzen. Das sei nun seine Sache, schließlich sei er alt genug. Er ermahnte sie auch immer wieder, doch etwas mehr auf ihre Gesundheit zu achten. Warum musste sie denn auch soviele Süßigkeiten essen? Auch das Kaffeetrinken war nicht sonderlich gesund. Doch bei ihr war sozusagen Hopfen und Malz verloren. Seine Mutter wollte einfach nicht gehorchen. Manchmal war Willi regelrecht verzweifelt. »Du benimmst dich wie ein kleines Mädchen«,

schimpfte er. Und wie reagierte sie? Sie lutschte ein Bonbon nach dem anderen. Sie lehnte sich auch weiterhin aus den Fenster. Sie brachte es sogar fertig, ein Kissen auf die Fensterbank zu legen, nur um besser tratschen zu können. Als Wili ihr deswegen ganz ernstlich ins Gewissen redete, sagte sie: »So ist's doch viel bequemer!« Da platzte ihm die Hutschnur Und er stauchte sie zusammen. Ohne Pardon. Und sie versprach ihm hoch und heilig, sich nicht mehr aus dem Fenster zu lehnen. Sollte er das glauben? Auch aß sie weiterhin haufenweise Süßigkeiten. Und trank ihren Kaffee. Wie sollte er sie bloß zur Vernunft bringen? Oft musste er denken: »Was soll denn nur aus mir werden, wenn sie eines Tages nicht mehr da ist? Ich hab doch nur noch sie ...«

In der Klasse hatte er bald den Spitznamen »Muttersöhnchen« weg. Doch das störte ihn nicht sonderlich. Nur wenn der blöde Peter es wagte, ihn so anzureden, dann gab's Prügel. Manchmal konnte er in seiner Wut gar nicht mehr aufhören zuzuschlagen. Natürlich tat ihm das dann schrecklich leid. Aber wenn er das verweinte Gesicht des blöden Peters sah, dann spürte er sofort wieder diese fürchterliche Wut. Und er hätte ihm am liebsten gleich noch mal ins Gesicht geschlagen. Das Muttersöhnchen war bald so gefürchtet, dass viele einen großen Bogen um ihn machten. Obwohl er nicht gerade der größte und stärkste war, konnte er doch sehr hart zuschlagen. Auch gab er niemals auf, selbst dann nicht, wenn er schon auf dem Boden lag.

Willi hatte endlich gelernt, seine Mutter zu trösten. Doch um das einigermaßen richtig zu machen, hatte er regelrecht üben müssen. Nun schaffte er es sogar, sie in den Arm zu nehmen, ohne gleich steif wie ein Brett zu werden. Er konnte sich auch überwinden, ihr die Tränen aus dem Gesicht zu wischen. Dabei hatte er sich angewöhnt zu sagen: »Wer wird denn gleich weinen. Das tut man doch nicht ...« Hörte sie aber dennoch nicht auf, dann konnte es schon mal passieren, dass ihm selber die Tränen in die Augen schossen. Manchmal, wenn er alleine war, dann schlug er sich mitten ins Gesicht. Nicht sonderlich fest, aber doch so, dass es ganz schön zwiebelte. Und dabei sagte er: »Geschieht dir ganz recht! Warum musstest du denn auch mitheulen, du Schlappschwanz!« Konnte er sie aber trösten, dann fühlte er sich groß und stark. Und er sagte: »Nur keine Angst, ich bin ja auch noch da.« Dieser Satz war bald zu einer festen Redensart bei ihm geworden. Doch seine Angst wollte einfach nicht mehr weggehen. Ganz im Gegenteil, sie wurde größer und größer.

Oft konnte man den kleinen Willi beobachten, wie er plötzlich mitten im Gehen irgendwo stehenblieb und etwas vor sich hinhurmelte. Ging man näher, so konnte man ihn vielleicht sagen hören: »Nur keine Angst, ich bin ja auch noch da ...«

Dann ging er weiter.

Immer war ich auf das Schlimmste gefasst

Ich besuche meine Mutter im Altenheim, zweimal die Woche, für'n paar Stunden. Manchmal helfe ich auch meinem Sohn. Der baut. Da ist jede Hilfe willkommen, dachte ich. Gestern sagte die Schwiegertochter: Stehst nur rum! Mein Sohn stand daneben, kriegte alles mit ... Ich sagte kein Wort. Das ist der Dank. Soll er doch seinen Dreck alleine machen. Mir egal, wie er das Dach noch vor dem Winter fertig kriegen will. Mich jedenfalls sieht er so schnell nicht wieder.

Geboren wurde dieser Balg in einem Nest im Brandenburgischen. Getauft wurde er auf den klangvollen Namen Wolfgang. Sein Vater, der Herr Lehrer, hatte es mit den Nerven. Aber hinter vorgehaltener Hand hieß es nur: Der ist verrückt, gehört in die Klapsmühle. Die Mitschüler fragten mich: Was macht'n dein Vater? Wieder gegen die Wand gelaufen? Und der Balg wusste nicht, was er antworten sollte. Meine Mutter sagte: Hör nicht hin! Sind selber blöd, diese Deppen. Der Balg hat zwei ältere Schwestern. Die drückten den kleinen Wolfgang mal an die Brust, aber dann ließen sie ihn gleich wieder steh'n, wenn er zu laut plärrte. Ich war immer auf das Schlimmste gefasst.

Eines Tages kam so'n Kerl daher, auch 'n Lehrer wie mein Vater. Hatte 'ne Glatze. Will nicht übertreiben, hatte 'ne Halbglatze. Schmatzte beim Essen und furzte, der Herr Lehrer. Der präsentierte sich als der neue Partner meiner Mutter. Sagte natürlich nicht Partner. Sagte: Ich werde bei euch einziehen. Werden uns hoffentlich gut vertragen. Der Kerl zog ein, und meine Mutter hatte nur noch Augen für ihn. Meine Schwestern und ich waren von da ab nur noch lästig. Wie mein Vater. Dessen Nerven immer verrückter spielten. Saß nur noch am Fenster und glotzte in den Garten. Manchmal dachte ich: Wenn er wenigstens mal gegen die Wand laufen würde. Verkriecht sich in seine Krankheit, dieser Schlappschwanz, wie bequem.

Der Bettgenosse meiner Mutter, dieser Pädagoge mit der Halbglatze und den Fürzen, wurde mein Klassenlehrer. Sagte eines Tages zu meinen Mitschülern: Den Wolfgang könnt ihr ruhig mal verprügeln, der braucht das. Und schon wurde der kleine Wolfgang, dieser Balg, verprügelt. Holte sich eine blutige Nase. War nur'n bisschen gebrochen. Der Lehrer, der Bettgenosse meiner Mutter, schaute zu und rührte keine Hand. Meinen Schwestern ging's auch nicht viel besser. War der Kerl wieder mal wütend, wegen nichts und wieder nichts, dann gab es Senge, auf den nackten Arsch. Oder er warf mit 'nem Messer nach ihnen, einfach so. Meine Mutter schaute weg. Zur Abwechslung weinte sie auch mal. Und mein Vater starrte aus dem Fenster. Der kleine Balg ... ich wusste manchmal gar nicht mehr, wohin ich gucken sollte. Ich rannte aus dem Zimmer und versteckte mich im Heu. Über unserem Dorf donnerten die Flieger. Flogen nach Berlin, um dort ihre Bomben abzuwerfen. Warum sollt es denn den Berlinern besser geh'n, hab ich mir

gedacht. Und manchmal dachte ich: Jetzt in Berlin sein, in einem Keller sitzen, Bombenalarm, Sirenen. Und neben mir sitzt meine Mutter und hält mich im Arm. Die Tür geht auf, mein Vater kommt rein und sagt: Ist gleich vorbei, die Bomber drehen ab

Dann war der Krieg zu Ende. Und mein Vater haute vor den Russen ab. War dem egal, was aus uns wurde. Landete im Kreis Diepholz, bei den Engländern. Verrückt sollte man sein ...

Der Kerl mit der Halbglatze befahl meiner Mutter, die Kinder, diese lästigen Bälger, in den Westen zu bringen. Meine Mutter nahm uns bei der Hand und marschierte los. Über die grüne Grenze, so sagte man damals ... Nichts zu fressen. Schiefen im Heu oder im Straßengraben. Dreckig waren wir, wie die Schweine. Ich bekam die Krätze, das ist so'n Ausschlag, kriegt man, wenn man sich nicht wäscht, wenn man im eigenen Dreck erstickt, sozusagen ... Haare ab. Glatze. Sah aus wie'n Sträfling. Läuse hatten wir, wie damals ganz normal. Fast alle hatten diese Viecher ... Aber sie war da ... Ich brauchte nur zu rufen, und schon ist meine Mutter gekommen. Das war, glaub ich, die schönste Zeit meines Lebens.

Dann lieferte sie uns ab, bei meinem Vater, wie's ihr aufgetragen wurde. Er glotzte aus dem Fenster. Und sie war gleich wieder weg. Die Großeltern gaben uns zu essen. Nicht viel, hatten ja selber nichts. Aber verhungern mussten wir nicht. Zuhause hätten wir ja sowieso nicht bleiben können. Der Kerl, dieser Glatzkopf, hatte nämlich die Angewohnheit zu uns ins Schlafzimmer zu kommen. Will nur mal nach euch sehn, sagte er. Dann setzte er sich zu meinen Schwestern auf's Bett. Fragte dann: Na, wie geht's denn so in der Schule? Und was habt ihr denn so gemacht, den lieben langen Tag, na? Meine Schwestern sagten aber nichts. Und der kleine Bub wusste wieder nicht, wohin er gucken sollte.

Ich drehte mich zur Seite und begann zu beten, störte den Kerl aber nicht. Der sagte nur: Schön, wie du betest. Und machte weiter. Ob meine Mutter davon wusste ...? Sicher. Der Kerl ging doch danach in ihr Zimmer, mit seinem riesigen Ding. Baumelte zwischen seinen Beiden, trug ja den Morgenrock immer offen. Natürlich hat sie's sehen müssen ... Verrückt sollte man sein.

Meinem Vater ging's nicht so besonders, damals, seine Nerven wollten sich überhaupt nicht mehr beruhigen. Saß nur da und starrte aus dem Fenster. Manchmal ging er auch in den Hühnerhof und krächte mit dem Hahn um die Wette. Oder er schlich sich in den Wald und ahmte dort irgendwelche Vögel nach ... Dabei bekam er immer so einen roten Kopf, sah schlimm aus. Einmal hab ich ihm ein kaltes Tuch um seinen Ballon gewickelt. Dachte, das hilft vielleicht. Auf jeden Fall, dachte ich, jetzt ist er still. Muss wohl zu fest angezogen haben, das Tuch. Denn plötzlich fiel er der Länge nach hin, mitten auf's Gesicht. Das knallte so komisch ...

Ich wollte auf die Mittelschule geh'n. Nur: Wie sollte ich denn den Lehrer bestechen? Ein gutes Zeugnis allein machte es ja noch nicht, damals. Hatte keine Fressalien, Würste zum Beispiel. 'n Schinken hätte es auch getan. Aus war's mit dem Traum. Ich ging zu einem Bauern. Auf den Hof gab's einen Knecht. Der hieß Sebastian, kann mich noch gut daran erinnern.

Wurde aber immer nur Karl genannt. War schon seit Jahren auf dem Hof, war so was wie 'n Sohn. Musste aber in der Scheune schlafen, obwohl die Bauern genügend Platz hatten. Kriegte Taschengeld, ab und zu, aber nur 'n paar Mark. Und wenn er nicht spurte, gab's Prügel. Ließ sich das gefall'n, und das in seinem Alter, war schon über vierzig. Sollte ihm zur Hand gehen. War immer was zu tun. Schon am Morgen steckte er im Schweinestall. Vor mir hatte er ja keine Geheimnisse. Manchmal kamen wir auch ins Gespräch. Ich redete und er trank. Erzählte ihm meine ganze Geschichte, vom kleinen Balg, der nicht gewollt war, von den Nerven meines Vaters, von meiner Mutter, die immer wegsah oder weinte. Und von dem Kerl, dieser furzenden Halbglatze. Und der Knecht hörte zu, trank ein Schlückchen und sagte: Jaja ... 'n halbes Jahr später war er tot. Hatte sich weggesoffen.

Eines Tages war meine Mutter wieder da. Wollte nicht länger in der russischen Zone bleiben, sagte sie. War wohl beendet, diese Geschichte mit dem Kerl ... Ich freute mich natürlich, dass sie uns endlich wiedersehe ... Das sagte sie allerdings erst, nachdem mein Großvater fragte, was sie denn hier wolle ... Jetzt waren wir also alle wieder zusammen, die ganze Familie. Kurze Zeit später war mein Vater verschwunden, man fand ihn im Wald. Er hatte sich erhängt.

Anfang der fünfziger Jahr ging ich ins VW-Werk. Verdiente nicht schlecht. VW zahlte gut für damalige Verhältnisse, sogar sehr gut. Dann hab ich geheiratet, die Anneliese. Hab sie im Werk kennengelernt, in der Polsterei. War mächtig stolz, dass ich sie kriegte. Sie hätte ganz andere haben können. Hat sich aber für mich entschieden. Ich dachte, jetzt beginnt eine neue Zeit, jetzt wird alles gut.

Als mein Sohn geboren wurde, hatte ich überhaupt nichts mehr zu sagen. Durfte nur schuften und das Geld abliefern. Wollten baun. Sie wollte baun, das war ihr großer Traum. Haben es aber nie geschafft. Es reichte eben hinten und vorne nicht. Meiner Frau war das aber nicht zu erklären, sie nahm's einfach nicht zur Kenntnis. Sagte nur: Andere schaffen es auch. Und ich stand da. Hätte am liebsten aus dem Fenster geglotzt, wie mein Vater ... Jetzt baut mein Sohn und ich soll ihm helfen, obwohl ich's am Kreuz hab. Deswegen bin ich ja vorzeitig pensioniert worden. Muss trotzdem ran, bei Wind und Wetter. Und muss mir das Genörgel meiner Schwiegertochter anhör'n. Mein Sohn steht daneben und sagt kein Wort ...

Nur meine Tochter hält zu mir. Wohnt noch bei uns. Im Moment jedenfalls. Ist wieder zu uns gezogen, seitdem sie mit ihrem Freund Schluss gemacht hat. Von dem hat sie auch das Kind, 'n Mädchen. Süß, der kleine Fratz. Ich spiele den Opapa. Hat ihre Lehre abgebrochen, ohne jeden Grund. Keine Lust mehr, hat sie gesagt. Mehr war aus ihr nicht rauszukriegen. Und sie hat einen Freund nach dem ander'n, alle paar Monate bringt sie wieder so'n Kerl angeschleppt. Das macht mich ganz krank. Jedesmal kann ich irgendwelche Wohnungen renovieren, will natürlich mit ihren Freunden zusammenleben. Und ich darf schuften. Tu's auch, ich Idiot. Müsste ihr was husten. Meine Frau ist dagegen, absolut. Nur wenn ich sage, jetzt ist Schluss, kannst deine Wohnung selber machen, dann ergreift sie die Partei meiner

Tochter. Und ich darf dann wieder renovier'n. Am besten, ich sage gar nichts mehr. Kann doch meinen Sohn nicht im Stich lassen, so kurz vor dem Winter. Wie soll er denn das schaffen, mit dem Dach? 'n Handwerker kann der sowieso nicht bezahl'n. Vielleicht bin ich auch zu empfindlich.

Mit meiner Mutter wird's wohl bald zu Ende geh'n. Besuch sie im Altenheim, zweimal die Woche. Sie liegt im Bett und starrt an die Decke. Ich sitze neben ihr und erzähle. Irgendwas, was mir gerade so einfällt. Am liebsten erzähle ich von ihrem Urenkelchen. Ich glaub, das hört sie gern. Fragt auch manchmal danach. Dämmert so vor sich hin. Das ist meine Mutter, muss ich denken. Die hat'n Kerl gehabt, hat uns verraten, weggestoßen, wegen diesem Kerl, nur weil der so'n dickes Ding hatte. Und hat sie besprungen, nachdem er sich scharf gemacht, bei uns, die Sau. Hat's gewusst, hat aber nichts dagegen unternommen. Jetzt liegt sie auf den Tod, die alte Frau. Erkundigt sich nach ihrem Urenkelchen. Und schaut mich ganz ruhig an, als wäre nie was gewesen. Als hätte sie immer alles richtig gemacht. Ob sie's schon vergessen hat? Vielleicht ist es ihr auch egal, jetzt, wo's zuende geht. Hat sicherlich andere Sorgen jetzt. Danach sieht sie aber gar nicht aus. Kann sogar noch lächeln, ab und zu ...

* * *

Von meinem Urgroßvater

Mein Urgroßvater lebte sicher zu der Zeit, als der dreißigjährige Krieg über das Land ging. Er lernte den Hunger kennen und den Durst. Später kam die Pest dazu. Zu Beginn des Krieges war er 24 Jahre alt, am Ende des Krieges wäre er 54 gewesen.

Als er auf der kalten Erde lag, tot, das Gesicht nach unten, kam ein Pfarrer vorbei. Der schaute sich ihn an und sagte: Hast Sorgen gehabt, hast ein Mädchen gehabt, in den Krieg bist du gegangen.

Da sein Gesicht auf der Erde lag, konnte auch der Pfarrer ihn nicht genau sehen. So ist für mich sein Äußeres verloren gegangen. Auch weiß keiner mehr, wo er gelebt hat. Aber eines ist sicher. Man legte ihn in eine Grube, warf Erde auf ihn und stellte einen Grabstein darüber. Aber den Grabstein haben sie weggemacht, weil sie Berlin bauen wollten, da stand er im Weg.

Vielleicht trage ich seine Nase im Gesicht. Denn in einer Nacht, die so kalt war wie gefrorenes Wasser, nahm er ein schönes Mädchen in sein Bett. Das wird meine Urgroßmutter gewesen sein.

* * *

Spaziergang

Das Heu wurde nass. Es regnete unaufhörlich. Eine Tages aber war der Himmel wieder blau. Die vielen Pfützen und die ganze unfreundliche Nässe verschwanden langsam. Dann war auch das vorbei.

In dieser Zeit ging ich spazieren. Ich beobachtete einen Jungen, der vor mir herlief und weinte. Ab und zu schaute er zu mir her, um zu sehen, ob ich ihn weinen sah. Da drehte ich mich jedesmal weg und suchte auf dem Boden nach irgend etwas.

Nach einiger Zeit wurde der Junge langsamer. Er zog sein Taschentuch hervor und schneuzte sich laut. Er schien mit einem Male erleichtert zu sein. Ich blieb stehen und beobachtete ihn weiter. Er ging wieder los und war plötzlich hinter einer Wegkreuzung verschwunden.

Die Straße war leer.

Er weinte jetzt bestimmt nicht mehr und hätte mich gar nicht bemerkt, wenn ich ihm weiter gefolgt wäre. Ich ging nach rechts, wo die Straße ansteigt und sich zwischen kleinen Häusern hinzieht. Meine Augen müssen merkwürdig geblinzelt haben. Mit einem Mal wusste ich das, als ich so weiter ging. Meine Füße begannen zu schmerzen. Die Straße erschien mir endlos lang. Keine Wolke war am Himmel, woran mein Auge hätte hängen bleiben können. Ich drehte mich um. Und ging langsam wieder zurück.

* * *

Nacht

Das weite Fenster fiel hinter mir zu, später auch die Tür, die hinaus zeigte. Am Tische leuchteten noch immer die dunklen Rosen, deren Duft bis auf die Wiese stieg. Im Mondlicht.

Trauriger Mond über einigen Bäumen. Gestern stand ich noch unter dir und wünschte, lange mit dir allein zu sein. Darauf warst du hinter einer Wolke verschwunden, die ganz durchsichtig wurde, wie die Augen eines weinenden Kindes.

Auch der Gang war leer. In seinem Licht glaubte ich, ein heller Fisch zu sein mit seidigen Flossen im Auf und Ab des Wassers. Die Schritte auf den harten Steinen waren plötzlich zu laut. Ich hörte mich nicht mehr; nicht einmal ein laut gesprochenes Wort, das ich liebe.

Schweig doch, es ist besser so, du brauchst dann nur noch zu weinen. Wenn du dabei nichts sprichst, schmeckst du auch nicht deine Tränen. Es ist besser so!

Der Mond konnte nicht mehr bei mir sein. Ich wusste das schon lange, aber einmal musste ich es sagen. Das geschah, als ich das Fenster schloss. Der Gang war noch immer nicht zu Ende. Ein Zittern bröckelte die schwarze Farbe ab, die in meinem Gesicht ist. Nur ich weiß davon. Ich werde mich dessen nicht schämen.

* * *

Draußen

Die Felder qualmen. Was der Herbst übrig ließ, verbrennen jetzt die Bauern. Die Rauchwolken der großen Haufen gehen noch einmal über die Äcker, bevor sie ganz verschwinden. Der Geruch ist schon in den Dörfern. Er kommt mit dem Abend, der sich darin versteckt. So wird er noch spürbarer, und die Menschen hasten vorbei.

An einer Ecke steht ein Junge und wartet. Er sieht die Vorübergehenden, aber später weiß er nichts mehr davon. Aus den gelben Fenstern der Gaststätten kommen laute Stimmen, manchmal Gelächter, das Tränen in die Augen treiben kann.

Die Gardinen halten alles von draußen ab. Sie kann deshalb auch warten. Später bleibt sie im Dunkeln, der Stoff der Möbel wird dabei vertrauter. Während die Mutter in der Küche ist, bekommt alles eine große Bedeutung. Wenn schwarze Vögel über die Häuser fliegen, beginnen die Laternen zu leuchten. So einsam sind dann ihre Lichter. Das Mädchen hat der jungen Frau zugeschaut, als sie mit dem Kinderwagen vorbeiging. Auch das Fenster versprerrt den Weg, und so bleibt er allein. Sie schaut ihm noch lange nach, bis er gar nicht mehr zu sehen ist.

Die Lampen bleiben, am Morgen sind sie überflüssig, wenn der Himmel grau wird. Auf dem Schulweg sammeln die Kinder braune Kastanien und stecken sie in ihre Ränzel. Die Schale ist glatt und kalt. Die Männchen, die sie dann daraus machen, sind das kleine Lächeln der Mütter. Der Geruch des verbrannten Herbstes lockt ihn noch einmal heraus, obwohl er doch nur die Laterne und das Fenster besitzt. Als sie endlich weiß, warum das geschah, ist alles nur eine kleine Erinnerung.

* * *

Wenn Oma Käthe erzählt ...

Oma Käthe erzählt für ihr Leben gern. Jeder kriegt eine Geschichte aufgetischt, ob er will oder nicht. In diesem Punkt ist sie eisern. Untersteht sich ihre Tochter, sie einmal zu unterbrechen, dann kann sie sogar richtig wütend werden. Ihre Enkelchen finden's natürlich toll, dass die Oma soviel erzählt. Macht sie mal 'ne Pause, um vielleicht Kaffee zu trinken oder einfach nur um zu verschlafen, dann heisst es gleich: »Erzähl weiter! Wie geht denn die Geschichte aus?« Und die Oma lässt sich dann auch nicht lange bitten und erzählt weiter, wie's gerade kommt. Dabei vermischt sie Vergangenes mit der Gegenwart, Wahres und Erfundenes, da hat sie überhaupt keine Probleme.

Doch die Erwachsenen können damit nicht allzu viel anfangen. Geschichten haben was mitzuteilen. Eine gute Geschichte hat eine Botschaft zu haben. Außerdem soll sie doch lieber auch mal was helfen, in der Küche zum Beispiel, da gib't's ja immer was zu tun. Oder im Garten. Sie könne ja auch mal einkaufen gehn, das wäre wirklich an der Zeit. Aber nein, sie muss ihre Geschichten erzählen ...

Der olle Hindenburg ist hier mal vorbeigekommen. Und wer's nicht glaubt, ist ein Dummkopf. Wer hat denn damals meinem Großvater die Hand geschüttelt? Na, der olle Hindenburg natürlich, wer denn sonst! Und sie, die kleine Käthe, ist dabei gewesen und hat's mit ihren eigenen Augen gesehen ... Ja, ich kann mich noch sehr genau daran erinnern, wie die beiden Herren über die Schlacht bei Tannenberg gesprochen haben. Richtig in die Haare haben sie sich dabei gekriegt. Der olle Feldherr, dieser Hindenburg, wollte doch tatsächlich meinem Großvater erklären, dass nur dank seiner Feldherrenkunst die Schlacht doch noch gewonnen werden konnte. Mein Opa war da aber ganz anderer Meinung. Rotzfrech sagte er dem großen, hochverehrten Schlachtenlenker, dass allein die Tapferkeit der Soldaten das Kriegsglück noch im allerletzten Augenblick gewendet habe. Sagte das dem ollen Feldmarschall mitten ins Gesicht. Und der bekam fast einen Herzanfall, als er das hörte.

Natürlich ging's dann rund. Die beiden Herren haben sich vielleicht getetzt! Ich stand daneben und hab zugehört. Und wenn mein Opa klein beigeben wollte, dann habe ich ihm in die Seite gepufft, aber richtig, das könnt ihr mir glauben. Dann ist er sofort wieder etwas mutiger geworden und hat dem ollen Hindenburg mal so richtig die Meinung gegeigt. »Verheizt haben Sie uns«, hat er gesagt, »völlig sinnlos geopfert. Und jetzt wollen Sie mir erklären, dass Sie ein Fachmann sind. Von diesem Geschäft verstehn sie gar nichts. Wo haben Sie eigentlich ihr Handwerk gelernt?« So haben die beiden Herren miteinander gestritten. Keiner wollte nachgeben. Und ihre Stimmen wurden immer lauter und lauter. Bald konnten es alle hören, die zu dieser Feier gekommen waren, es waren viele gekommen, die Stadt war voller

Menschen. Aber statt zu feiern, wurde gestritten. Muss auch mal sein, sagte die Oma, man kann ja nicht immer nur feiern ...

Das erzählt die Oma den Enkelchen. Und die Mutter verknotet ihre Hände, so wütend ist sie. Denn eigentlich sollte die Oma ja schon längst kochen. Es ist wirklich an der Zeit. Aber sie muss ja erzählen. Und die Mutter kann nicht aus dem Haus, obwohl sie's so fürchterlich eilig hat. Eigentlich müsste sie ja schon längst weg sein, der Zahnarzt wartet nicht ... Und zu spät kommen will sie auch nicht. Was macht denn das für einen Eindruck auf den Dokter ... ? Doch die Oma lässt sich durch nichts unterbrechen. Wenn sie eine Geschichte angefangen hat, dann erzählt sie sie auch zu Ende.

Die Geschichte mit dem ollen Hindenburg ist ja auch zu schön gewesen! Zwei Herren streiten sich über eine Schlacht im I. Weltkrieg. Und das mitten in einer Feierstunde. Die vielen Leute, die gekommen waren, wussten nicht, was sie machen sollten. Die beiden unterbrechen? Den Streit schlichten ...? Nein, das ging doch wirklich nicht ... Wer wagte es denn schon, dem greisen Feldmarschall ins Wort zu fallen? Das wagte keiner.

Alles geriet ins Stocken. Das Festessen wurde kalt. Die Ehrenformation stand sich die Beine in den Bauch. Der Zug wartete auf dem Bahnhof, doch kein Hindenburg wollte erscheinen. Natürlich kamen jetzt auch die anderen Zugverbindungen durcheinander. Es war ein heillooses Durcheinander, nur weil die beiden Herren glaubten, sie müssten noch einmal den Weltkrieg durchspielen, in allen Einzelheiten.

Und was machten jetzt die vielen Leute, die aus nah und fern gekommen waren? Sie begannen auch zu erzählen. Es gibt ja immer soviel zu sagen, wenn Leute zusammenkommen. Der Bahnhofsvorsteher erzählte von seinem Enkelchen, das gerade das Laufen gelernt hatte. Und manchmal schon richtig gehen konnte. Natürlich nicht immer geradeaus und auch nicht immer auf seinen zwei Beinen. Manchmal krabbelte es eben immer noch auf allen Vieren durch die Wohnung. Aber er fand's einfach toll, dieses süße kleine Würmchen zu beobachten. Und wenn das Enkelchen an einen Tisch geriet, der ausgerechnet genau in seiner Laufrichtung stand, dann konnte es schon mal passieren, dass es voll dagegen rannte. Und bautz! schon lag es auf dem Boden. »Aber«, so sagte der Bahnhofsvorsteher, »eines Tages, es wird gar nicht mehr lange dauern, wird es auch um den Tisch herumlaufen können, da bin ich mir ganz sicher.«

Die Soldaten klagten über ihren kargen Sold und fragten, wie sie denn davon ihr Bier bezahlen sollten. Die Hausfrauen schimpften auf die gestiegenen Preise, denn in Deutschland herrschte gerade die Inflation. Ein Kilo Butter kostete mittlerweile schon eine Milliarde. Und die Preise stiegen weiter, ein Ende war nicht abzusehen, obwohl die Politiker immer sagten, dass es bald wieder besser werden würde. Es gab schon Leute, die fuhren mit einem Wägelchen zum Einkaufen. Nicht um die Waren darin zu transportieren, Gott bewahre nein, sondern einzig und allein nur deshalb, um das viele Geld überhaupt mitnehmen zu können.

Besonders schwer hatten es natürlich die Taschendiebe in dieser Zeit. Die kamen aus dem Schimpfen gar nicht mehr raus. Überall sah man sie rumste-

hen und meckern, darüber vergaßen sie ganz, warum sie eigentlich zu diesem Fest gekommen waren. Zum Klauen natürlich. Sie hatten es aber auch wirklich zu schwer damals! Statt ein paar Mark aus den Taschen zu angeln, mussten sie jetzt, weil Inflation war, ganze Bündel rausziehen, dicke fette Geldscheinbündel, so um die drei Pfund schwer. Und das fiel natürlich auf, selbst der Dümme musste es mitkriegen, dass er gerade beklaut wurde. Die Taschendiebe überlegten deshalb schon allen Ernstes, ob sie sich nicht beim Vater Staat beschweren sollten, wegen gravierender geschäftlicher Nachteile. Einige dachten sogar daran, ihr ehrenwertes Handwerk ganz aufzugeben. »Dann doch lieber Sozialhilfe«, sagten sie. »Oder wir könnten ja gleich Beamte werden. Auf jeden Fall, wenn's so noch länger weitergeht, sind wir am Ende.«

Dann gingen die Leute in eine Kneipe, das Rumstehen hatte allen Reiz verloren, außerdem fing es gerade an zu regnen. Auch der olle Hindenburg kam so langsam zu einem Ende, der Gesprächsstoff ging ihm nämlich aus. Er erklärte noch ganz schnell meinem Großvater, dass er im nächsten Krieg die Flügel ganz entscheidend verstärken werde, denn nur über die Flügel könne man den Gegener so richtig schön durcheinanderwirbeln, schon Hannibal habe das gewusst und den Römern den blanken Schrecken eingejagt.

Dann stand der alte Feldherr ganz allein auf dem Platz, denn mein Großvater hatte auch keine Lust mehr, diesem Gequatsche noch länger zuzuhören. Er nahm mich bei der Hand und ging ebenfalls in eine Kneipe. Dort bestellte er ein großes Bier und ich bekam eine schöne rote Limande.

Der olle Hindenburg stand also nun ganz allein auf dem weiten großen Platz und suchte vergeblich nach einem anderen Gesprächspartner. Aber keiner hatte Lust, sich mit diesem ollen Tattergreis zu unterhalten. Da beschloss er, nach Hause zu fahren, in seine schöne große Villa, um was Gutes zu essen. Der Hunger hatte sich nämlich gemeldet. Und ein Feldherr, dessen Magen knurrt, ist kein guter Feldherr. Er hielt also ein Taxi an, das gerade vorüberfuhr. Doch der Taxifahrer fragte gleich, ob er denn auch Geld dabei hätte, Feldherr hin oder her ... Wenigsten eine Billion müsse er schon locker machen, drunter ginge nichts, schließlich sei das Leben hart, außerdem herrsche Inflation. Doch da musste der Hindenburg passen, er hatte keine einzige Mark dabei.

Wie er den weiten Weg nach Hause geschafft hatte, wusste Oma Käthe natürlich nicht zu sagen. Denn sie war ja mit ihrem Großvater in einer Kneipe und ließ sich die Limonade schmecken. Aber wunde Füße wird er wohl bekommen haben, sagte sie. »Ist alles nur erfunden«, schrien die Enkelchen. Und die Oma meinte: »Könnte aber so gewesen sein ...«

Und sowas erzählt sie den Kindern! Statt sich nützlich zu machen, erzählt sie so einen Quark! Am besten, sie geht ins Altersheim, meint die Mutter. Dort kann sie erzählen, was sie will. Dort hört sowieso keiner zu, weil die Leute im Altersheim ja alle taub und blind sind, wenigstens die meisten. Und die noch hören können, hören garantiert nicht zu, denn die interessieren sich nicht für solche dummen Geschichten. Doch so lange sie noch hier ist, hat sie gefälligst den Mund zu halten. Doch die Oma schert sich nicht

drum. Denn kaum ist ihr eine neue Geschichte eingefallen, beginnt sie sofort wieder zu erzählen ... Und darüber vergisst sie, dass sie ja eigentlich noch einkaufen gehen sollte, auch im Garten hätte sie das eine oder andere noch machen müssen. Denn wer eine gute Geschichte erzählen will, der hat sich voll und ganz darauf zu konzentrieren. Da kann man nicht noch groß ans Einkaufen denken. Auch nicht an den Garten. Schließlich sei sie das den Enkelchen schuldig, denn halbe Sachen mache sie nicht ...

Als junges Mädchen bin ich mal in Leipzig gewesen, bei meinem hochberühmten Onkel. Der war deshalb so berühmt, weil er ein paar Bücher geschrieben hat. Über Schmetterlinge zum Beispiel. Doch das kann ich heute nicht mehr so genau sagen, er hat mir ja seine Bücher nie gezeigt. Es könnte auch sein, dass er über Nashörner schrieb oder die Blattläuse, auf jeden Fall waren sie damals eine echte Sensation, dann er bewies schlagend, dass auch Tiere eine Seele haben ... Mein Onkel hieß: Friedrich Bartels. Und den besuchte ich nun und schnupperte zum ersten Mal in meinem Leben die Luft der großen weiten Welt. Ach, war das schön! Ja, mein Onkel, dieser berühmte Mann, hat mir Leipzig gezeigt, obwohl er eigentlich überhaupt keine Zeit hatte. Denn ständig musste er irgendwelche Bücher schreiben. Und das dauert ja bekanntlich. Wer über Schmetterlinge schreiben will, der muss Geduld haben. Allein um die wunderschönen Farben zu beschreiben, braucht es Zeit. Und dann kriechen sie ja auch als Raupen durch die Gegend. Habt ihr schon mal versucht, so eine Raupe zu verfolgen? Die braucht, um allein über einen einzigen Ast zu schleimen, wenigsten zwei Stunden ...

Er nahm mich also bei der Hand und schon ging's los, den ganzen Tag sind wir gelaufen, von einem Ende der Stadt zum anderen. Und wenn ich müde wurde, dann hat er mir ein Eis gekauft. Was ich nicht alles gesehen hab! Den Zoo hat er mir gezeigt und das Völkerschlachtdenkmal. Auch das riesige Messegelände. Und natürlich auch Auerbachs Keller, dieses weltberühmte Lokal, in dem schon Goethe sein Eisbein aß ... Kennt ihr diesen Goethe? Das war ein Dichter. Und ein großer Filou obendrein, ein Lebemann, der auch mal kurz nach Italien ausbüchste, weil ihm in Weimar die Decke auf den Kopf zu fallen drohte. So einer war das, immer unterwegs, und trotzdem hat der 'ne halbe Bibliothek vollgeschrieben. Wie er das geschafft hat, ist mir allerdings ein Rätsel.

Der Tisch, an dem der große Dichter in Auerbachs Keller saß, ist noch heute zu besichtigen. Der ist rund und immer liegt eine schöne weiße Decke drauf, damit ihn ja auch jeder sehen konnte. Die Leute standen also vor dem Tisch und bestaunten das Ding. Und viele dachten, ich übrigens auch: »Hier hat also unser Goethe gegessen, an diesem runden Tisch. Ob's ihm auch geschmeckt hat?« Auch 'n paar Kellner standen dabei und gaben einige Informationen. Natürlich standen die nur deshalb rum, weil sie Trinkgelder kassieren wollten. Dieser Tisch hat sich schon richtig bezahlt gemacht.

Und weil das so ein hochberühmter Tisch war, durfte sich auch keiner dran setzen, das war strikt verboten. Tat's einer doch mal aus Versehen, dann hatte er gleich was zu berappen, da kannten die Kellner nichts. In diesem

Keller soll auch der Teufel sein Unwesen getrieben haben. Aber das ist schon wieder eine andere Geschichte ...

Mein Onkel lud mich auch zu einem Vortrag ein. Ich sollte ruhig mal sehen, wie er sein Geld verdiente. Doch mitten im Vortrag bekam er einen Herzinfarkt und brach zusammen. Ich hab's miterlebt, stand ja direkt neben dem Rednerpult. Das also erzählte die Oma über ihren Onkel. Und die Erwachsenen dachten: »Die Oma ist verrückt. Bald wird sie noch völlig überschnappen. Und was dann?«

Und schon beginnt sie wieder zu erzählen, und das genau in der Zeit, wo der Papa die Tagesschau sehen möchte. Warum kann sie denn nicht auch mal 'n bisschen warten? Fällt ihr gar nicht ein, schon muss sie loslegen, ganz gleich, ob nun was im Fernsehen kommt, oder die Mutter gerade Besuch hat, ist ihr völlig egal ...

Im Jahre 1945 kamen die Amis. Zuerst war's noch ganz ruhig, so die Oma, aber dann ging's los. Häuser wurden zusammengeschossen und mehrere Bauern kamen zu Tode dabei. Als die Amis ins Dorf einrückten, wollte sich niemand zeigen. Alle hatten sich versteckt, im Keller oder in der Scheune ...

Die Enkelchen gehen auf ihr Zimmer. Die Oma muss nun doch eine Pause machen, das viele Erzählen hat sie richtig ermüdet. Ihnen ist das gerade recht. Denn auch sie brauchen jetzt ein Pause, außerdem wollen sie noch etwas über die Geschichten nachdenken. Die Geschichte mit dem ollen Hindenburg ist ja auch wirklich zu schön gewesen ...

Der alte Feldmarschall kommt aber nicht mehr allzu weit, denn seine Füße tun ihm schon bald irrsinnig weh. Wie er gerade durch Leipzig humpelt, sieht er ein Gasthaus. Ei, denkt er, wer viel gelaufen ist, der darf auch mal was essen. Und schon geht er ins Lokal. Er schaut sich um, entdeckt einen runden Tisch mit einer schönen weißen Decke drauf und will sich dran setzen. Doch ein Kellner sagt. »Tut mir leid, der Tisch ist schon besetzt, hier sitzt der berühmte Goethe, ein Dichterpörscht.« Aber der olle Hindenburg hat von diesem Goethe noch nie was gehört und deshalb sagt er: »Kenn ich nicht«, und setzt sich an den Tisch. Da kann der Kellner auch noch soviel schimpfen, es hilft nichts. Der olle Hindenburg bleibt einfach sitzen und bohrt sich in der Nase.

Nun kommt der berühmte Goethe ins Lokal, setzt sich an seinen Tisch und bestellt, wie üblich, sein Eisbein mit Sauerkraut. Den ollen Hindenburg nimmt er aber überhaupt nicht zur Kenntnis. Denn er hat es nicht mit Soldaten, und Feldherren mochte er schon gar nicht. Auch als jetzt die Amis ins Lokal stürmen, isst er in aller Ruhe weiter. Er lehnt auch dankend ab, als ihm ein Ami einen Kaugummi anbieten will. »Dieses Zeug ist mir zu klebrig«, sagte er, »was ist denn das für'n Zeug?« Die Amis sind völlig von den Socken, weil jemand ihre Kaugummis nicht will. Sie sind so bestürzt darüber, dass sie gleich ihre Nationalhymne singen. Das hätten sie aber besser nicht tun sollen! Denn der olle Hindenburg steht plötzlich auf, schlägt die Hacken zusammen und schmettert die deutsche Nationalhymne. Einige Gäste stehen ebenfalls auf und singen mit. Es ist ein fürchterliches Spektakel. Der Geschäftsführer verliert darüber seine ganzen Haare. »Wie können

denn seine Gäste nur so blöd sein«, muss er immerfort denken, »jetzt wird doch das schöne Essen kalt.«

Dann befiehlt der olle Hindenburg, alle Amis aus dem Lokal zu weisen. Ausländer hätten hier nichts zu suchen. Doch die lassen sich das natürlich nicht so ohne weiteres gefallen. Und was machen sie sie? Sie kleben überall ihre Kaugummis hin. Und weil ihnen der Geschäftsführer mit seiner Glatze so leid tut, bekommt er einen besonders dicken auf den Hinterkopf geklebt. In diesem schrecklichen Durcheinander betritt der berühmte Bartels das Lokal und bekommt sofort einen Herzinfarkt. Der Herr Goethe sieht das und pfeift dreimal auf seinen Fingern. Und schon kommt der Teufel höchstpersönlich angeritten. Um Bezin zu sparen, hat er sich entschlossen, wieder mal seinen alten Besen zu benutzen, so wie's schon seine Großmutter immer gemacht hatte.

Er will nun wissen, was denn der hochberühmte Goethe ihm befehle? Und der sagt: »Wenn schon die Amis rausgeschmissen werden, dann schmeiße auch diesen ollen Hindenburg aus dem Lokal. Ich möchte nämlich in aller Ruhe weiteressen.« Das lässt sich der Teufel aber nicht zweimal sagen. Der olle Feldmarschall bekommt einen Tritt in seinen Allerwertesten und segelt aus dem Lokal. Weil der Tritt aber so kräftig war, segelt er weiter bis nach Tannenberg. Dort plumpst er unsanft auf die Erde. Der Zufall will es, dass er ausgerechnet weit hinter den feindlichen Linien landet. Weit und breit sind keine deutschen Soldaten zu sehen. Da beklagt er sein Schicksal und schwört, nie mehr irgendeine Schlacht zu schlagen.

Dann sagt der Goethe: »Mach auch diesen armen Bartels wieder gesund. Der soll doch seinen Vortrag zu Ende bringen können.« Auch das ließ sich der Teufel nicht zweimal sagen. Und schon ist der arme Bartels wieder putzmunter. Er reibt sich die Augen, bittet die Gäste um Entschuldigung und setzt seinen Vortrag fort. Dem Teufel ist das aber viel zu langweilig, was interessieren ihn denn schon Schmetterlinge und Nashörner. Deshalb geht er zum Herrn Goethe und fragt: »Willst du mir deine Seele verkaufen? Dafür kriegst du alles, was du möchtest.« Und was sagt da der Goethe? Er sagt: »Ich hab schon gegessen, bin völlig satt. Heute wird's wohl nichts werden aus unserem Geschäft.« Steht auf und verlässt das Lokal.

Der Teufel bekommt darüber so eine Wut, dass er sich in den eigenen Schwanz beißt und in den Ofen springt. Unser Herr Bartels lässt sich davon aber überhaupt nicht stören, er redet weiter. Und alle Gäste verlassen fluchtartig das Lokal. Der Geschäftsführer bekommt einen Hörsturz und die Kellner springen in ihrer Verzweiflung in die Suppenterrinen. Aber der Bartels redet weiter. Und wenn er nicht eines Tages doch noch einen Herzinfarkt bekommen sollte, dann redet er noch heute ...

So oder so ähnlich spielen die Enkelchen Omas Geschichten nach. Den schwierigsten Part hat natürlich wieder mal die kleine Stefanie erwischt. Sie muss nämlich an der Tür stehen und aufpassen. Kein Erwachsener sollte sie stören, vor allem nicht die Mama. Aber die kleine Stefanie will natürlich auch mitspielen, immer nur rumstehen ist ihre Sache nicht.

Also schnappt sie sich einen Kochtopf und schlägt darauf herum. Bald ergibt sich daraus sowas wie ein Rhythmus. Und die beiden Jungs, der Peter und der Hans, orientieren ihr Spiel, ohne es eigentlich zu merken, immer mehr an dem Geklopfe. Dabei passieren schon die tollsten Sachen. Der Goethe zum Beispiel isst plötzlich im Dreivierteltakt. Und als die kleine Stefanie den Rhythmus ändert, sie fällt ganz abrupt in einen Vierertakt, da isst der Peter, der den Goethe spielt, im Marschrhythmus, ohne aufzuschauen, ganz mechanisch und immer feste rein.

Hans, der älteste, will natürlich den Hindenburg spielen. Und das tut er auch, mit viel Gebrüll und Hackenzusammenschlagen. Aber bald hat er keine Lust mehr dazu. Also spielt er nun den Teufel und reitet auf einem Besen durchs Kinderzimmer. Und weil's ihm so großen Spaß macht, ist er drauf und dran, auch mal kurz durchs Fenster zu steigen, der Teufel kann ja bekanntlich alles. Warum sollte er nicht auch mal durchs Fenster gehn ...?

Der elfjährige Peter spielt die Kellner und den Geschäftsführer. Und den Bartels natürlich. Diese Rolle liegt ihm besonders gut, denn er kann nun reden und reden, soviel er will, und keiner darf ihn unterbrechen. Auch als er den Herzinfarkt mimt und schon japsend auf dem Boden liegt, redet er weiter und weiter.

Die Kinder spielen und vergessen die Zeit. Die Mama kann rufen, soviel sie will. Auch als sie schreit: »Aber jetzt kommt doch die Sesamstraße!«, machen sie weiter. Dann kommt die Mutter ins Kinderzimmer und sieht die Schweinerei. Und weiß natürlich sofort, wer an allem schuld ist, die Oma natürlich. Denn wer hat denn den Kindern diese verrückten Geschichten erzählt? Sie natürlich!

Am Abend beklagt sie sich bitter bei ihrem Mann und sagt: »Die Oma muss weg, am besten geht sie in ein Altersheim.« Ihr Mann sagt nichts dazu, denn er hat an diesem Abend ganz andere Dinge im Kopf. Und das Gemecker und Gestöhne seiner Frau kennt er ja schon, fast jeden Tag beklagt sie sich über die Oma. Das weiß natürlich auch seine Frau, aber trotzdem redet sie weiter. Immerhin verschafft sie sich damit etwas Luft, und das ist doch auch schon was ...

* * *

Das Haus am Meer

Das hatte er sich so schön ausgedacht. Er dachte: Wenn ich mein Haus anzünde, dann krieg ich Geld von der Versicherung. Und wenn ich dann das Geld habe, kann ich ein neues Haus bauen. Oder ich zieh nach Lanzarote und kann da eins bauen. Vielleicht sogar 'n schickes Restaurant. Auf jeden Fall, mit dem Geld kann ich 'ne Menge anfangen. Jeden Tag musste er daran denken, wie er das viele Geld anlegen würde. Schon beim Rasieren malte er sich aus, dass sein Haus auf Lanzarote bestimmt zwei, wenn nicht gar drei Stockwerke hätte. Und dass er dann auch eine schöne Frau bekäme. Denn Frauen, das war für ihn sonnenklar, haben nun mal ein ausgeprägtes Verhältnis zum Geld.

Eines Tages zündete er das Haus an. An mehreren Stellen zugleich. Es brannte lichterloh. Nach wenigen Minuten kam die Feuerwehr und versuchte zu löschen. Doch da gab es nicht mehr allzu viel zu löschen. Das Haus brannte bis auf die Grundmauern ab. Er stand da und schaute zu. Konnte seinen Blick gar nicht mehr wegrehen, so fasziniert war er. Sein Herz schlug bis zum Hals, hüpfte regelrecht vor Freude. Und immer wieder sagte er sich: »Jetzt hab ich's geschafft. Jetzt beginnt ein neues Leben.«

Ihm wurde der Prozess gemacht. Man hatte nämlich sehr schnell herausgefunden, dass das Haus an mehreren Stellen zugleich angezündet wurde. Das sprach eindeutig für Brandstiftung. Er war in Verdacht geraten, weil er in seiner Stammkneipe immer wieder von seiner Abreise sprach. Er sagte jedem, der es hören wollte: »Ich geh nach Lanzerote. Was soll ich denn noch hier. Werde 'n Haus baun. Schön groß wird es sein und weitläufig. Blick auf's Meer«. Und als man fragte, wie er denn das bezahlen wolle, da lächelte er nur. Einmal sagte er: »Wird schon gehn, irgendwie. Muss nur schlau sein ...«

Als man ihn verhaftete, gab er sofort alles zu. Fast schien es, als hätte er auf die Verhaftung regelrecht gewartet. Schon bei der ersten Vernehmung sagte er: »Ich wollte die Versicherungssumme einstreichen. Ging aber voll daneben. Hab'n Fehler gemacht.« Er wurde verurteilt. Das Urteil lautete: 18 Monate ohne Bewährung wegen versuchten Versicherungsbetrugs.

Das Leben im Gefängnis war eigentlich gar nicht mal so schwer. Man hatte nur die Regeln zu beachten. Die Anstaltsregeln und die vielen Regeln, die sich die Gefangenen selber gaben. Und da er keinen Fehler machen wollte, tat er alles, um nur ja nicht unliebsam aufzufallen. Jeden Morgen überlegte er, was denn alles so zu tun sei. Und wie er am besten dem Gefängnispersonal und natürlich auch den Häftlingen gefallen könne. Am Abend machte er sozusagen Bilanz. Ließ den Tag noch einmal Revue passieren und überlegte, ob er denn auch alles richtig gemacht hätte. Manchmal übte er sogar in seiner Zelle. Er stellte sich die Situationen vor und schlüpfte dann in die verschiedenen Rollen. Mal spielte er sich selber, mal spielte er auch den Gefängnisdirektor oder den Pastor. Und natürlich auch die Häftlinge.

Das war manchmal aber gar nicht so einfach. Denn oft musste er dabei regelrecht über seinen eigenen Schatten springen. Musste zum Beispiel, wenn er den Alphons spielte, das war der Häftling aus Zelle 37, laut und ordinär herumgrölen. Und musste, was ihm besonders zuwider war, überall Zigarettenkippen fallen lassen. Oder den Aschenbecher achtlos umschmeißen. Und dabei auch noch laut lachen. Denn das machte der Alphons immer. Besonders, wenn er gut gelaunt war.

Gingen ihm solche Situationen doch manchmal allzu hart gegen den Strich, dann sagte er sich: »Du musst da durch. Also zier dich nicht.« Bald hatte er den Ruf, ein richtiger Trottel zu sein. Aber das störte ihn nicht. Ganz im Gegenteil, das war für ihn das schönste Kompliment. Denn wichtig war einzig und allein für ihn, dass er alles immer richtig machte.

Der Tag der Entlassung rückte näher und näher. An manchen Abenden, wenn er allein in seiner Zelle war, bekam er richtig Angst bei dem Gedanken, schon bald wieder in Freiheit zu sein. Nach seiner Entlassung ging er in sein Heimatstädtchen. Doch schon nach wenigen Tagen verließ er es wieder. Es war einfach zu schwierig, irgendeine Arbeit zu finden. Aber noch schwieriger war es, den Leuten zu erklären, wie es denn so im Knast gewesen war. Er konnte doch nicht erzählen, wie er in seiner Zelle immer wieder die verschiedenen Rollen durchgespielt hatte. Denn die Leute stellten sich unter einem Leben im Knast etwas völlig anderes vor.

Er kratzte sein letztes Geld zusammen und flog nach Lanzarote. Der Zufall wollte es, dass er sofort eine Arbeit bekam. Er wurde in einem Hotel angestellt. Nun musste er die Koffer der Touristen tragen. Und manchmal fuhr er auch die sonnengebräunten Leute über die Insel. »Was Besseres«, dachte er, »hätte mir gar nicht passieren können. Ach, hab ich's gut«. Eines Tages traf er einen ehemaligen Häftling, den Alphons, wieder. Ausgerechnet den! Diesen unordentlichen Menschen. Der nur herumgrölen konnte und seine Kippen überall fallen ließ. Der wollte hier Urlaub machen, wie er sagte. »Mal 'n bißchen Bräune tanken. Und Weiber aufreißen«.

Aber er merkte schon bald, dass der Alphons, dieser ungehobelte Typ, etwas ganz anderes im Schilde führte. Denn es dauerte gar nicht lang, da sagte sein ehemaliger Knastkumpan: »Hab was vor. Und du machst mit, ich rechne mit dir. Du willst doch deine Stellung behalten ...« Also erklärte er sich bereit, dem Alphons zu helfen. Er sollte Schmiere stehn bei einem Einbruch. Es ging auch alles glatt. Und er dachte: »Einmal ist keinmal«. Doch der Typ wollte weitermachen. Und wieder musste er dem Alphons helfen. Wieder und wieder. Der konnte einfach nicht genug davon kriegen. Spähte immer neue Möglichkeiten aus. Es war ja auch zu einfach auf dieser Insel, mit den vielen Ferienhäusern, einen Bruch zu machen.

»So kann's wirklich nicht mehr weitergeh'n«, dachte er, »doch wie soll ich dem Alphons erklären, dass ich aussteigen will?« Der hatte nämlich schon wieder einen Einbruch geplant. Diesmal einen besonders gewagten. Eines Tages fand man den Alphons mit durchschnittener Kehle in den Dünen. Die Untersuchungen wurden sehr bald eingestellt, denn es gab nicht die geringsten Anhaltspunkte. Es war ein perfektes Verbrechen.

Er versah seinen Dienst wie immer. War zuvorkommend und höflich. War auch bereit, Überstunden zu machen. Der Hotelmanager war so zufrieden mit ihm, dass er ihm die Stellung eines Portiers anbot. Wenig später lernte er eine Frau kennen. Ihm war völlig unerfindlich, warum sie sich ausgerechnet ihn ausgeguckt hatte. Seine Angst, sie zu verlieren, war so groß, dass er manchmal gar nicht mehr richtig schlafen konnte. Immer musste er sich fragen, ob er denn auch alles richtig gemacht habe. Und um absolut sicher zu sein und um endlich auch wieder mal einigermaßen schlafen zu können, verdoppelte er seine Anstrengungen. Er machte sich nützlich, wo er nur konnte. Ja, er machte sich geradezu unersetzlich. Und eines Tages schlug ihm die Frau vor, er solle doch in ihr Haus ziehen. Weil er der richtige Mann für sie sei ... Er zog zu ihr. Und wieder verdoppelte er seine Anstrengungen. Welch eine Kraft schlummerte in ihm! Davon hatte er ja überhaupt keine Ahnung gehabt! Er wusste gar nicht, zu was er alles fähig war ... Zu Glück gab es auch sehr viel zu tun bei ihr, in ihrem wunderschönen Haus am Meer. Da musste zum Beispiel tapeziert werden. Außerdem konnte er den Keller ausräumen, der war nämlich von oben bis unten voller Gerümpel. Er kaufte auch fast jeden Tag ein. Und wenn es seine Zeit erlaubte, dann kochte er auch. Er machte sich eben nützlich, so gut er konnte. Und seiner neuen Freundin gefiel das sehr.

Nachts konnte er die Wellen gegen die Steilküste schlagen hören. Und am Tage ging er durch den schönen Garten, sah über's Meer und dachte: »Ich hab's geschafft. Endlich hab ich all das erreicht, wovon ich schon immer geträumt habe. Kann ein Mensch glücklicher sein?« Wenn da nur nicht immer wieder diese schreckliche Angst in ihm hochgekommen wäre: Machte er denn tatsächlich auch immer alles ganz richtig? »Nur ja nicht nachlässig werden«, schwor er sich. »Immer auf der Hut sein, wie leicht übersieht man das eine oder andere und schon ist es zu spät!«

Eines Tages sagte seine Freundin, dass er ihr fürchterlich auf die Nerven gehe mit seiner ewigen Pedanterie. Zuerst verstand er nicht, was sie sagen wollte. Doch dann dämmerte ihm, dass er vielleicht doch nicht immer alles richtig gemacht hatte ... Vielleicht sollte zur Abwechslung auch mal schlampen. Oder einfach irgendwas liegen lassen.

Oder auch mal etwas zu spät kommen ... Er musste ja nicht immer auf die Sekunde pünktlich sein! Nun bemühte er sich mit aller Kraft, alles etwas weniger korrekt zu tun. Aber irgendwie wollte ihm das nicht gelingen. Es widerstrebt ihm so sehr, dass er darüber fast krank geworden wäre. Doch seine Freundin schien von all seinen inneren Kämpfen überhaupt nichts zu bemerken. Im Gegenteil, sie wurde immer ungeduldiger. Manchmal konnte sie schon am Morgen, wenn er das Frühstück pünktlich auf die Sekunde servierte, richtig fuchsig werden. Und wenn er sich nachts im Bett, kurz vor dem Einschlafen, mit einer gemurmelt Entschuldigung auf sie wälzte und versuchte, besonders zärtlich zu sein, dann explodierte sie.

Eines Tages sagte sie, wenn er sich jetzt nicht endlich ändern würde, und zwar grundsätzlich, dann würde sie sich von ihm trennen. Ihn traf dieser Satz wie ein Hammer. Ihm wurde fast schwarz vor Augen. Und er musste sich setzen. Die nächsten Tage erlebte er wie im Traum. Immer musste er an

diesen Satz denken. Und je mehr er daran dachte, desto schmerzhafter kreiste er in seinem Kopf herum. Was hatte er denn bloß alles falsch gemacht? Hatte er denn nicht alles versucht, um seine Freundin glücklich zu machen?

Tagelang hütete er das Bett. Seine Freundin holte einen Arzt, doch der konnte nichts feststellen. Sein Zustand verschlechterte sich jedoch immer mehr. Und zu seinem Ärger wollte seine Freundin auch davon nichts bemerken. Sie tat vielmehr so, als wäre alles in Ordnung.

An einem Sonntagmorgen, seine Frau war gerade in die Kirche gegangen, stand er auf, ging zur nächsten Tankstelle und kaufte einen Kanister Benzin. Wieder zuhause, ging er in den Garten und schaute lange über's Meer. Dann ging er ins Haus und schüttete das Benzin in den Flur. Ging ins Wohnzimmer, kippte das restliche Benzin auf den schönen neuen Teppich und zündete es an ... Wenn er sich etwas beeilt hätte, hätte er vielleicht noch die Tür erreichen können. Doch er stand nur da, schaute in die Flammen und rührte sich nicht von der Stelle.

* * *

Eine nicht mehr ganz so junge Dame aus Gifhorn erzählt

Und dann sind sie gekommen, die Engländer. Das Dröhnen der Panzer ließ die Fensterscheiben erzittern. »Jetzt kommen Se! Jetzt müssen wir erst noch die Bettlaken hol'n!« Gesagt, getan. Aber eigentlich waren »die Engländer ja ganz friedlich«, bis auf die Einquartierungen natürlich. Doch sie hatte nichts zu befürchten, Margarete Schwannecke, eine Dame, nur »ein bisschen älter«, wie sie sagt, Jahrgang 1915, geboren im 1. Weltkrieg.

Dann erzählt sie von Gifhorn, ihrer Geburtsstadt, schlägt den Bogen über die Jahrzehnte, als wären es gerade mal einige Jahre. So ist ihr alles noch präsent.

Sie erzählt, dass damals, vor langen Jahren, überall Kastanienbäume standen. Und »die blühten so herrlich«. Und darunter ließ es sich so schön sitzen, zusammen mit der Familie. Die Kinder spielten, die Frauen tratschten. Und spät abends kamen die Männer von der Arbeit.

Damals vor 80 Jahren, als Gifhorn noch ein winzig kleines Städtchen war, gerade mal gut dreitausend Einwohner groß. Und Fuhrwerke gab es noch die Menge, von Pferden gezogen, aber auch von Kühen. Autos sah man nur wenige. Das war eine Sache für die Reichen, und Gifhorn war ein armes Städtchen.

Das VW-Werk hat es noch nicht gegeben, das wurde erst später gebaut, während des 1000-jährigen Reiches. Und dann gab es noch die Inflation und die Wirtschaftskrise. Aber sie, unsere Dame, ließ sich davon ihren Lebensmut nicht nehmen. So war sie eben, stand mit beiden Beinen im Leben, nahm die Dinge, wie sie kamen.

Nur manchmal knirschte sie mit den Zähnen, das war nach dem Jahre 33, nach der Machtergreifung, als sich die Obrigkeit querlegte mit einer aberwitzigen Begründung, als man ihr in einer Herzensangelegenheit von Amts wegen reinpfuschte ... Doch darüber möchte sie nicht gerne reden.

Natürlich gab es Fliegeralarm gegen Ende des Krieges. Und dann hieß es immer, ab ins Schloss! Tief unten in den Kellern, da trafen sich die Gifhorer, zitternd und ängstlich, denn am Himmel flogen die Bomber. Und man wusste nie, wo sie ihre tödliche Last abwerfen würden.

Raus aus den Kellern und wieder gearbeitet beim Roten Kreuz. Damals gab es viel zu tun, wie man weiß. Verwundete mussten versorgt, die Lebensmittel wollten möglichst gerecht verteilt werden. Tagsüber im Büro, nachts im Schloss, im Keller, als die Bomber kamen.

Dann war endlich alles wieder vorbei. Nach den Engländern kamen die vielen Flüchtlinge, die wollten aber auch versorgt werden, mit Essen, mit Wohnraum. Und manchmal auch mit einem tröstenden Wort. Darum war sie aber nie verlegen.

Die Stadt versank im Chaos, die alte Ordnung war Geschichte, die neue ließ noch auf sich warten. Aber eines funktionierte ausgezeichnet: der Schwarze Markt. Wer etwas hatte, konnte tauschen, wer nichts hatte, versuchte es trotzdem. Für ein Klavier konnte man gut und gerne ein Schwein ergattern. Und die gehamsterten Esswaren, Schinken und Würste, so erzählt sie, wollten sichergestellt werden, man wusste ja nie, ob nicht irgendwelche missgünstigen Menschen nachts das Haus heimsuchen würden.

Also buddelte man eine Grube, tat eine große Kiste darein, und zuguterletzt legte man einen Teppich darüber. So waren die Vorräte geschützt. Wie gesagt, man musste Vorsicht walten lassen.

Und wenn sie heute durch das Städtchen geht, das kann sie noch, überhaupt kein Problem, denn rüstig ist sie noch immer, geht sie also durch das Städtchen, dann hört sie die Häuser erzählen ...

Und sie antwortet: »Weißt du noch ... Ach, der ist auch schon gestorben ... Nicht möglich! Aber der war doch erst 84 ...« Und ihre ältere Freundin sagt: »Ach, was redest du denn da, der lebt doch noch, oder?«

Was sie sich für die Zukunft wünscht? Dass es wieder aufwärts gehen möge, dass diese Misere endlich ein Ende habe, und dass die Geschäftsleute wieder Geschäfte machen, denn die vielen Pleiten sind ihr ein Graus.

So erzählt Margarete Schwannecke. Und sie sagt, »eigentlich hat sich das Städtchen ja gar nicht so sehr verändert«. Ja, es ist »größer geworden, der Verkehr hat zugenommen, sicher, aber eigentlich ist Gifhorn immer noch das alte gute liebe Heimatstädtchen«.

* * *

Der kleine Wolf und die sieben Geißlein

Der kleine Wolf war sehr klein, sein Fell noch etwas wuschelig, wie es eben bei kleinen jungen Wölfen so üblich ist, und doch unterschied er sich in einem Punkt von allen anderen Wölfen auf dieser Welt: Er hatte nämlich immer Hunger.

Seine Mutter, die alte Wölfin, war schon ganz verzweifelt: Was sollte sie denn noch alles machen, um diesen kleinen Vielfraß endlich mal satt zu bekommen. Eines Tages sagte sie: »Du gehst jetzt in die weite Welt hinaus. Versuch doch mal selber, was Essbares aufzutreiben. Wirst schon sehn, wie schwer das ist. Und mecker hier nicht ständig rum.« Denn der kleine Wolf hatte es sich nämlich angewöhnt, ständig herumzumeckern. Und das ging der Mutter ganz schön auf die Nerven.

Nun marschierte der kleine Wolf durch den Wald. Wie er sich auch bemühte, irgendwas zwischen seine Zähne zu bekommen, nichts wollte klappen. Wahrscheinlich war er noch zu klein dazu. Oder er war einfach viel zu ungeduldig, denn er wollte immer alles gleich sofort haben. Deshalb rannte er auch immer gleich sofort los, wenn er was sah, einen Hasen zum Beispiel. Doch der machte ihm natürlich nicht den Gefallen, einfach sitzen zu bleiben.

Sein Hunger wurde größer und größer. Schließlich war er so groß, dass sein Magen anfang zu knurren. Was heißt hier knurren: das war schon wie ein richtiges Gewitter, das aus seinem Magen drang. Und darüber wurden auch noch die letzten Tiere des Waldes vertrieben.

Auf einer Wiese, gleich neben dem dunklen Wald, spielten sieben kleine Geißlein. Und wie's eben so ist, wenn man allzu oft die gleichen Spiele spielt, man beginnt sich zu langweilen. Und so dachten sie: »Ach, hätten wir doch nur einen neuen Spielkameraden. Dann würde das Spielen auch wieder viel mehr Spaß machen.«

Gleich neben der Wiese stand ein Haus. Darin kochte die alte Geiß. Denn ihre sieben Kleinen wollten ja jeden Tag etwas zu essen haben. Aber immer schaute sie auf die Wiese. Denn sie wusste, dass im Wald die bösen Wölfe lauerten. Deshalb schaute sie auch alle fünf Minuten aus dem Fenster und verrenkte sich dabei den Hals.

Doch einmal in der Woche musste die alte Geiß einkaufen geh'n. Und deshalb schärfte sie ihren Kindern noch einmal ein, dass sie auf gar keinen Fall unachtsam sein sollten, denn die Wölfe würden immer und überall auf der Lauer liegen.

Wieder tobten die Geißlein auf der Wiese herum. Da kam der kleine Wolf aus dem Wald und fragte, ob er denn nicht mit ihnen spielen dürfe. Die Geißlein, froh darüber, dass sie jetzt endlich einen Spielkameraden hätten, sagten: »Ist doch klar!«.

Aber warum rannte denn der kleine Wolf nicht geradewegs auf die Geißlein zu, wie's sonst so seine Art war? Weil er aus seinen Fehlern gelernt

hatte. Ja, er hatte endlich begriffen, dass man trotz schneller Beine auch mit List und Tücke zu Werke gehen musste. Deshalb hatte er sich auch einen Plan zurechtgelegt. Zuerst wollte er mit ihnen spielen. Aber irgendwann wollte er sie trennen. Und wenn er dann ein einzelnes Geisslein vor sich hätte, würde er ganz fest zuschnappen.

Doch die Geisslein blieben immer zusammen. Und der kleine Wolf konnte machen, was er wollte, es gelang ihm einfach nicht, eins der Geisslein von der Gruppe wegzulotsen.

Aber am meisten freuten sich die Geißlein darüber, dass der Magen des kleinen Wolfes zu sehr knurrte. Das fanden sie auch zu komisch. Und weil das Geknurre des Magens nicht aufhören wollte, sangen sie ein Lied. Und das ging so: »Knurrt der Magen, tralala, dann gib't bald was zu essen, tralala ...« Der Wolf verzog sein Gesicht, versuchte zu lächeln und sagte: »Ich hab euch ja alle so lieb, zum Fressen lieb.«

Plötzlich erschien die Mutter auf der Wiese. Sie ließ alle Einkaufsstüben fallen und schrie: »Ogottogottogott! Das ist ja der böse Wolf!« Und die sieben Geisslein stürzten ins Haus und versteckten sich unter den Möbeln.

Am nächsten Morgen ging die Mutter wieder in die Stadt. Sie musste noch mal einkaufen geh'n, denn alle Gläser in der Einkaufsstübe waren in tausend Stücke zerbrochen. Und was machten die sieben Geisslein? Sie verließen das Haus, denn sie wollten ja wieder mit dem kleinen Wolf zusammen spielen. Doch weit und breit war kein Wolf zu sehn. Da sagten sie ganz traurig: »Wo ist er denn geblieben? Ach, könnten wir doch nur wieder mit ihm spielen!«

Und wie sie noch so hin- und herüber überlegten, wie sie's denn anstellen sollten, den kleinen Wolf wiederzusehn, da kam er auch schon aus dem Wald heraus. Er machte einen riesigen Satz, denn er wollte jetzt alle Geisslein auf einmal fressen. Aber kaum war er auf dem Boden angekommen und kaum hatte er sein kleines Mäulchen aufgerissen, da herzten und küssten sie ihn, so groß war ihre Freude, ihren alten Spielkameraden wieder zu haben. Und was geschah? Natürlich spielten sie wieder. Ach, so schön hatten sie ja noch nie gespielt.

Als die Sonne am höchsten stand, sagten die Geisslein: »Jetzt wollen wir mal was essen.« Und sie breiteten eine Decke aus, stellten acht Teller darauf und luden den kleinen Wolf ein, mit ihnen zu speisen.

Das sollte er essen, diesen Mohrrübensalat, dieses Müsli! Am liebsten wäre der kleine Wolf gleich wieder in den Wald gerannt. Doch dann nahm er sich ein Herz, besser, eine Pfote, und griff zu. Und es schmeckte ihm gar nicht mal so übel. Und je mehr er aß, desto besser schmeckte es ihm. Schließlich stopfte er so große Mengen in sich hinein, dass die sieben Geißlein aus dem Staunen gar nicht mehr herauskamen.

Als er alles aufgegessen hatte, fühlte er auf einmal gar keinen Hunger mehr. Das war aber absolut gegen seine Art, denn früher konnte er essen, soviel er wollte, und doch wurde er niemals satt. Sollte das vielleicht an den Speisen gelegen haben? Oder lag's vielleicht daran, dass er zum ersten Mal in seinem Leben in Gesellschaft gegessen hatte? Denn irgendwie mochte er plötzlich die sieben Geißlein.

Und weil der Tag so schön war, sangen sie ein Lied, nämlich den »Sieben-Geisslein-und-ein-Wolf-Song«.

* * *

Die sieben Geißlein und der kleine Wolf

Es waren einmal sieben Geisslein, die spielten auf einer Wiese. Und wie's eben so ist, wenn man immer die gleichen Spiele spielt, langweilt man sich. Und sie sagten: »Ach, hätten wir doch nur einen neuen Spielkameraden, dann würde das Spielen sicherlich auch wieder viel mehr Spaß machen.«

Da kam ein kleiner Wolf auf die Wiese. Und die sieben Geisslein fragten ihn, ob er denn nicht Lust hätte, mit ihnen zu spielen. Der kleine Wolf aber dachte: »Eigentlich würde ich euch ja viel lieber fressen, so groß ist mein Hunger. Aber gut, eine Weile werde ich mit euch spielen, dann werden wir ja sehn, wie's so weitergeht.«

Nun spielten die sieben Geisslein mit dem kleinen Wolf. Und weil er so schöne Einfälle hatte, machte das Spielen auch wieder viel mehr Spaß. Doch der kleine Wolf musste immer daran denken, dass er sie ja eigentlich alle fressen wollte. Doch weil es sieben waren, traute er sich nicht. Deshalb dachte er: »Vielleicht wird sich ja eine Gelegenheit ergeben, wo ich eins der Geißlein alleine vor meinem Maul habe. Dann werde ich sofort zuschnappen ...« Doch diese Gelegenheit wollte sich einfach nicht ergeben, weil die sieben Geißlein immer alle zusammen blieben.

Am nächsten Tag kam der kleine Wolf wieder auf die Wiese und wieder spielten sie alle zusammen. Aber wieder ergab sich keine Gelegenheit, eins der Geisslein von den andern wegzulotsen. Der kleine Wolf war schon ganz verzweifelt, denn sein Hunger wurde größer und größer. Da sagten die Geißlein: »Lasst uns doch mal was essen, es ist Mittagszeit.« Und sie luden den kleinen Wolf ein, mit ihnen zu essen.

Das waren aber komische Sachen, die er nun essen sollte, Mohrrüben zum Beispiel und Müsli. Solche Sachen hatte er ja in seinem ganzen Leben noch nicht gegessen. Doch um die Geisslein nicht zu beunruhigen, griff er zu. Und je mehr er aß, desto besser schmeckten sie ihm. Schließlich stopfte er so große Mengen in sich hinein, dass die Geißlein aus dem Staunen gar nicht mehr herauskamen.

Da sagten sie: »Du bist ja ein komischer Wolf. Isst Müsli und Mohrrüben. Bist du zum Vegetarier geworden?« Der kleine Wolf verschluckte sich und stammelte: »Ja, vielleicht. Vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall schmeckt es mir, vielleicht schmeckt mir morgen aber schon wieder was ganz anderes.« Denn er musste denken, dass er ja eigentlich viel lieber die Geißlein fressen würde.

Den Tag darauf spielten sie wieder alle zusammen. Und da geschah es, dass der kleine Wolf endlich ein Geisslein ganz allein vor seinem Maul hatte. »Jetzt werde ich zubeißen«, dachte er und machte sein kleines Mäulchen ganz weit auf ...

Da musste das Geisslein aber lachen, denn das sah ja auch wirklich zu komisch aus. So ein kleiner Wolf und so ein großes Mäulchen. Der kleine

Wolf wusste gar nicht so recht, wie ihm geschah, und plötzlich musste er mitlachen. Und sie lachten und lachten, bis die anderen Geißlein zu den beiden kamen und anfangen, ebenfalls zu lachen, obwohl sie ja gar nicht wussten, warum.

Und weil sie alle in so guter Stimmung waren, sangen sie ein Lied, nämlich den »Sieben-Geisslein-und-ein-Wolf-Song«.

* * *

Eine wahre Moorgeschichte

Gefragt, ob er denn auch Moorgeschichten kenne, musste der Forstinspektor passen. Ganz Fachmann erzählte er stattdessen von den besonderen Eigenschaften des Drömlings, einem Niedermoor. Er konnte auch sehr gut die Unterschiede zwischen einem Nieder- und Hochmoor erklären. Aber Moorgeschichten ...? Nein, die kenne er nicht. Aber gab es da nicht vor Jahren einen müden Wandersmann, der sich in der Dunkelheit verirrt und ins Moor gegangen war? »Nein, ist mir nicht bekannt«, sagte der Forstinspektor. Und war da nicht auch eine junge Frau, die an den vielen Nebeltagen, die typisch sind für ein Moor, ihr Herz dumpf schlagen fühlte und zum Strick gegriffen hat? »Nein«, sagte der Forstinspektor, »so'n Unsinn glaub ich nicht!« Im übrigen, so fuhr der Forstinspektor fort, schlafe er ausgesprochen gut. Er könne sich auch nicht erinnern, jemals unter sein Bett geschaut zu haben. Auch nicht an Tagen, wo der Nebel dicht und weiß über'm Drömling liege.

Ein paar Tage später sagte seine Frau, der Forstinspektor war seit 13 Jahren verheiratet, sehr glücklich, wie er nicht müde wurde, immer wieder zu betonen ... seine Frau sagte also, dass sie ihre Eltern im Niederbayerischen besuchen wolle. Er brachte sie zum Bahnhof. Und wie sie gerade einsteigen wollte, sagte sie: »Gib auf dich acht!« Und gerade, wie er ihr Gepäck verstaute, sagte sie noch: »Also, das könnte ich ja nicht, so allein in diesem großen Haus zu schlafen. Da würd ich garantiert Angst bekommen. Aber dir macht das ja überhaupt nichts aus, nicht wahr?« Dann fuhr der Zug ab. Und der Forstinspektor stand auf dem Bahnsteig und winkte.

Am Abend desselben Tages schaute er noch lange fern, was eigentlich gar nicht seine Art war. Aber irgendwie konnte er sich an diesem Abend von dem flimmernden und quäkenden Ding einfach nicht losreißen. Gegen 12 schaltete er den Apparat aus und ging ins Schlafzimmer. Wie er sich gerade ausziehen wollte, hörte er ein Geräusch. »Kommt von draußen«, dachte er, »ist vielleicht 'n Vogel ...« Er lauschte, konnte aber nichts mehr zu hören. Dann legte er sich ins Bett und schaltete das Licht aus.

Obwohl er schrecklich müde war, konnte er jedoch nicht einschlafen. Immer musste er daran denken, was seine Frau gesagt hatte ... »Pass gut auf dich auf«, hatte sie gesagt. Und: »In so einem großen Haus würd ich bestimmt Angst bekommen ...« »Warum hat sie denn das bloß gesagt«, fragte er? »So was sagt man doch nicht einfach ...« Plötzlich sprang er aus dem Bett, knipste das Licht an und rannte aus dem Schlafzimmer. In der Wohnstube setzte er sich in seinen Ohrensessel und starrte unverwandt auf die Tür. Gegen 5 begannen die Vögel zu singen. Und es wurde langsam hell. Der Forstinspektor stand auf, ging in die Küche und machte sich einen starken Kaffee. »Der wird mir guttun«, dachte er, »so 'n Kaffee wirkt Wunder.«

Gegen 10 Uhr löste er eine Fahrkarte auf dem Bahnhof und fuhr ins Niederbayerische zu seiner Frau. Ihm war nämlich eingefallen, dass er ja noch etwas Urlaub hätte. Die ersten Tage, die er mit seiner Frau verbrachte, waren die schönsten in seinem ganzen Leben. Stundenlang konnte er ihr zuhören, mochte sie auch sagen, was sie wollte. Er genoss es geradezu, wenn sie ihm immer wieder aufs Neue erklärte, dass das Rauchen aber gar nicht gesund sei. Und dass er endlich damit aufhören müsse ... Auch dürfe er nicht mehr so viel und so fett essen.

Am dritten Tag verstummte seine Frau und fragte, was er denn, um Gottes Willen, hätte. »Nichts, meine Liebe«, sagte er. »Ich hör dir zu. Sprich nur weiter.« Aber von diesem Augenblick an sagte sie nichts mehr. Und ihm wurde es plötzlich angst und bange. Was tat er nicht alles, um sie endlich wieder zum Reden zu bringen? Er versprach hoch und heilig, diesmal wirklich mit dieser leidigen Raucherei aufzuhören. Und er versprach, in Zukunft garantiert nicht mehr so viel und so fett zu essen ... Er sagte auch, dass er sein Leben nun wirklich ändern werde. Die Gesundheit gehe schließlich vor. Er habe in der Tat viel zu lange ungesund gelebt. Und das sei schlecht, dafür gebe es überhaupt keine Entschuldigung. Er wolle sich auch gar nicht mehr rausreden. Denn er wisse nur zu genau, wie sehr er gesündigt habe. Schließlich habe er ja auch eine Verantwortung. Und die wolle er nun endlich wahrnehmen ... Doch seine Frau schwieg, sie ließ sich auf keine einzige Diskussion mehr ein, mochte er auch noch so viele Versprechungen abgeben. In seiner Not war es dem Forstinspektor sogar recht, dass die Schwiegereltern, die er auf den Tod nicht ausstehen konnte, ihm ebenfalls gute Ratschläge gaben.

Wieder zuhause machte er es sich zur Gewohnheit, immer mit seiner Frau ins Bett zu gehen. Er verzichtet von nun an auf alle Fernsehsendungen, die noch zu später Stunde über den Bildschirm flimmerten. Doch seiner Frau war das aber überhaupt nicht recht. Wie sollte sie denn noch in aller Ruhe lesen können, wenn ihr Mann neben ihr lag und immer wieder das Wort an sie richtete? Schließlich erklärte sie ihm, dass es so nicht weitergehen könne. Sie fühle sich total eingeschränkt, außerdem könne sie ja gar nichts mehr machen, ohne sein Dabeisein ... Das sei ja überhaupt keine Ehe mehr, sagte sie, da müsse ja alle Liebe vor die Hunde gehn. Der Forstinspektor konnte vor lauter Aufregung gar nicht mehr richtig zuhören. Seine Ohren begannen zu sausen. Und er glaubte, dass er gleich umfallen müsse, denn ihm wurde auf einmal ganz schwindelig.

Am nächsten Tag ging er wie gewohnt in sein Büro. Er spitzte einen Bleistift, schaute kurz in eine Akte. Und dann versteinerte er regelrecht. Die Kollegen mochten noch so viel auf ihn einreden, doch er reagierte nicht. Er starrte vor sich hin. Ab und an nahm er den Bleistift und spitzte ihn zum soundsovielten Mal. Das war alles, was er an diesem Vormittag machte. Als man ihn über die Mittagszeit kurz alleine ließ, stand er auf, ganz steif, als hätte er ein Lineal verschluckt, und kroch in einen Schrank. Gegen drei Uhr fand man ihn. Aus seinem Mund tropfte etwas Speichel. Sofort brachte man ihn ins Landeskrankenhaus. Der Arzt konnte aber nichts besonderes feststel-

len. Trotzdem wies man ihn in die geschlossene Abteilung ein, zur Beobachtung, wie es hieß.

Der Forstinspektor lag von da an nur noch auf seinem Bett und starrte an die Decke. Sprach man ihn an, so gab er keine Antwort. Oder er drehte sich einfach um. Wochen später verweigerte er das Essen. Man musste ihn nun zwangsernähren. Diese Prozedur ließ er allerdings – und das war für alle überraschend – ohne die geringste Gegenwehr über sich ergehen. Ein junger Assistenzarzt äußerte sogar den Verdacht, dass ihm das vielleicht sogar gefiele. Denn jedesmal, wenn man ihm den Schlauch fest in den Rachen stieß, lächelte er.

Viele Monate brachte er nun schon in der Irrenanstalt zu. Doch sein Zustand wollte sich einfach nicht mehr bessern. Ganz im Gegenteil. Er nahm weiter ab. Und eine Tages konnte er sein Bett nicht mehr verlassen, so schwach war er geworden. Eines Morgens, es war Freitag, fand man ihn vor seinem Bette liegen. Offenbar hatte er im letzten Augenblick seines Lebens noch soviel Kraft aufbringen können, dass er es verlassen konnte. Aber zu weiteren Schritten hatte es wohl nicht mehr gereicht. Denn direkt neben dem Bett war er zusammengebrochen und gestorben.

Als man seiner Frau die Nachricht vom Ableben ihres Mannes überbrachte, sagte sie: »Komisch war er ja schon immer. Aber als er dann partout nicht mehr fernsehen wollte, hab ich gleich das Allerschlimmste befürchtet.«

* * *

Ostern

Jenny und Annika gingen in den Garten und suchten nach Ostereiern. Ihre Eltern standen unter'm Kirschbaum und beobachteten sie. »Wird's bald«, rief der Vater, »wie lang wollt ihr denn noch suchen?« Aber die Mädchen ließen sich nicht stören. Sie suchten und suchten ... Der Vater ging zu ihnen, gab gute Ratschläge und führte sie auch einige Male in die Irre. Er lachte laut auf, wenn sie wieder mal genau in die falsche Richtung liefen. Die Mutter stand in der Tür und lachte ebenfalls. Die Mädchen, die dieses Lachen so sehr liebten, bekamen vor Freude eine richtige Gänsehaut. Endlich fanden sie das Nest. Der Vater strahlte. »Gut versteckt, was? Hättet es beinahe nicht gefunden ...« Die Mädchen nickten und trugen das Nest ins Haus.

Doch kaum waren sie im Haus verschwunden, begannen die Eltern wieder zu streiten, wegen nichts und wieder nichts. Die Mädchen hörten sie durch das ganze Haus. Die Schokoladeneier wollten auf einmal überhaupt nicht mehr schmecken. »Wir hätten noch viel länger suchen sollen«, sagte Annika. »Den ganzen Tag. Vielleicht auch noch morgen und übermorgen. Die ganze Woche. Dann würden sie noch immer lachen. Ach, wär das schön.« Die Mädchen taten nämlich immer so, als würden sie fleißig suchen. In Wirklichkeit wussten sie sehr genau, wo der Vater das Nest versteckt hatte. Denn an jedem Ostersonntag ging er in die Küche und schrie: »Wo ist das Nest, verdammt noch mal?« Die Mutter sagte: »Hast du denn keine Augen im Kopf!« Und schon stritten sie wieder. Nach einer halben Stunde ging der Vater in den Garten und versteckte das Nest immer an der gleichen Stelle, unterm Holunderbusch. Schmiß es einfach unter den Busch, so dass man es ganz leicht sehen konnte.

Das Schuljahr ging zu Ende. Es gab Zeugnisse. Jenny hatte genau wie im Vorjahr fast nur gute Noten. Nur im Sport hatte sie eine drei. Stolz zeigte sie es ihren Eltern. Der Vater schaute kurz rein und sagte: »Dass du im Sport auch so eine Niete bist ... Schau mich mal an! Ich tu was für meinen body!« Dann stellte er den Fernseher an. Die Mutter sagte: »Leg's auf den Tisch.« Und ging aus der Küche.

Annika hatte kein so gutes Zeugnis. Sie mochte noch so viel lernen, aber ihre Zensuren waren immer nur sehr mittelmäßig. In Rechnen hatte sie sogar eine fünf. Sie legte das Zeugnis schnell auf den Tisch und wollte aus dem Zimmer. Ihr Vater dreht sich zu ihr und sagte: »Na, wie ist denn dein Zeugnis? Zeig mal her.« Sie ging zum Tisch, nahm das Zeugnis und gab es dem Vater. Der schaute rein und fing sofort an zu brüllen. Darauf kam die Mutter ins Zimmer, schaute ebenfalls rein und fing auch an zu schreien. Die beiden schrien und tobten fast eine Stunde lang. Doch kaum war das Thema Zeugnis erledigt, fingen die Eltern wieder an zu streiten. Der Vater warf der Mutter vor, dass sie sich einfach viel zu wenig um die Kinder kümmern

würde. Und die Mutter fragte voller Hass, warum sie denn ausgerechnet so einen habe heiraten müssen ...

Jenny, die ältere der beiden Mädchen, hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, alle zwei bis drei Tage möglichst ungezogen zu sein. Sie trotzte dann herum oder gab eine patzige Antwort. Und wenn sie ganz besonders gut drauf war, dann wagte sie sogar, dem Vater zu widersprechen. Aber das war wirklich die absolute Ausnahme. Sie hatte nämlich keine Lust, ihr Leben zu riskieren. War sie also wieder einmal so richtig ungezogen, dann hörten die Eltern auch prompt auf zu streiten und fielen über das Mädchen her. Aber das war für Jenny weit weniger schlimm. Sie konnte es sogar ertragen, wenn ihr Vater sie so richtig durchbleute. Denn dann konnte es schon mal passieren, dass ihre Mutter dazwischenging und sie verteidigte. Und wenn sie dann mit völlig verheulten Augen in ihr Zimmer rannte, dann lief ihr die Mutter hinterher und versuchte, sie zu trösten.

Als sich Annika einmal sehr schlimm in den Finger schnitt, passierte folgendes: Die Mutter, die eben noch fürchterlich über den Vater schimpfte, nahm das Mädchen in Arm und streichelte es. Das war ein wunderschönes Gefühl. Und Annika dachte: »Warum kann ich mich denn nicht noch viel öfters schneiden?«

Eines Tages saß der Vater vor dem Fernseher und schaute Fußball. Niemand getraute sich etwas zu sagen, denn Fußballgucken war für den Vater das Höchste. Plötzlich fiel der Mutter ein, dass sie ja noch das Zimmer saubermachen müsste, denn am nächsten Tag wollten die Schwiegereltern kommen. Sie sagte: »Wie lang willst du denn noch gucken ...?« Doch der Vater musste diese Frage offenbar völlig falsch verstanden haben, denn er fing sofort wieder an zu toben und schrie, dass man es in der ganze Straße hören konnte.

Da stolperte Jenny und warf eine Blumenvase um. Diese teure Vase, die der Vater der Mutter zur Hochzeit geschenkt hatte. Für einen kurzen Moment war es totenstill im Zimmer. Nur der Fernseher dröhnte. Dann schrie die Mutter auf. Und der Vater packte das Mädchen und schlug wie wild auf es ein. Am Abend fiel Annika die Treppe runter. Sie brach sich den Arm. Schnell wurde sie ins Krankenhaus gebracht. Der Arzt diagnostizierte einen komplizierten Bruch.

Ein paar Wochen blieb es ziemlich ruhig im Haus. Der Vater erkundigte sich sogar immer wieder mal nach dem Arm. Und die Mutter fragte, was sie denn so alles kochen solle. Und Jenny brauchte eine Zeitlang, keine Vase mehr zu zerdeppern.

Der Kuss

Eigentlich wäre sie ja zu gerne Schauspielerin geworden. Schon als kleines Mädchen hatte sie davon geträumt. Aber irgendwie kam alles anders. Sie heiratete und bekam zwei Kinder. Später, als die Kinder schon etwas größer waren, und sie eigentlich Zeit gehabt hätte, kam auch immer was dazwischen. Und als sie aus dem Haus gegangen waren, und sie sich manchmal richtig langweilte, auch da kam immer irgendwas dazwischen. Mal war es der Urlaub, mal der Garten, den sie endlich in Ordnung bringen wollte. Eigentlich hatte sie immer was zu tun. Und trotzdem langweilte sie sich schrecklich. Hatte sie aber dennoch einmal etwas Zeit, dann träumte sie davon, auf der Bühne zu stehen und das Publikum zu begeistern.

Eines Tages lernte sie einen Mann kennen. Der schrieb ab und zu für einige kleine Provinzzeitungen und manchmal, wenn es seine Zeit erlaubte, kritzelte er was zusammen, so aus Spaß und wie's gerade kam. Meistens waren das irgendwelche Dialoge. A sagt zu B, und C hört zu. Und wenn B nichts mehr zu sagen hat, dann ergreift C das Wort ... So konnte er viele Seiten vollschreiben. Und manchmal träumte er davon, eine Karriere am Theater zu machen. Nicht als Schauspieler, o nein, das traute er sich nicht. Bühnenautor wollte er werden.

Oft saßen die beiden nun zusammen. Tauschten sich über irgendwelche Bücher aus, machten sich auf irgendwelche Fernsehprogramme aufmerksam, die sicherlich sehenswert wären. Und sprachen über's Theater. Dann konnten sie die Zeit vergessen. Und oft wurde es Abend und sie waren immer noch dabei, über's Theater zu reden. Eines Tages machte er ihr den Vorschlag, doch einfach mal so, ohne große Vorbereitung, und natürlich auch nicht vor Publikum, einen seiner Dialoge gemeinsam zu spielen. Sie war begeistert.

Sie entschieden sich für eine kleine Liebesgeschichte. Er, der Held des Stückes, betet seine Geliebte an. Doch sie ist leider schon verheiratet. Trotzdem nimmt sie seine Aufmerksamkeiten immer sehr gern entgegen. Und immer wieder gibt sie ihm das Gefühl, dass er doch noch hoffen könne. Er dürfe eben nur nicht müde werden, so aussichtslos ihre Geschichte letztlich auch sei.

Fast jeden Tag trafen sie sich und deklamierten den Text, mit viel Gefühl und Engagement. »Eigentlich sollten wir die ganze Sache auch mal szenisch lösen«, sagte er. »Ich meine, auch mal spielen ... Immer nur deklamieren, das erschöpft sich doch so langsam.« Sie willigte ein. Nun standen sie sich gegenüber, blätterten etwas nervös im Textbuch ...

Und jeder wartete darauf, dass der andere den Anfang machen würde. Endlich gab er sich einen Stoß, ging auf sie zu und sagte: »Wir sollten es ruhig mal probieren. Nur so, ist ja nichts dabei«. Doch dann gingen sie wieder auf und ab. Oder setzten sich. Das ging ungefähr eine Stunde so. Aber küssen konnten sie sich nicht. Dann hören sie auf, ohne ein Wort der Erklärung. Am nächsten Tag probten sie wieder. Und wieder hörten sie an der nämlichen

Stelle auf. Erst am dritten Tag wagten sie es, sich zu umarmen und zu küssen. Aber es wollte kein echtes Gefühl dabei aufkommen. Er sagte: »Wir sollten's halt noch mal probieren.« Wieder küssten sie sich. Und wieder war kein Gefühl im Spiel. Obwohl er sich diesmal alle Mühe gab. Er drückte sie ganz fest an sich. Und sie riss ihren Mund ganz weit auf. Er hätte nur seine Zunge in ihren Mund zu stecken brauchen. Aber das getraute er sich nicht.

Nun redeten die beiden lange darüber, ob der Kuss ausgerechnet an dieser Stelle sinnvoll sei. Man könne ihn ja auch etwas später »einbauen«. Zum Beispiel kurz vor dem Schluss, wenn der Held des Stückes wirklich schon etwas müde sei und eigentlich drauf und dran ist, alles hinzuschmeißen. Doch auch darüber konnten sie sich nicht einigen. Denn eigentlich wäre es ja viel schöner, so meinten beide, wenn der Kuss gleich am Anfang passierte. Denn damit könne man ja auch sehr gut zeigen, dass die beiden sich wirklich liebten.

Das viele Reden hatte die beiden nun doch etwas ermüdet. Sie setzten sich hin, tranken Kaffee und begannen, über die letzten Filme im Fernsehen zu diskutieren. Dann schaute er auf die Uhr, sprang auf und sagte: Ich muss los, habe noch einen Artikel für die Zeitung zu schreiben«. Beim Abschied versprach er, am nächsten Tag wiederzukommen.

Zuhause duschte er, zog seinen Morgenmantel an und ging auf die Terrasse seines Hauses. Die Sonne ging gerade unter. Es war ein schöner Sommerabend. Dann verbrannte er seine ganzen Theatermanuskripte, ging auf den Dachboden und erhängte sich. Ein Abschiedsbrief wurde nicht gefunden.

* * *

Eine Karriere

Er ist Torhüter. Hat aber keine Angst vor'm Elfmeter. Angst hätten nur die Schützen. Hält er einen, ist er der Held. Kriegt er einen rein, lobt man den Spieler. Es gibt die Unhaltbaren. Die werden ganz aus der Nähe geschossen. Oder aus dem dichten Gewühl heraus, für den Torhüter nicht zu sehen. Davon hat er aber schon einige gehalten, von diesen Dingen.

Er hat aber auch schon einige durchgelassen, von diesem leichten Bällen. Sind ihm aus der Hand gerutscht. Hat sie falsch berechnet. Kann passieren, sagen alle. Passiert es doch, dann ist er der Blamierte. Und das läuft ihm dann auch nach, tagelang. Kann dann nicht mehr richtig schlafen. Muss sich fragen, warum ... Lässt die Situation immer wieder vor seinem Auge ablaufen. Findet aber keine Antwort.

Das Training bringt dann die Rettung. Wenigstens für Stunden. Trainiert, so oft er kann, bis die Knochen schmerzen. Viele fragen, warum er so schindet? Er weiß es nur zu genau: er will vergessen.

Trainiert an den Geräten, um Kraft zu tanken. Trainiert auf dem Platz, um seine Geschicklichkeit zu verbessern. Denn er ist nicht mehr der Jüngste. Die Reflexe lassen so langsam nach. Dafür gibt es aber die Erfahrung. Und davon hat er reichlich. Steht seit über 15 Jahren im Tor. Das soll ihm einer mal nachmachen. Von dieser Sorte gibt es nicht viele.

Die Friseurlehre hat sie hingeschmissen. Wenig Geld, viel Arbeit. Und immer Ärger mit den Kundinnen. Schnorrte sich dann so durch, bei einem Freund, bei ihren Eltern. Hat's dann in einem Büro versucht, stundenweise. Doch auch da hielt sie es nicht lange aus. Der Juniorchef wollte sie überhaupt nicht sehen, schaute durch sie hindurch, behandelte sie, als wäre sie Luft. Das machte sie wütend. Dann bekam sie Depressionen. Und ließ den Job sausen. Irgendwie wurstelte sie sich dann so durch.

Auf ihr Äußeres legte sie aber immer den allergrößten Wert. Selbst dann, wenn sie nichts zu beißen hatte. Kleidung, Make-up, das stand an erster Stelle. Und wenn sie hungern musste. Das war auch gut für die Linie.

Wartete, dass irgendwas geschehen würde. Etwas ganz Großes. Etwas, das allen den Atem verschlug. Es geschah aber nichts. Schon glaubte sie, dass alles verloren sei. Spielte mit dem Gedanken, sich umzubringen oder auszuwandern oder ... Sie heulte los. Das schaffte Erleichterung. Manchmal wurde sie auch getröstet, vorausgesetzt, jemand war gerade in der Nähe. So gewöhnte sie sich daran, nur dann zu heulen, wenn sie in Gesellschaft war.

Fünf Dinger musste er kassieren. Zwei Unhaltbare, drei leichte Bälle. Am nächsten Tag waren die Zeitungen voll davon. Alle fragten sich, was mit ihm denn los sei? Vielleicht sei er ja in einer Krise. Krise! Das Wort gefiel ihm, machte ihm aber auch schreckliche Angst. Wer gerät denn in eine Kri-

se? Alte Leute, den Tod vor Augen. Versager! Labile Naturen. Und jetzt auch er! Er, der große Torhüter!

Die Journalisten fragten ihn, was er denn von dem Spiel halte? Er suchte nach Erklärungen. Führte die desolante Hintermannschaft an, dann kam er auf den Gegner zu sprechen, der es allen Torhütern schwer machte. Dann sagt er, als ihm nichts mehr einfallen wollte: Ich hatte einen schlechten Tag. Beifälliges Nicken. Dann holte er mächtig aus, landete schließlich in seiner Kindheit. Am nächsten Tag waren alle Zeitungen wieder voll. Man rühmte seine Ehrlichkeit, man pries seinen Mut ... Viele sagten auch, dass er eigentlich erst jetzt zu einem echten Vorbild für die Jugend herangereift sei.

Sie musste raus. Hatte plötzlich das Gefühl, dass sie gleich verrückt werden würde. Sie telefonierte mit einer Freundin. Der ging's ähnlich. Sie verabredeten sich. Wollten in eine Disco. Auf dem Weg in die Stadt sagte die Freundin, geh'n wir ins Balu. Dort ist immer etwas los. Dort sind interessante Leute.

Er saß auf dem Sofa und trank ein Bier. Schaute in die Glotze. Seine Frau ermahnte ihn, sich doch wenigstens einmal um die Kinder zu kümmern. Er sagte, dass er noch schnell die Sportschau sehen müsste. Sie sagte, dass er immer irgendwelche Ausreden hätte. Da stand er auf und verließ das Haus.

* * *

Knuth

Mit Knuth kann man über alles reden. Nur wenn's um ihn selber geht, schweigt er sich gnadenlos aus. Dann hält er dicht. Und man kann sich noch so sehr bemühen: kein Wort ist dann aus ihm rauszupressen.

Sonst ist er aber ausgesprochen passabel, dieser Knuth. Was heißt denn schon passabel? Er ist eben ein lieber Kerl. Immer freundlich, immer nett, es sei denn, er hat mal schlechte Laune. Aber das kommt ausgesprochen selten vor.

Da sitzt er nun am Tisch, schlürft seinen Kaffee und sagt kein Wort. Wie war denn das mit deiner Ehe? Wie lang ward ihr denn verheiratet? Knuth schweigt sich aus. Knabbert an seinem Brötchen und schaut interessiert in die Kaffeetasse. Und wann habt ihr euch scheiden lassen? Vor drei Jahren, glaube ich. Ja, vor drei Jahren. Und seitdem? Was seitdem? Ich mein, was ist seitdem passiert? Gar nichts. Hab die Nase voll von den Frau'n. Erst mal abwarten. Hab ja Zeit, muß ja nichts überstürzen. Wer Zeit hat, kann sich auch etwas Zeit lassen. Ist doch so, oder? Ich jedenfalls tu's. Geht mir doch gar nichts ab dabei. Mir geht's gut, und das ist die Hauptsache. Und die Frau'n können mich mal. Es sei denn, die richtige läuft mir über'n Weg. Heut oder morgen, ist mir egal. Irgendwann wird's schon klappen. Eile hab ich nicht. Und überstürzt wird auch nichts.

Beißt in sein Brötchen, kaut und schaut in seine Kaffeetasse. Wollte sie doch nicht enttäuschen, meine Frau. Hab rangeschafft, von früh bis spät. Mehr ging einfach nicht. Hätte mich umbringen können, doch das hätte ihr nicht gereicht. Und irgendwann wirste müde. Leck mich am Arsch. Soll mich mal. Bin doch nicht blöd.

Und immer diese Nörgelei. Bis du nicht mehr hinhörst. Trotzdem stinkt es dir. Warum ausgerechnet ich? Reiß mir den Arsch auf, aber nichts ist, rein gar nichts, nur diese Nörgelei. Das geht dir auf den Zeiger, sag ich dir. Macht den stärksten Mann kaputt. Scheidung. War gut so, tut mir trotzdem leid. Irgendwie hängt man ja an so 'nem Menschen. Hab ja auch 'ne Tochter. Ja, ich hab 'n Kind. 3 Jahre alt. Marita heißt meine Tochter.

* * *

Vom alten Wienecke Otto

Er hieß Otto Wienecke, aber gerufen wurde er immer nur Wienecke Otto. Er war Junggeselle, Musiker und ein Original. Auf jeder Tanzveranstaltung weit im Umkreis erfreute er das Publikum mit seinem Klarinettenspiel. Doch dabei blieb er immer todernst, mochte die Stimmung im Saal auch noch so hoch kochen.

Wienecke Otto hatte viele Hühner. Die scharrtten hinter'm Haus und legten ihre Eier mal in die Wiese, mal ins Hühnerhaus. Obwohl er sich manchmal darüber mächtig ärgerte, liebte er sie alle. Doch besonders liebte er seinen Hahn. Den hatte er auf den Namen Heinrich getauft. Und wenn Wienecke Otto »Heinrich« rief, dann kam das dumme Tier angegockelt und krächte: »Otto!« War er wieder mal unterwegs, zum Beispiel in Berlin oder Hannover, um aufzuspielen, dann flatterte das Vieh auf den Misthaufen und krächte sehnsuchtsvoll seine Gockelkehle heiser.

Als es jedoch den Nachbarn zuviel wurde mit dem Gekrähe, rotteten sie sich zusammen und sagten dem Wienecke Otto, dass er endlich das Tier abstellen sollte. Er könne es ja auch auf seine Tourneen mitnehmen. So jedenfalls ginge es nicht weiter. So geschah es, dass Wienecke Otto seinen Hahn Heinrich mitnahm, wenn er wieder mal irgendwo auswärts aufspielen sollte. Und an einer ganz bestimmten Stelle, die er wohl mit dem Hahn abgesprochen haben musste, krächte das Vieh laut und hoch im Diskant. Und Wienecke Otto antwortete, natürlich immer im Takt und passend zur Melodie. Die Zuhörer waren von dieser Einlage so begeistert, dass sie »Zugabe, Zugabe!« riefen. Und Wienecke Otto und Heinrich schrien und krächten um die Wette.

Eines Tages ging Wienecke Otto zum Hühnerhof, um seinen Freundin Heinrich für eine neue Tournee abzuholen. Da hörte er einen fürchterlichen Schrei. Eigentlich war es nur ein lautes und durchdringendes Gekrähe, aber er hörte ganz deutlich seinen Hahn um Hilfe rufen. Als Wienecke Otto den Hühnerhof erreichte, verstimmte das Geschrei. Und er sah seinen Freund mit abgetrennten Kopf auf dem Misthaufen liegen.

Von diesem Tag an ging es mit Wienecke Otto immer mehr bergab. Er kränkelte, nahm kaum noch was zu sich und eines Morgens war er tot. Man fand ihn im Hühnerhof. Um ihn herum gackerten und scharrtten die Hühner, als wäre nichts geschehn. Doch von Stund an wollten sie keine Eier mehr legen. Man konnte ihnen das beste Futter geben. Aber nichts half. Der Metzger wurde beauftragt, allen Hühnern den Garaus zu machen. Wie er sich dem Hühnerhof näherte, hörte er ein lautes mehrstimmiges Flügel schlagen. Er schaute zum Himmel. Und zu seinem Erstaunen flatterten alle Hühner über seinen Kopf hinweg. Und keiner aus dem Dorf hat sie jemals wieder gesehen.

Man begrub Wienecke Otto auf dem Friedhof hinter der Kirche. Nur ganz wenige Einwohner des Dorfes gaben ihm die letzte Ehre. Eines Nachts schlichen der Bürgermeister und ein paar beherzte Burschen auf den Friedhof und beschmierten seinen Grabstein. Sie malten mit roter Farbe einen großen Hahn darauf. Am nächsten Morgen wurde der Frevel entdeckt. Aber alle im Dorf sagten, dass das nur die bösen Buben aus dem Nachbardorf gewesen sein könnten.

Im Spätherbst geschah es, dass einige Touristen das Dorf besuchten. Sie gingen auch über den Friedhof und sahen den Grabstein. Neugierig fragten sie den Küster, was denn diese Malerei zu bedeuten habe. Doch der stotterte nur herum und sagte: »Hier liegt der Wienecke Otto, ein Tierfreund und Musiker. Vielleicht waren es seine Hühner, die das malten, wer weiß ...« Und als die Touristen schon weiter gehen wollten, sagte er noch: »Der Grabstein soll Glück bringen.«

Seitdem hörte man es sehr oft auf den Friedhof krähen. Viele Busse aus nah und fern kamen ins Dorf. Und viele Touristen pilgerten zum Friedhof, den Hahnenschrei ühend. Es gab nicht wenige, die tatsächlich von diesem Tag an Glück in ihrem Leben hatten. Im Rat des Dorfes beschloss man kürzlich, dem hochverehrten und hochgeschätzten Wienecke Otto ein Denkmal zu setzen.

* * *

Der alte Zirkusgaul

Der alte Gaul lief im Kreis, immer nur im Kreis. Sein ganzes Leben lief er schon im Kreis, nur er wußte es nicht. Er dachte: » Wo sollte ich denn sonst herumlaufen?« Aber dass die Manege ein Kreis war, darüber hatte er niemals nachgedacht.

Es gab Momente, da verfluchte er sein Dasein zwar, aber warum sollte er sich denn eigentlich so aufregen? Bekam er nicht jeden Tag sein Fressen? Stand er nicht im warmen Stall? Und, auch das wusste er, in der Manege konnte ihm nichts passieren. Hier gab es keine Stolpersteine, auch gab es hier keine Raubtiere. Er hatte es immer nur mit dem peitscheschwingenden Direktor zu tun. Doch den kannte er. Da wusste er genau, wie er sich zu verhalten hatte. Er durfte nur nicht nachlässig werden. Das war eigentlich schon alles. Und nach der Vorstellung trabte er in seinen Stall, zur Krippe. Die war immer so schön voll mit Hafer. Warüber sollte er sich denn beklagen?

Natürlich hatte er schon davon gehört, dass es auch Pferde in der freien Wildbahn gab. Sowas spricht sich rum. Aber das interessierte ihn eigentlich gar nicht. Was sollte er denn auch damit anfangen? Er wusste doch gar nicht, was eine freie Wildbahn war. Sein Leben lang war er in dieser Manege gewesen. Und da konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie's da draußen zuing, noch dazu in der freien Wildbahn. Er hatte nur das Gefühl, dass es da schrecklich gefährlich war. Und deshalb kam für ihn diese sogenannte freie Wildbahn auch gar nicht in Frage. Wie froh war er doch, in seiner Manege zu sein! Und wenn er abends im Stall stand, dick und vollgefressen, da pries er sein Schicksal und sagte: »Es könnte mir gar nicht besser gehn.«

* * *

Der Erpel

Im Dorf hieß es immer nur: »Goad we mal taun Kröger-Schult«. Oder die Leute sagten: »De Kröger-Schult«. Obwohl er auf den Namen Friedrich Schulze getauft wurde. Aber seit 1730 wurde die Familie eben so genannt. Und dagegen war kein Kraut gewachsen. Damals heiratete nämlich eine Krüger, auf Platt »eine Kröger«, in die Familie ein. Und deshalb sächt de Lütt noch heute: Kröger-Schult.

Friedrich Schulze war schon lange kein Bauer mehr. Nach dem Tode seiner Frau gab er die Landwirtschaft auf. Nur ein paar Schafe standen noch im Stall und warteten darauf, dass er sie fütterte. Außerdem gab es da noch eine Flugente, genauer gesagt, eine Warzenente. Die wartete ebenfalls auf ihn, flügelschlagend und schnatternd. Das arme Tier war mehrfacher Witwer. Denn der Fuchs hatte alle seine gefiederten Gespielinnen geholt. Nun flatterte das weiße Federvieh allein über'n Hof und wartete auf Heinrich Schulze. Kam der aus dem Haus, so rief er immer »Schätzchen« oder »Wo ist denn mein Vögelchen«, und der Erpel flatterte dann heran, wetzte seinen Schnabel an des Bauern Hosenbeinen. Und Friedrich Schulze kraulte seinen Kopf, strich die Federn glatt, und gab, eigentlich müsste es heißen, servierte dem Vieh das Fressen.

Im Winter holte ihn Friedrich Schulze sogar ins Haus. Dann schnatterte der Erpel in der Küche herum. Und bei Gelegenheit, wenn die Tür offen war, marschierte er auch geradewegs in die gute Stube. Friedrich Schulze schrie dann immer laut los, fluchte, dass es Gott erbarm. Doch dann pflegte er sich sofort dafür zu entschuldigen. Strich dem Vieh über seinen glatten Kopf und sagte: »Hab's nicht so gemeint, verzeih.« Und hatte er einmal besonders laut gebrüllt, dann sagte er vielleicht noch: »Armer, kleiner, süßer Vogel, bist jetzt ganz allein ...« Oder: »Wirst schon wieder jemand finden, wart's nur mal ab. Kann gar nicht mehr lange dauern«. Und dann komplimentierte er den Erpel wieder in die Küche, denn Ordnung muss sein, und sagte: »Dass du mir ja hier bleibst, du blödes Vieh! Die Stube wird nicht vollgeschissen«.

Schon seit einigen Jahren war Friedrich Schulze Witwer. Seine Frau ging von ihm, ganz plötzlich und völlig unerwartet. Einfach so, über Nacht war sie gestorben. Und am Morgen fand sie Friedrich Schulz in ihrem Bette liegen. Vielleicht hatte er deshalb auch so ein großes und weites Herz für seinen Erpel, dachten sich die Nachbarn. Doch darüber wurde offen niemals geredet.

Eines Tages sagte Friedrich Schulze zu seinem Erpel: »Immer nur allein, das ist doch nichts. Vielleicht sollte ich wieder heiraten. Was meinst du dazu?« Der Erpel wetzte den Schnabel an seinem Hosenbein und Friedrich Schulze dachte: »Scheint ja nichts dagegen zu haben.« Er gab eine Heiratsannonce auf. Schon bald traf er sich mit einigen Frauen. Mal in einem Café,

mal im Schützenhaus. Wie's gerade so kam. Eine, die Mathilde hieß, gefiel ihm eigentlich ganz gut. Sie hatte große Hände, eine kräftige Stimme und stammte wie er aus einer alten Bauernfamilie.

Auf einem Sonntag lud er sie zu sich nach Hause ein. Machte die Stube sauber. Und scheuchte den Erpel in den Hof. »Heut krieg ich Besuch«, sagte er. »Eine Frau kommt in mein Haus. Da ist's wohl besser, wenn du dich nicht groß blicken lässt.« Der Erpel schien das alles zu verstehn, denn er watschelte ohne großes Geschnatter in den Hof.

Die Frau kam, sah sich um und fand eigentlich alles sehr hübsch und nett. »Vielleicht sollte man in der Küche mal was machen«, sagte sie. Und Friedrich Schulze sagte sofort »ja«, obwohl er gar nicht so recht wusste, was sie meinte. Die Sache schien sich überaus gut anzulassen. Sie saßen abends vor dem Fernseher, guckten eine Quizsendung an. Und beide lachten, ohne sich vorher abgesprochen zu haben, immer an den gleichen Stellen. Für Friedrich Schulze war das ein gutes Omen. Und er fragte am Ende der Sendung, die Uhr ging auf Zwölfe zu, ob sie denn nicht seine Frau werden wolle. Und sie sagte: »Ja«.

Schon eine Woche später zog sie bei ihm ein. Sie machte sich nützlich, kaufte ein und kochte. Und wollte sogar seine Viehcher füttern. Doch da sagte Friedrich Schulte: »Das ist meine Sache!« Doch wie erstaunt war die Frau, als sie plötzlich den Erpel in der Küche fand. Der stolzierte, laut schnatternd, vor dem Tisch auf und ab, und Friedrich Schulze warf ihm einige Brocken zu. Einen Erpel in der Küche! Sie verstand die Welt nicht mehr.

Am Abend, es gab wieder so eine Quizsendung, fragte sie, was denn dieses Vieh in der Küche solle. Doch Friedrich Schulze schaute unverwandt auf die Mattscheibe und gab keine Antwort. Auch bei den lustigsten Pointen der Sendung, es gab eine knappe Handvoll davon, wollte er sein Gesicht nicht verziehen. So lachte sie eben alleine und dachte: »Morgen ist auch ein Tag.« Aber auch am nächsten Tag wollte er nichts sagen. Alle Fragen, die sie stellte, gingen ins Leere. Sie hätte ebenso gut mit einer Wand reden können.

Der Hochzeitstermin wurde festgelegt, die Einladungen rausgeschickt und mit dem Pfarrer das Brautgespräch geführt. Alles war auf's Beste gerichtet. Da geschah es, dass es ganz überraschend für die Jahreszeit, einen schrecklichen Kälteeinbruch gab. Das Thermometer sank auf minus 15 Grad. Und wie erstaunt war sie, als sie wieder den Erpel in der Küche sah. Und ihr Erstaunen wurde noch größer, als der einfach so ins Wohnzimmer marschierte ... Sie packte den Erpel am Kragen und schlug mit einem Nudelholz auf ihn ein. In diesem Moment kam Friedrich Schulze zur Tür herein. Er stieß einen Schrei aus und riss ihr das Holz aus der Hand. Und dann schubste er sie recht unsanft auf den Flur und schrie: »Wag's noch einmal! Das Tier lässt du in Ruh!«

Mathilde ging auf ihr Zimmer und setzte sich auf's Bett. Ihre Beine wollten sie nicht länger tragen. Sie rang die Hände und murmelte: »Der oder ich!« Dann sprang sie auf, ging die Treppe herunter und sagte ganz laut, dass es durch's ganz Haus schalte: »Das Vieh muss weg!« Friedrich Schulze kam aus der Küche und sagte: »Wie du meinst.« Und wies ihr die Tür. Sie

packte in aller Ruhe ihre Sachen und ging aus dem Haus. Auf dem Hof watschelte der Erpel herum. Schnatterte und kam ganz zutraulich auf sie zu. Da hob sie ihren Koffer und ließ das schwere Stück mit aller Kraft auf den Kopf des Vogels sausen. Der Erpel fiel um und streckte seine zwei Beine weit von sich. Er war auf der Stelle tot. Die Frau musste sich setzen. Mitten auf den Hof, auf die eiskalten Steine. Und begann zu weinen. Friedrich Schulze kam aus dem Haus, nahm den Erpel in seinen Arm und wiegte ihn wie ein kleines Kind. Dabei summte er irgendeine Melodie. Für sie hatte er aber keinen einzigen Blick übrig.

Seit diesem Vorfall war einige Zeit vergangen. Mathilde wohnte wieder bei ihrer Mutter im Nachbardorf. Eines Tages schlug sie die Zeitung auf. Und was sah sie? Friedrich Schulze, ihr Exverlobter, war auf drei Spalten abgebildet. Überschieben war der Artikel: Die erste Gänsefarm im Kreis«. Sie schmiss die Zeitung in die Ecke und lief aus dem Haus. Schwang sich auf ihr Fahrrad und fuhr, so schnell sie konnte, ins Nachbardorf. Als sie den Hof von Friedrich Schulze erreichte, war sie völlig außer Atem. Trotzdem hatte sie noch die Kraft, ins Haus zu laufen. In der Küche saß Friedrich Schulze, zu seinen Füßen wimmelte es nur so von vielen kleinen Enten. Er schaut hoch, murmelte was von: »Guten Tag, Mathilde!« Wie es der Zufall wollte, lag auf dem Küchentisch ein langes Messer. Das nahm Mathilde und bohrte es ihm mitten ins Herz. Langsam rutschte er vom Stuhl und knallte auf den Boden. Die Enten watschelten entsetzt zur Seite. Doch dann kamen sie wieder ganz zutraulich zum Bauern, der auf dem Boden lag mit weit geöffnetem Mund und verdrehten Augen. Und piepsten und schnatterten, was das Zeug hielt.

Plötzlich, Mathilde glaubte ihren Augen nicht zu trauen, kam der Erpel in Küche. Er umkreiste ein paar Mal den Bauern. Dann sprang er auf seinen Rücken und schlug mit den Flügeln, lauter und lauter. Mathilde meinte, dass ihre Trommelfelle gleich platzen würden, so dröhnte es in ihren Ohren. Sie stürzte aus der Küche, rannte in den Hof und schwang sich auf's Fahrrad. Doch wie sie davonfahren wollte, spürte sie etwas auf ihrer linken Schulter. Sie schaute zu Seite und sah den Erpel. Er saß auf ihrer Schulter und schaute sie mit kalten Augen an.

Am Abend wurde die Frau von Nachbarn, die vom Feld kamen, entdeckt. Sie lag auf dem Hof, mit weitaufgerissenen Augen. Auch der Bauer wurde gefunden. Aber so sehr die Nachbarn auch suchten, weder der Erpel noch die vielen kleinen Entlein konnten gefunden werden.

Ein begabtes Mädchen

Anna sollte nach ihrem Schulabschluss Friseurin werden, denn irgendwer musste ja das Geschäft übernehmen. Doch darüber wurde eigentlich niemals gesprochen. Trotzdem war für alle klar, dass sie Friseurin werden würde. Aber an ihrem 14. Geburtstag sagte sie: »Ich möchte auf die Kunstakademie gehen, ich mal doch so gern.« Ihre Mutter griff sich ans Herz und bekam einen ganz roten Kopf. Als Anna sah, wie sehr sich ihre Mutter aufregte, fuhr ihr der Schreck in alle Glieder. Und sofort versprach sie, doch lieber Friseurin zu werden.

Kurz darauf verliebte sie sich in den Nachbarjungen. Der war zwei Jahre älter als sie, hatte dunkle Haare und eine mächtige Warze auf der linken Wange. Doch das störte sie nicht. Dieser Junge, er hieß Karl, wollte aber von Anna nichts wissen. Aber vielleicht tat er auch nur so, als bemerkte er ihre Zuneigung nicht. Auf jeden Fall konnte Anna machen, was sie wollte, er nahm sie einfach nicht zur Kenntnis.

Doch davon ließ sie sich nicht entmutigen. Ganz im Gegenteil, je weniger sie beachtet wurde, desto mehr verstärkte sie ihre Anstrengungen. Und nachts, wenn sie vor Liebeskummer nicht schlafen konnte, überlegte sie sich, was sie denn noch so alles machen könne. Sie wollte diesen Kerl haben, diesen Jungen mit der Warze auf der Wange. Und dafür war sie auch bereit zu kämpfen. So ging sie zum Beispiel immer dann vor das Haus, wenn er gerade vorbeikam. Das war meistens kurz nach sieben. Denn er musste, genau wie sie, den Schulbus erreichen. Sie trat also vor's Haus und grüßte ihn. Er grüßte zurück und ging weiter, ohne auch nur ein weiteres Wort an sie zu richten. Eines Tages stolperte sie und fiel ihm direkt vor die Füße. Natürlich war das alles nur gespielt. Sie hatte für diese Einlage hart proben müssen, es sollte ja möglichst natürlich aussehen. Er zuckte zusammen, machte einen Bogen um sie und ging weiter. Da rief sie: »Idiot! Hast du denn keine Augen im Kopf?«. Er drehte sich um und sagte: »Klar hab ich Augen im Kopf.« Und ging weiter.

Eines Tages gelang es ihr, ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Sie ging über den Wochenmarkt. Und wie es der Zufall so wollte, blieben sie und der Karl fast gleichzeitig vor dem Gemüsestand stehen. Sie erklärte ihm die Abseitsfalle und sagte, dass die besten Tore eigentlich Abstaubertore seien, denn bei denen zeige sich eben, ob ein Spieler den berühmten Torinstinkt habe oder nicht. Karl, der ganz erstaunt war, dass man sich auch mit Mädchen über Fußball unterhalten konnte, bekam vor Freude rote Ohren. Von diesem Tage an unterhielten sie sich sehr oft. Aber je länger sie miteinander sprachen, desto weniger wagte es der Junge, sie zu küssen. Durfte er sie denn einfach so unterbrechen? Wollte sie denn überhaupt geküsst werden? Aber vielleicht war ihr nur am Gespräch gelegen? Zuletzt konnte er gar nicht mehr richtig zuhören. Und seine Antworten zeigten, dass er in Wirklichkeit ganz woanders war.

Aber darauf schien Anna nur gewartet zu haben. Denn sie wollte den ersten Kuss landen. Schließlich hatte sie diese ganze Inszenierung ja nur gemacht, um ihn zu kriegen. Sie wollte sich beweisen, dass sie's schaffen würde. Und deswegen wollte sie auch in diesem Punkt die Initiative behalten. Aber bevor sie ihn küssen konnte, passierte folgendes: als sie wieder mal spazierengingen, den Bach entlang und später in Richtung Sportplatz einbogen, da packte er sie um die Hüften und drückte ihr seine Lippen, sie waren ganz trocken vor Aufregung, auf ihren Hals. Eigentlich wollte er sie ja auf den Mund küssen, doch sie drehte sich im letzten Moment zur Seite, so dass er eben nur noch ihren Hals erwischte. Als Anna seine Lippen spürte, musste sie sich fast übergeben. Denn plötzlich sah sie seine Warze, diese unförmig dicke und fette Warze. Sie stieß ihn von sich und rannte, so schnell sie konnte, nach Hause. Seit diesem Tag an war der Junge nur noch Luft für sie. Und wenn sie sich begegneten, dann sah sie durch ihn hindurch.

Nach dem Realabschluss begann sie eine Lehre als Friseurin. Doch schon ein paar Monate später ging sie nach Berlin, ohne sich vorher von ihrer Mutter zu verabschieden. Lediglich dem Vater sagte sie, dass sie nun endlich auch mal an sich denken müsse. Sie habe keine Lust, hier im Städtchen zu versauern. In Berlin schrieb sie sich auf der Kunstakademie ein. Ihre Mutter drohte ihr, sich das Leben zu nehmen. Aber Anna blieb hart. Sie beantwortete nicht einmal den Brief. Stattdessen stürzte sie sich in die Arbeit. Ihr Professor, ein gewisser Friedrich Neuhals, prophezeite ihr eine große Zukunft. Bald hatte sie ihre erste Ausstellung. Die Presse lobte sie in allen Tönen. Sie konnte sogar einige Bilder verkaufen. Und ihr Professor wurde nicht müde, sich um sie zu kümmern. Oft besuchte er sie in ihrem Atelier und schaute ihr bei der Arbeit zu. Eines Tages erklärte er ihr, dass er ihr bald nichts mehr beibringen könne, so gut habe sie sich entwickelt.

Eines Tages besuchte sie ihre Mutter. Sie schaute sich das Atelier an und fragte, wie sie denn in Berlin so zurecht komme. Und dann sagte sie: »Das Geschäft verpachten wir.« Noch am gleichen Tag fuhr sie wieder ab. Anna arbeitete wie eine Besessene, sie wollte im Herbst wieder eine Ausstellung machen. Der Erfolg hatte ihr soviel Selbstvertrauen gegeben, dass sie sich nun auch an größere Formate wagte.

An einem Freitag Morgen verspürte sie plötzlich einen stechenden Schmerz in ihrer Brust. Sie legte den Pinsel zur Seite und ging ans geöffnete Fenster. Doch ihre Unruhe wollte sich nicht mehr legen. Sie machte einen Spaziergang. Den ganzen Tag ging sie durch Berlin, bis ihr die Füße schmerzten. Aber diese schreckliche Unruhe wurde eher noch größer. Anna glaubte, ihr Herz müsse gleich zerspringen. Am Abend konnte sie sich kaum noch auf den Beinen halten. Sie setzte sich in eine Toreinfahrt und begann zu weinen. Am nächsten Tag fuhr sie nach Hause. Sie kümmerte sich um den Garten und half ihrer Mutter auch ab und zu im Haushalt. Nach einigen Tagen fühlte sie sich wieder etwas besser, die Unruhe war verschwunden. Wenn sie ihre alten Freunde traf, dann konnte sie auch wieder erzählen, ohne gleich vor Angst schweißnasse Hände zu bekommen.

Dann fuhr sie wieder nach Berlin. Stellte eine Leinwand auf die Staffelei und begann zu malen. Doch nach wenigen Augenblicken stellte sich wieder die alte Unruhe ein. Wieder machte sie einen langen Spaziergang. Und wieder taten ihr die Füße schrecklich weh. Am Abend war sie so erschöpft, dass sie ein Taxi nehmen musste.

Sie bewarb sie sich an einem Theater. »Ich muss mal unter die Leute gehn, immer nur allein, das bekommt mir nicht.« Doch die Leute im Theater gingen ihr sehr schnell auf die Nerven. Denn die waren immer so optimistisch und voller Elan, und genau das störte Anna. Schon nach wenigen Tagen schmiss sie den Job wieder hin.

Anna fährt nach Hause. Schließt sich in ihrem Zimmer ein. Beginnt zu toben ... Kommt in die Psychiatrie, in die geschlossene Abteilung. Fühlt sich wie daheim. Sabotiert ihre Entlassung ...

* * *

Martin Luther

(1999)

Das ist nämlich die Ordnung: Herrscher, Untertanen, Arbeiter, Handwerksleute. Diese Ordnungen müssen in der Welt sein, es müssen Übergeordnete da sein, es muss verschiedene Stände geben. Man sagt, die unteren Stände sollen sich selber regieren. Daraus wird nichts. Gott weiß das. Deshalb hat er die Obrigkeit eingesetzt.

Deshalb hat er den Kindern ihre Eltern gegeben, weil die Kinder von Natur aus böse sind. Wir sollen Vater und Mutter ehren. Dieses Ehren besteht darin, dass man ihnen gehorsam ist. Man soll sie recht haben lassen in dem, was sie angeben, und stillschweigend ertragen, wie sie auch mit uns handeln.

Ferner soll man sich in Worten gegen sie in Zucht halten, sie nicht übel anfahren, auf sein Recht pochen oder schelten, sondern man soll sie recht haben lassen und schweigen, auch wenn sie zu weit gehen. Denn wenn die Eltern in rechter Art fromm sind, so wird dem Kinde ohne Unterlass sein Eigenwille gebrochen, und es muss tun, lassen und leiden, was es seiner Natur nach so gerne anders täte. Ebenso, wenn sie strafen und züchtigen, wie es sich gebührt, zuweilen auch mit Unrecht, was doch der Seelen Seligkeit nicht schadet.

Denn es muss jeder Mensch regiert werden und anderen Menschen untertan sein.

Es gibt keine besseren Werke als Gehorsam und Dienst allen anderen gegenüber, die uns zur Obrigkeit gesetzt sind. Darum ist auch Ungehorsam eine größere Sünde als Totschlag, Unkeuschheit, Stehlen und Betrügen. Darum sollte man vor allen Dingen das junge Volk ernstlich dazu anhalten und daran gewöhnen, dass sie dieses Gebot eindrücklich vor Augen haben, und wenn sie es übertreten, sollte man flugs mit der Rute hinter ihnen her sein und es ihnen fortwährend einbleuen.

So sollen sie aufgezogen werden. Wer es hält, der soll gute Tage, Glück und Wohlfahrt haben. Wer ungehorsam ist, soll desto früher umkommen und seines Lebens nicht froh werden.

Bei diesem Gebot muss weiter auch die Rede sein von dem Gehorsam gegenüber Vorgesetzten. Denn aus der Überordnung der Eltern entspringt und verbreitet sich alles andere. Somit stehen alle, die man Herrscher heißt, an der Stelle der Eltern. Was ein Kind dem Vater und der Mutter schuldet, das schulden alle, die unter die Befehlsgewalt fallen.

Darum sollen Arbeiter und Handwerker darauf sehen, dass sie ihren Herren nicht bloß gehorsam sind, sondern sie auch in Ehren halten wie ihre eigenen Väter und Mütter. Sie sollen alles tun, wovon sie wissen, dass man es von

ihnen haben will, nicht gezwungen und widerwillig, sondern mit Lust und Freude, eben aus dem Grund, dass es Gottes Gebot ist.

Wer sich nun dadurch nicht bewegen und rechtschaffen machen lassen will, den befehlen wir dem Büttel und dem Henker. Darum bedenke jeder, dass mit Gott nicht zu spaßen ist. Wisse, dass er mit dir redet und Gehorsam fordert. Gehorchst du ihm, so bist du das liebe Kind, verachtest du es aber, so empfangt dann auch Jammer, Schande und Herzeleid zum Lohn.

Sollte da nun nicht ein Herz springen und vor Freude zerfließen, wenn es zur Arbeit ginge und täte, was ihm befohlen ist? Aber es ist ein Jammer, und eine leidige Blindheit in der Welt, dass das niemand glaubt. Es ist die größte Klage in der Welt über die Arbeitsleute, wie ungehorsam, untreu, ungezogen und nur auf ihren Vorteil bedacht sie seien. Wenn sie sich nichts gefallen lassen und frech werden wollten, so dass sie fahren in Teufels Namen. Es wird noch die Zeit kommen, dass sie gern um einen Bissen Brot dienen würden. Das kommt alles daher, weil keine Ordnung in der Welt ist.

Niemand will arbeiten. Darum müssen die Handwerksleute ihren Gesellen schön tun. Wenn es aber eine Ordnung gäbe, dass sie nur im Gehorsam weggehen dürften, und dass niemand sie an anderen Orten aufnähme, so hätte man diesem Übel ein großes Loch gestopft. Man kann mit den Leuten ja nicht mehr auskommen. Sie wollen viel Geld haben und doch nichts tun, oder nur das, was sie mögen.

Heißt das, gehorchen um des Herrn und Christus willen? Ja, du bist ein Teufel, du bist ein Räuber, du mit deinen faulen Arbeiten.

Ebenso ist es auch mit den faulen Handwerksleuten und Arbeitern, von welchen man zur Zeit unerträgliche Willkür ertragen muss, als wären sie Herren über fremdes Gut, und als müsse ihnen jedermann ohne weiteres geben, soviel sie verlangen. Solche Leute lasse nur getrost Geld fordern, so lange sie können, aber Gott wird sein Gebot nicht vergessen, und ihnen auch entsprechend ihren Diensten lohnen. Er wird sie an den Galgen hängen. Sie sollen ihr Leben lang kein Glück haben und nichts vor sich bringen.

Und wollte Gott, dass es in der Christenheit keinen Feiertag gäbe, dass man die Feste der Heiligen alle auf den Sonntag legte. Dann unterbliebe viel böses Wesen, und durch das Arbeiten an den Werktagen würden auch die Länder nicht so arm. Aber nun sind wir mit vielen Feiertagen geplagt zum Verderben für Seelen, Leib und Güter, denn die Werke, die an ihnen geschehen, sind ärger als an den Werktagen.

Müßiggang, Fressen und Saufen, Spielen und andere böse Taten. Dazu nimmt der einfache Mann doppelten leiblichen Schaden. Da er seine Arbeit versäumt, dazu mehr verzehrt als sonst und seinen Körper schwächt und ungeschickt macht. Nur die Priester sind von der Arbeit befreit, durch Abgaben versorgt und haben alle Tage Feiertag. Es gibt für sie keinen Werktag, sondern ein Tag ist wie der andere. Lasst euch daher von niemand zu irgendeinem Feiertag verpflichten. Ihr seid Freie, aber frei vom Teufel, vom Tod, von der Hölle, von Sünden, von Abgötterei.

Doch sollt ihr eure Freiheit nicht darin verstehen, dass ihr sagt: was frage ich nach meinem Herrn und meiner Herrin. Das ist nicht deine Freiheit, das

gilt nicht bei Christen, dass du ungehorsam bist. Gott will nicht die weltliche Ordnung zerbrechen, sondern sie bekräftigen. Er will, dass du der Gewalt über dir dienest mit Leib und Leben. Darum ist es notwendig, das dem großen Haufen nachdrücklich vorzuhalten.

Wir Christen sind berufen zum Arbeiten und Leiden, wer sein Amt recht ausrichten will, der wird wohl zu leiden kriegen. Diese zwei Dinge also wollen wir tun, arbeiten und leiden. Das Sorgen wollen wir Gott befehlen. Kommt euch etwas Widriges dazwischen, so leidet es nur fröhlich. Diese Lehre haben nur wir Christen. Die anderen haben sie nicht. Bedenke, was für ein Kleinod es ist, still und friedlich im Herrn zu leben, auch wenn die Welt voll Unglück ist.

Woher das Unglück kommt, darum Sorge nicht, denn Gott ist auch darüber Herr. Einem solchen Menschen würde alles, auch das Schlimmste, ein süßes Joch. Es ist gut, das alles den einfachen Leuten einzuprägen, da dieses und ähnliches von Gott gegeben und von uns erbeten werden muß.

In gleicher Weise ist auch zu reden vom Gehorsam gegen die Obrigkeit. Wir sind verpflichtet, sie zu ehren und hoch zu achten als den teuersten Schatz und das köstlichste Kleinod auf Erden. Warum meinst du, ist die Welt so voll Untreue, Schande, Jammer und Mord, weil jeder sein eigener Herr und frei sein will. Darum bekommen wir auch zum Lohn, was wir suchen und verdienen. Seuche, Krieg, Teuerung, Feuersbrunst, Wassernot, ungeratene Weiber, Kinder, Arbeiter und alles mögliche Unglück.

Woher sonst sollte soviel Jammer kommen? Fürs erste müssen wir das weltliche Recht und Schwert gut begründen, damit niemand daran zweifle, dass es durch Gottes Willen und Anordnung in der Welt ist. Die Sprüche aber, die es begründen, sind folgende. Jede Seele sei der Amtsgewalt und Obrigkeit untertan, denn es gibt keine Gewalt, die nicht von Gott wäre. Die Gewalt aber ist überall, wo es eine gibt, von Gott angeordnet. Wer nun der Gewalt widersteht, der widersteht Gottes Ordnung. Wer aber Gottes Ordnung widersteht, der wird sich selbst die Verurteilung zuziehen. Seid untertan der menschlichen Ordnung aller Art. Das weltliche Regiment hat das Schwert, und es haut die Köpfe der Empörer getrost hinweg. Denn das ist der Wille Gottes.

Bei allem sollen wir bedenken, mag die Gewalt der Obrigkeit recht oder unrecht tun, der Seele kann sie nicht schaden, sondern allein dem Leib und dem Gut. Das ist auch der Grund, warum es bei der weltlichen Gewalt nicht so sehr gefährlich ist, wenn sie Unrecht tut, wie bei der geistlichen.

Darum lasset die tolln Fürsten und Herren machen, was sie wollen. Die Herren sind nur Herren über das Geld. Wenn sie euch verfolgen, so seid darauf bedacht, dass ihr nicht zürnt. Seid ihr doch durch den Glauben Könige im ewigen Leben. Es wird noch an den Tag kommen, wie es sich in Wahrheit mit uns Christen verhalten hat. Dann werden sie gezwungen sein zu sagen: die Christen sind friedfertige Leut. Denn ihr seid Herren über eine Herrschaft, die neunmal größer ist als hundert Welten, nämlich über Sünde, Tod und Teufel. Daran lass dir genügen. Darum gibt sich der Christ ganz willig unter das weltliche Regiment. Er gibt Steuern, ehrt die Obrigkeit, dient, hilft und tut alles,

was er kann, und was der Amtsgewalt förderlich ist, damit sie in Kraft und Ehren und Furcht erhalten bleibt.

Wend du darum sähest, dass es an einem Henker, Büttel, Richter, Herrn oder Fürsten fehlt, und du fändest dich dazu geeignet, so müsstest du dich dazu anbieten, und dich darum bewerben, damit ja die Amtsgewalt, die so nötig ist, nicht verachtet und mattgesetzt würde oder unterginge. So geht denn beides fein zusammen, dass du zugleich dem Reich Gottes und dem Reich der Welt äußerlich und innerlich Genüge leistest, dass du zugleich Übel und Recht leidest und doch Übel und Unrecht strafst, zugleich dem Übel nicht widerstehst und doch widerstehst.

Denn mit dem einen siehst du auf dich und das Deine, mit dem anderen auf den Nächsten und auf das Seine. So ist nun, meine ich, das Wort Christi in Einklang gebracht mit den Sprüchen, die das Schwert einsetzen. Durch sie bricht Gott unseren Willen, im Brechen unsers Willens aber geschieht Gottes Wille. Denn ihm gefällt es wohl, wenn unser Wille verhindert und zunichte wird. Wenn dich also jemand zum Narren machen will, dann sollst du nicht widerstreben, sondern ja dazu sagen. Will er dir etwas nehmen und Schaden zufügen, so sollst du es fahrenlassen. Auch wenn der Betreffende Unrecht täte, so geschehe dir doch kein Unrecht. Denn es gehört alles Gott, der kann es dir durch einen Bösen oder einen Guten nehmen.

Nun kommen die unnützen Schwätzer daher, die die ganze Menschheit mit ihrem Gerede erfüllen und mit ihren Lehren die armen Leute verführt haben, und schreien laut, wie man einen guten Willen, gute Absicht, guten Vorsatz haben solle. Mit dieser Lehre schaffen sie nichts weiter als eigenwillige, eigensinnige Menschen, freche und selbstsichere Geister.

Nun wendet man ein: Gott hat uns doch einen freien Willen gegeben. Ja, freilich hat er dir einen freien Willen gegeben. Warum willst du ihn dann zu einem Eigenwillen machen und lässt ihn nicht frei bleiben? Wenn du mit ihm tust, was du willst, so ist er nicht frei, sondern dein eigen.

Ein freier Wille ist einer, der nichts Eigenes will, dadurch bleibt er dann auch frei. Unser Wille ist das Größte in uns und gegen ihn müssen wir bitten: Oh Vater, lass mich nicht dahin geraten, dass es nach meinem Willen gehe. Brich meinen Willen, wehre meinem Willen, es gehe mir, wie es wolle, nur dass es nicht nach meinem, sondern allein nach deinem Wille gehe.

Das muss solange gehen, bis der Mensch ganz gelassen, frei und willenlos wird und von nichts mehr weiss, als auf Gottes Willen zu warten. Das heißt wahrer Gehorsam, wie er leider zu unseren Zeiten ganz unbekannt geworden ist.

Gott schickt uns Leiden und Unfrieden, solange, bis der Mensch gründlich geübt ist und so friedsam und still wird, dass er nicht davon bewegt wird, ob es ihm wohl oder übel gehe, ob er sterbe oder lebe, ob er geehrt werde oder geschändet ... Und von dieser Lehre ist die ganze Schrift voll, voll, voll.

Thomas Münzer

(1999)

Ich, Thomas Münzer, wünsche euch den Frieden, dem die Welt Feind ist. Denn die Unschuldigen werden gepeinigt, und unsere Herren behelfen sich gegen uns, indem sie sagen, ich muss dich martern, Christus hat auch gelitten, du sollst mir nicht widerstreben.

Daher müssen wir genau untersuchen, warum ausgerechnet unsere Vorfolger die besten Christen sein wollen. Denn die Wahrheit wird alle Menschen frei machen.

Da muss das Große dem Kleinen weichen und vor ihm zuschanden werden. Ach, wüssten das die Arbeiter, es wäre ihnen ganz nützlich. Aber die Bauern und Arbeiter wissen nichts davon, weil sie sich auf die verlogenen Leute verlassen haben. Die sagen, ach Gott, es sind arbeitsselige Leute. Sie haben ihr ganzes Leben damit verbracht, ihre Nahrung zu verdienen. Ja, auf dass sie den Herren den Hals gefüllt haben. Was sollte denn das einfache Volk wissen. Es steht draußen und hofft, dass es einmal gut wird.

Das Volk hat nie etwas anderes geglaubt und gehofft bis auf den heutigen Tag, die Herren wissen das Rechte. Es denkt, ei, es sind feine Männer in ihren roten und braunen Baretten, sollten sie nicht wissen, was recht oder unrecht ist? Sie rühmen sich der Heiligen Schrift, schreiben und klecksen gar stolz große Bücher voll und schwatzen immer je länger je mehr, sagen, wir haben geschrieben in unserem Gesetz dies und das, Christus hat das geredet, Paulus hat dies geschrieben, die Propheten haben dies und das geweissagt, das und das hat die Heilige Kirche ausgesetzt, ja groß Ding dies und das.

Sie haben dem Volk die Bibel vorgeworfen, wie man den Hunden das Brot vorwirft und wissen über sie doch nichts, als dass sie von altem Herkommen ist. Sie predigen, was sie wollen.

Und suchst du Rat bei diesen Gelehrten – welchen es mächtig über die Maßen sauer wird, ehe sie das Maul auf tun, denn ein Wort kostet bei ihnen viel roter Pfennige, und es wird dir keiner antworten, es sei denn, du gibst ihnen 50 Gulden, ja, die Besten wollen 100 oder 200 haben und die allergrößte Würde auf Erden – und zahlst du und sagst, lieber, ehrwürdiger, achtbarer Hochgelehrter und des Drecks viel, so sagen sie, glaube, lieber Mann, glaube, willst du nicht glauben, so fahre zum Teufel.

Und du: Ach allergelehrtester Doktor, ich wollte gerne glauben, aber was? Und sie: Ja, lieber Mann, du musst dich um solche hohen Dinge nicht bekümmern. Glaube du nur einfältig und schlage die Gedanken von dir, es ist eitel Fantasie. Geh zu den Leuten und sei fröhlich, so vergisst du deine Sorgen. Sieh, lieber Bruder, solcher Trost regiert die Welt.

Sie glauben, man muss den Leuten sagen, was sie gerne hören, denn, ach Gott, wenn man solche hohe Lehre den Leuten sollte erklären, so würden sie ja toll und unsinnig. Man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen. Was soll solch hohe, ganz geistliche Lehre dem armen groben Volk? Es gebührt alleine den Gelehrten zu wissen.

Ach nein, ach nein, liebe Leute, nimmt es euch da noch Wunder, wie sie euch verdimmt haben. Ihr werdet so sehr betrogen, dass es keine Zunge erzählen kann. Sie machen es so, dass der arme Mann nicht richtig lesen lerne, und sie predigen noch unverschämt, er soll sich von den Herren schinden lassen. Wann will er denn lernen? Wie ist es denn möglich, dass der einfache Mann bei seinen Sorgen um das tägliche Brot zum Nachdenken kommt?

Sie schwärmen, die Gelehrten sollen schöne Bücher lesen, und die Arbeiter und Bauern sollen ihnen zuhören. Ach ja, da haben sie einen feinen Trick gefunden. Du, liebes Volk, die dich heilig und gut heißen, die betrügen dich. Und die dir ohne allen Unterlass sagen, glaube, glaube, dass dir der Rotz vor der Nasen pflastere, die sind den Schweinen und nicht den Menschen zuständig. Denn es sieht ein jeder, dass sie nach Ehren und Gütern streben.

Deshalb musst du, einfacher Mann, selber gelehrt werden, auf dass du nicht länger verführt wirst. Wir sind viel gröber nach dem Adel unserer Seelen als die unvernünftigen Tiere. Hat doch schier keiner Verstand von der Ausbeuterei und von den Tücken dieser Welt. Darum können wir elenden, jämmerlichen Christen nichts mehr von Gott halten. Noch will es niemand zu Herzen nehmen, man meint, es sei zu verschweigen.

Oh der großen, elenden Blindheit, dass doch ein jeder lernte, mit einem halben Auge zu sehen. Betrachtet doch, was für Christen wir Menschen geworden sind. Zanken uns täglich um Geld und Güter und werden von Tag zu Tag gewinnsüchtiger. Aber sagen: Ich glaube und halte den ganzen Christenglauben und habe eine feste und starke Hoffnung zu Gott. Du lieber Mensch, du weißt nicht, wozu du ja oder nein sagst.

Ja, ohne Zweifel, du bist von christlichen Eltern geboren, du hast nicht einmal gezweifelt, du willst auch feststehen, ja, ja, ein guter Christ. Wahrlich, es sind feine Leute. Sie haben einen gar festen und starken Glauben. Aber man würde schön ausschauen, wenn man sich auf ihre Larve und Geschwätz verließe. Seht euch um, ihr habt den allertörichtsten Glauben, den es auf Erden gibt. Und sollte ein anderer Mensch durch diesen Glauben, den wir zur Zeit noch haben, gebessert werden, da sollte er wohl viel Gewinn haben.

Denn es ist kein Volk unter der Sonne, das sein eigenes Gesetz so erbärmlich verketzert und verflucht, wie die jetzigen Christen.

Liebe Brüder, lasst uns das Loch weitermachen, auf dass alle Welt sehen und greifen kann, wer unsere großen Herren sind. Sie verstecken sich hinter ihrem gewinnsüchtigen Handel, durch welchen sie wie Kröten ineinanderhängen. Der Schade der Welt wird je länger, je breiter und weiter. Noch wollen wir und können wir nicht sehen, das macht der göttliche Glaube,

und wenn man ihnen da widerspricht, kehren sie die scharfen Zähne hervor und sagen, ich wolle Aufruhr machen.

Sie verketzern mit ihrem geschwinden Urteil jeden, der nur ein Wort gegen sie spricht. Sie schreiben Geist hin, Geist her, und versuchen mit ihren Anschlägen Tag und Nacht, wie sie die umbringen können, die ein Wort vom Geist sagen. Ich habe gesagt, dass das Volk die Macht hat, dass die Fürsten keine Herren, sondern Diener der Macht sind. Sie sollen es nicht machen, wie es ihnen gefällt, sie sollen recht tun. Wenn das aufrührerisch ist, nun denn. Es ist das allergrößte Greuel auf Erden, dass niemand sich der erbärmlichsten Not annehmen will.

Sie selber sind die Ursache des Wuchers, der Dieberei und Räuberei. Sie nehmen alle Kreatur zum Eigentum. Die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf der Erde, alles muß ihnen gehören. Darüber lassen sie dann Gottes Gebot ausgehen unter die Armen und sprechen, Gott hat geboten, du sollst nicht stehlen.

Die Ursache des Aufruhrs wollen sie nicht wegtun. Wie kann es auf die Dauer gut werden. So ich das sage, muss ich aufrührerisch sein. Wie Doktor Luther sagt, sollen wir ja auch die unvernünftigen Herren in Ehren halten, man soll in allen Sachen den guten Herren gehorsam sein. Ach, um Gottes Willen, sie haben ihr Leben zugebracht mit tierischem Fressen und Saufen, haben ihr Leben lang keinen bösen Tag gehabt. Wollen keinen Pfennig von ihren Zinsen nachlassen und wollen unsere Richter und Beschirmer sein.

Ach, du arme Menschheit, wie bist du ganz und gar zum Hackbock geworden, denn die Herren sind nicht Herren wegen ihrer guten Worte, sondern wegen der Furcht vor dem Galgen.

Es wird da kein Bedenken oder Spiegelfechten helfen, die Wahrheit muß heraus. Es wird nicht mehr so gehen wie bisher. Des Spiels ist zuviel, die Völker sind dessen überdrüssig. Alles ändert sich. Darum lasst euch nicht mit guten Worten zu einer beschissenen Barmherzigkeit bringen, dann wird eure Sache wohl bestehen. Sie wollen nichts hören und nichts sehen. Sie nennen alle Andersdenkende Schwärmer und mögen nicht hören, wenn man das Wort Geist redet oder liest. Ja, es scheint der Welt das allerunmöglichste Ding zu sein, dass die Völker sollen frei werden.

Sie können nicht anders urteilen, als dass es unmöglich sei, die Herren vom Stuhl zu stoßen, und die Niedrigen zu erheben. Das wollen sie nicht hören. Ach, liebe Herren, hört auf. Tut die Büchse mit der Schminke zum Teufel. Es hat alle Gaunerei an den Tag kommen müssen. Fühlt ihr den großen Funken, der aufwachen will zum großen Feuer? Ja, ihr fühlt es, und ich fühle es auch.

Alle sind gleich. Alles ist gemeinsam und soll einem jeden nach seiner Notdurft ausgeteilt werden. Alle Gewalt soll dem Volke gegeben werden. Wer sich widersetzt, dessen Vermögen wird eingezogen, denn durch ihr Geld haben sie die Gerechtigkeit verhindert von Anfang an. Das Volk hat sich in seiner Einfältigkeit auf ihre prächtige Larve verlassen, nachdem sie ohne Unterlass ein solches Geschrei von der Gerechtigkeit gemacht haben.

Wir müssen Arbeiter, Bürger und Bauern zusammenbringen. Es geht nicht einzeln. Sie müssen begreifen: Ihr Schade ist unser aller Schade. Ihre Forderung ist unsere Forderung. Es gibt keinen anderen Weg, dieser Menschheit zu helfen, als dass wir mit ganzen Ernst, mit ausdauernder Nüchternheit die Entfremdung dieser Welt zeigen. Es ist die Zeit der Bewährung. Habt ihr nur eure Güter lieb? Fürchtet ihr das Leben? Wer ein Stein des neuen Hauses sein will, der wage seinen Hals.

* * *

Trecken wie im 19. Jahrhundert

Wie haben damals im 19. Jahrhundert die vielen Auswanderer, es waren fast 6 Millionen, ihre Heimat verlassen, sind durch die Lande gezogen und haben dann ein Schiff z.B. nach Amerika genommen?

Wir alle haben bestimmte Bilder vor Augen, aus Büchern und Filmen. Aber wie war es denn damals wirklich? Wie groß waren die Mühen und Strapazen? Wie lang hielten die Hoffnungen vor? Wie stellte sich das Leben der kleinen Leute im 19. Jahrhundert dar? Welche Gewerke waren üblich? Welche Kleider- und Ständeordnungen gab es? Welche Grundnahrungsmittel wurden angebaut und gegessen? Welche Rezepte waren typisch?

Um nachempfinden zu können wie man damals der alten Heimat den Rücken kehrte – aus guten Gründen! – wird im Rahmen der »Gifhorner Schloßfestspiele« ein Treck veranstaltet. Mit Planwagen, Handkarren, improvisierten Lagern und nach Möglichkeit mit zeittypischem Zubehör. Neun Tage wird diese inszenierte Zeitreise dauern.

Mit echten Planwagen geht es los durch ausgesucht schöne Landschaften der Lüneburger Heide von Gifhorn bis Lauenburg. Das Essen wird nach alten Rezepten zubereitet. Die Trecker werden in Zelten nächtigen. Am Abend werden sie ein künstlerisches Programm genießen, das die Auswanderung im 19. Jahrhundert zum Thema hat. Und an jedem Rastplatz, der abends angesteuert wird, werden die Leute vor Ort die Trecker begrüßen.

Last not least, wer auf Schusters Rappen diesen Treck absolviert, für Fußmüde ist selbstverständlich gesorgt, der wird sehr schnell unsere technisierte Welt vergessen. Und schon bald wird er im 19. Jahrhundert angekommen sein.

Darüber wird sich in der Gruppe der Trecker eine ganz spezifische – sicherlich einmalige – Kommunikation entwickeln.

Dieser Urlaub ist ein Abenteuer der besonderen Art. Der einzelne geht auf in der Gruppe, sucht und findet Kontakte, kann sich austauschen ... Mit einem Wort: der Treck wird zum Erlebnis.

Das Abschiedsfest in Gifhorn

Im wunderschönen »Deutschen Haus« zu Gifhorn treffen sich die Trecker aus nah und fern am Abend des 9. August und werden auf das große Abenteuer Treck eingestimmt.

Ein zünftiges Essen. Die Treckordnung, denn alles hat nach bestimmten Regeln dieser Inszenierung abzulaufen. Briefe von Auswanderern, um den Treckern der Einstieg in das Thema der Zeitreise zu erleichtern. Auswandererlieder vom gemischten Chor der Gifhorner Schlossfestspiele. Und natürlich der erste Kontakt mit den Planwagen und den Pferden.

Gespräche, erstes Kennenlernen. Wer fährt mit welchem Planwagen? Passt auch alles Gepäck darauf? Natürlich dürfen sich die Trecker nicht gerade zentnerschwer für die Reise eingedeckt haben. Ist das Schuhwerk auch in Ordnung? Wie ist es denn mit der Menage unterwegs? ... Aber dafür gibt es Jutebeutelchen, keiner soll ja darben. Und wenn jemand einen Arzt konsultieren muss? Selbstverständlich ist auch dafür gesorgt.

So ein Abschied von der Gegenwart muss gefeiert werden. Was diese Reise in die Vergangenheit wohl so alles mit sich bringen wird? Hoffentlich wird auch das Wetter halten ...

Wir – die Trecker aus Gifhorn – feiern mit »Sea Trek« am 18. August im Hafen von Hamburg! Die Feierlichkeiten beinhalten »Rock the Dock«, ein Schaufenster musikalischer Unterhaltung, »Saints on the Seas« ein dramatischer musikalischer Tribut an den christlichen Glauben, gefolgt von einem großen Feuerwerk.

Familienforschungs-Ausstellungen, Präsentationen zur Kirchengeschichte sowie der Besuch eines Windjammers stehen uns Besuchern ebenfalls offen.

Der I. Tag Hankensbüttel

Früh aus den Betten. Das Frühstück eingenommen. Und schon geht es los. Erste Station der Heilige Hain in Betzhorn. Heide, so weit das Auge blicket. Hermann Löns soll hier gewesen sein ... Wessen Füße es verlangen, der wird mit einem Bus nach Hankensbüttel gebracht. Die Reise an diesem Tag ist ja auch ganz schön anstrengend.

Den Rastplatz hergerichtet, das Feuer entzündet. Die Planwagen im Geviert aufstellen. Und die Pferde versorgen. Einmal selber Hand anlegen! Einmal selber aktiv werden!

Danach geht's zum Kloster Isenhagen. Unter der tausendjährigen Linde wird zu Abend gegessen. Aber auch der Wissensdurst soll befriedigt werden. Wie hat man früher Bier gebraut?

Im kleinen Kräutergarten werden den staunenden Gegenwartsmenschen die alten Regeln der Kräutermixturen erklärt. Man nehme etwas Rosmarin, den Salbei nicht zu vergessen ... Im Mittelalter wurden dafür die Hexen verbrannt. Heute jedoch gehört die Kenntnis der Kräuter zum guten Ton ... Wer will, kann natürlich auch das Kloster besichtigen.

Wieder am Ufer des Isenhagener Sees vorbei. Es ist schon dunkel. Mit Lampions geschmückte Boote auf den Wellen. Zwei Chöre, vis-a-vis an den Ufern postiert, singen im Wechsel melancholisch-schöne Lieder. Das Wasser verstärkt die nächtliche Musik, die Boote schaukeln auf dem See ... Und die Romantik begleitet die Trecker in den wohl verdienten Schlaf.

Der 2. Tag Marwede

Das Aufstehen fällt nun schon etwas leichter. Dann das Frühstück. Dickmilch und Fladenbrote. Mundet ausgezeichnet! Ist ja auch gesund! Die Ökologie ist keine Erfindung unseres Jahrhunderts.

Und wieder geht es los. Nach Steinhorst. Erste Pause. Verschnaufpause. Essenspause. Und der Besuch des Steinhorster Schulmuseums.

Interessant, dieser Karl Mäser! In Deutschland so gut wie nicht bekannt, in Amerika hat er Karriere gemacht. Demnächst wird ihm hierzulande ein Denkmal gesetzt. Auch ein Auswandererschicksal.

Weiter! Keine Müdigkeit vorgeschützt! Eine traumhaft schöne Landschaft lädt zum Wandern ein. Die Pferde traben fröhlich vor sich hin.

Schon ist Marwede erreicht. Ein winzig kleines Dörfchen. Voller Geheimnisse, voller Geschichten. Und da hebt sich schon der Vorhang. An der alten Wassermühle wird erzählt ... Vor Zeiten gab es einen bösen Zauberer, einen Müller, der hatte 12 Gesellen. Einer davon hieß Krabat. Weil der so arm war und kein Dach über dem Kopfe hatte, musste er sich bei diesem Müller verdingen, drei Jahre lang. Wer kennt dieses Märchen von Otfried Preußler nicht? Vom alten bösen Zauberer und dem guten Ende. Weil die Liebe stärker ist als alle Zauberei. Einen schöneren Aufführungsort für die Geschichte kann man sich nicht denken. An der alten verwunschenen Mühle, zu später Stunde.

Der 3. Tag Marwede

Sonntag. Ruhetag. Gelegenheit, einen Gottesdienst zu besuchen. Warum nicht in Gottes freier Natur, mitten im Wald ...?

Mittagsessen. Die meisten sind bereits auf den Geschmack gekommen. Einfach, aber gut. Und gesund. Vorausgesetzt, man weiß es zu zubereiten. Da gibt es bestimmte Zutaten, nicht im Supermarkt. Und bestimmte Techniken, aber nicht auf die Schnelle. Und es gibt zum Glück noch Leute, die sich auf diese Kunst verstehen.

Kultur ist auch Esskultur. Und die trägt bei zur größten aller Künste, zur Lebenskunst. Und alle Trecker sind herzlich eingeladen, beim Kochen und Brutzeln mitzuhelfen ... Und schon wird erzählt und geplaudert. Beim Kartoffelschälen kommen einem ja die allerbesten Gedanken.

Nach dem Essen etwas ganz besonderes: ein Aktionstag für die Sinne. Rein in den Wald, an einem Bächlein vorbei. Das Wasser ist noch trinkbar. Wie überquert man eine Furt? Was hat uns der Wald zu sagen, vorausgesetzt, man ist still und hört tief hinein ... Wie erkennt man die Vögel an ihrem Gesang? Was hat es denn so auf sich mit der Försterei?

Kaffee und Kuchen. Es ist Sonntag. Und Square-Dance. Erst wird vorgezogen, der Caller gibt das Kommando, die Figuren sind festgelegt. Dann sind

alle dran. Und alle machen sofort mit! Drehen und wenden sich im Takt, zirkeln kunstvolle Piouretten.

Zu nächtlicher Stunde geht es wieder in den Wald. Pst, kein Geräusch gemacht ... Eine Lichtung, da stehen Rehe. Hier ein Dickicht, vorsicht Wildschweine! Und ab ins Bett!

Der 4. Tag Hössering

Die Pferde angespannt, das Gepäck verstaut. Ein neuer Tag beginnt. Wald, Wald, soweit das Auge reicht. Der will ja überhaupt kein Ende mehr nehmen. Ja, das gibt es noch hier in dieser Gegend. Wald am Stück, und nicht zerstückelt.

Dann nähert sich der Treck dem Dorfmuseum Hössering. Mitten im Wald gelegen. Kaum Menschen weit und breit. So muss es damals gewesen sein, als sich die Leute, der Armut überdrüssig, aufmachten, um eine neue Welt zu erobern, drüben über'm großen Teich ...

Alle freu'n sich schon auf das Essen. Keiner möchte es mehr missen, dieses einfache, aber sehr schmackhafte Mal. Und die sogenannten Zeitgenossenschaft, die wird sozusagen immer vorbehaltloser an der Garderobe abgegeben. Anfangs hieß es noch, wie damals. Aber jetzt heisst es schon wie aus einem Mund, wir auf dem Treck, bei Wind und Wetter, durch dick und dünn ...

Das Museumsdorf wird besichtigt. Eine Unterrichtung im alten Schmiedehandwerk, im Verfertigen von Textilien. Dann geht es zum Brümmerhaus. Ein Theaterstück steht auf dem Programm. Ein Märchen, die Bremer Stadtmusikanten, sehr frei behandelt.

Auch so eine Auswanderungsgeschichte. Weil die alten Tiere nicht mehr so recht funktionieren, werden sie vertrieben. Müssen fliehen, um den Tod zu entgehen. Und gründen eine neue Existenz. Wie damals vor 150 Jahren ...

Der Abend will romantisch ausgekostet sein. Lampions, Petroleumlampen, die Wege sind schmal und holperig. Dann sitzt man noch zusammen an langen Tischen. Das Feuer aus der Schmiede erleuchtet die Szenerie. Ein Sommernachtstraum geht zu Ende.

Der 5. Tag Suhlendorf

Aufstehen, frühstücken und abmarschieren, als wäre es bereits zur zweiten Natur geworden. Im Schloss Holdenstedt bei Uelzen wieder so ein Auswandererschicksal. Theodor Ludwig Kaufmann, ein Maler, befreundet mit Richard Wagner, dem Revolutionär. Er musste ebenfalls seine Heimat verlassen, ging rüber und machte Karriere. Seine Historien Gemälde künden noch heute davon.

Über die B 4, dieses Asphaltband, das die Landschaft zerschneidet, Tierwechsel zerstört. Autos, Gestank, der Preis des Fortschritts.

Aber weiter! Noch gibt es ja quasi unberührte Landschaften. Und schon bald ist der Treck in Suhlendorf. Das Quartier wird im Handwerkermuseum aufgeschlagen. Auch so ein Ort, der einlädt zum Träumen.

Wie wird Mehl gemalen? Wie backt man Brot nach alten Rezepten? Wie wird ein alter Backofen befeuert? Auch diese Kunst wird den Treckern gezeigt.

Volkstanzgruppen warten auf. Aber dann sind auch die Trecker selber dran. Denn das ist heute ihr Abend! Und der will gestaltet sein ... Keine Inspiration? Keine Ideen? Doch, jede Menge sogar. Das bricht sich Bahn. Da will sich keiner lumpen lassen. Da sprudelt es nur so aus den Leuten hervor. Die Trecker inszenieren ihren Abend im schönen Suhlendorf.

Der 6. Tag. Der Göhrde-Raum

Viel wird geplaudert an diesem Tag. Wer hätte das gedacht! Was der aus Uelzen doch für Ideen entwickelt hat! Und die Frau Sowieso, also die hat vielleicht die Leute unterhalten ... Das Fernsehen ist weit weg, die Konsumhaltung abgestreift, selber machen, das macht Spaß!

Die Göhrde! Berühmt für ihre Natur, Landschaften und malerischen Ortschaften! Hier geht es mitten durch. Schönheit macht trunken! Hebt die Seele, auf dass sie die Flügel spreitet, wie es in einem Gedicht so schön heißt

...

Die Monday-Evening-Stompers aus Gifhorn, eine waschechte Jazz-Band spielt auf. Spielt alle Stile rauf und runter, Jazz und Gospel, Folk und Heimatliches. Denn das können sie auch. Zuerst wird nur gelauscht, dann zucken die Beine, dann wippen die Körper. Und dann wird getanzt! Die Kondition ist gewachsen in diesen Tagen, der Muskelkater ist vorbei. Also warum nicht auch ein Tänzchen wagen an diesem Abend? Wo die Musik doch so schön spielt. Wo die Stimmung einfach nicht besser sein könnte!

Und schon sagt sich der eine oder andere, Mensch, bald ist ja der Treck vorbei! Noch schnell nach den Adressen fragen, die Telefonnummern einsammeln. Es haben sich Freundschaften entwickelt. Man will sich unbedingt mal wiederseh'n.

Der 7. Tag Bleckede

Irgendwas liegt in der Luft. Es riecht anders, so nach Salz, nach Meer. Hamburg ist ja nicht mehr weit! Doch nun geht es erst einmal in Richtung Elbe. Zum Deich.

Die Landschaft hat sich verändert, der Blick reicht nun schon viel weiter, bis quasi hintern Horizont. Macht die Gedanken frei.

Da ist er schon, der Rastplatz, direkt hinter dem schützenden Deich. Hier ist man sicher vor den Fluten des großen Flusses, der auch mal über die Ufer treten kann, wie man weiß. Doch nicht heute, heute fließt er ganz friedlich in seinem großen weiten Bett. Wieder wird das Lager aufgebaut! Wie schnell das auf einmal geht! Als wären alle schon richtige Trecker geworden. Als hätten sie ihr Leben lang nichts anderes gemacht.

Ein Schäfer kommt vorbei mit seiner Herde. Hunde umkreisen die vielen Schafe. Und der Alte erzählt von seiner Arbeit, seinen Müh'n, von der Kunst, mit den Tieren umzugeh'n. Und natürlich von den Preisen, die in den letzten Jahren so gefallen sind. Von irgendwas will man ja auch leben.

Auch der Deich wird zum Gegenstand gemacht. Wie man ihn so wuchtig hoch türmt, dass er sicher ist und fest. Man weiß ja bekanntlich nie ... Und die Trecker nehmen auch diese Informationen dankbar auf.

Dann steigen Drachen auf, einfache und etwas komplizierter gebaute. Drachen in wunderlicher Form. Als Symbole für die Freiheit. Wie wunderbar leicht schaukeln sie sich in den Lüften! Ja, da oben muss die Freiheit sein. So heißt es jedenfalls im Lied.

Der 8. Tag Lauenburg

Der achte Tag, der letzte Tag auf dem Treck. Fußbeschwerden? Keine Bohne. Müde? Nicht die Spur. Bald ist der Treck in Lauenburg. Endstation der Wanderung.

Unterwegs wird geguckt und geschaut. Es gibt ja so viel zu sehen. Und dann ist Lauenburg erreicht. Hier lebte einst die schöne Herzogin Clara, die sich mit dem Regenten aus Gifhorn vermählte, Franz sein Name. Gifhorn und Lauenburg, die beiden Städte hatten schon damals eine enge Verbindung.

Großes Festbankett, es ist der letzte Abend. Musik spielt auf.

Es wird gegessen und getrunken. Es wird geplauscht. Zu erzählen gibt es ja genug.

So ist man also damals getreckt, wenn man die alte Welt verlassen wollte. Komfortabel war es nicht, aber die Leute waren alle voller Hoffnung. Und das hat sie sicherlich beflügelt. Nur so konnten sie die vielen Strapazen auf sich nehmen. Nur so konnten sie das Abenteuer einer neuen Existenzgründung fern der Heimat leisten.

Und aus der Als-ob-Inszenierung ist für alle ein richtiges Erlebnis geworden. Und keiner hat sich dem entziehen können.

Der 9. Tag,
Das Fest in Hamburg.
Sea Treck.

Am 9. Tag geht es mit dem Schiff über die Elbe nach Hamburg. Die Planwagen und Handkarren bleiben in Lauenburg zurück. Denn nun sollen die Trecker an einem Fest der ganz besonderen Art teilnehmen.

An der diesjährigen Großen Windjammerparade zum Thema »150 Jahre Auswanderung aus Nordeuropa und Skandinavien« kommen 10 der bedeutendsten Schiffe der Welt nach Hamburg, bevor sie dann über Hull, Portsmouth, die Kanaren, Bahamas nach New York weitersegeln. Der Einlauf ist am 18.08. und der Auslauf am 19.08.2001.

Willkommen an Bord! Wer will, kann an dieser Segelschiff-Reise teilnehmen. Entweder bucht man die ganze Reise oder eine Teilstrecke oder eine Kombination von Teilstrecken.

Anmeldungen können per Internet unter www.seatrek2001.com erfolgen.

* * *

Lieber Wolfi, eine kleine Schmunzelgeschichte anlässlich Deines 60. Geburtstages

Ganz groß im Erzählen. Die Historie hat's Dir nun mal angetan. Und kommt die Rede auf Walter Rathenau, bist Du einfach nicht mehr zu bremsen. Dann kann es passieren, dass Du mich bei brütender Hitze durch Berlin schleppst, um mir das Wohnhaus des Außenministers zu zeigen. »Fällt dir was auf?«, fragst Du. »Nee«, sage ich. »Schau mal auf die Tür.« »Was ist denn mit der Tür?« ... »Die ist so schmal.« Tatsächlich, die Tür ist ausgesprochen schmal.

Dann die Straße runter, links und rechts schöne Villen. Dann geht's über eine Kreuzung. »Hier ist es passiert.« ... »Was?« »Das Attentat.« Eine Gedenkminute wird eingelegt, eine sehr kleine, und dann erzählst Du weiter, über Stresemann zum Beispiel.

Was ist aber mit Deiner eigenen Geschichte? Erinnerst Du Dich noch, wie Du das Laufen lerntest? Oder wie Du aus Sand kleine Kuchen formtest, und sie – ratzfatz – aufgegessen hast?

Lass Dir erzählen! Spitz deine Ohren und hör gut zu! Was diese Zeit anbetrifft, bin ich Dein bester und mittlerweile einziger Chronist. Wir sind in Freudenthal, deinem Heimatstädtchen. In unserer schönen Wohnküche stand ein Laufstall. Wir haben uns darin breitgemacht. Du spieltest, selbstvergessen und selig. Und was machte ich? Keine Ahnung.

Plötzlich machtest Du die ersten Schritte. Halt, halt, halt, wir sind noch lange nicht so weit. Zuerst musstest Du dich natürlich aufrichten, mühsam lernen, die Balance zu halten auf deinen kleinen Beinchen. Und wie hast Du das gemacht? Du hast Dich an mir abgestützt. Und irgendwie hast du's dann auch geschafft. Du bist einige Sekunden stehengeblieben. Dann hat es bautz gemacht und du bist wieder auf dem Bauch gelegen. Kein Geplärre, kein Geheul. Noch ein Versuch, wieder einer, unverdrossen und nicht zu bremsen. Versuch und Irrtum, würde man heutzutage sagen. Und dann bist Du stehengeblieben, noch etwas schwankend zwar, aber Du konntest dich in der Vertikalen halten ... Bravo, kann ich nur sagen! Das war ein wahrhaft historischer Moment! Ich glaube mich zu erinnern, dass in dieser Sekunde die ganze Welt auf Dich blickte! Und Du übtest weiter. Das Stehen ohne fremde Hilfe. Die ersten zaghaften Schritte, das Laufen. So ging es Tag um Tag, Woche um Woche. Dann runter in den Garten, dann auf die Straße.

Doch halt! Nicht auf die Straße. Die war damals voller Soldaten und Flüchlinge. Das wäre viel zu gefährlich gewesen. Also nur im Garten, der war ja auch groß genug.

Erinnerst Du Dich noch, lieber Wolfi, wie wir unsere erste Bekanntschaft mit den Russen machten? Die Front rückte immer näher. Und die Angst vor den Russen war riesengroß. Ein LKW, voll bepackt, sollte uns in Sicherheit

bringen. Das Benzin ging aus, eine Tankstelle war weit und breit nicht in Sicht. Eine freundliche Bauernfamilie nahm uns auf.

Wir standen vor dem alten Bauernhaus. Zufällig schaute ich in den blauen Himmel. Da zwei Flugzeuge. Ich rief: »Guckt mal, da oben!« Und schon krachte es. Bomben! Alle rannten ins Haus, rannten um ihr Leben, rannten dich und mich über'n Haufen. Nur die Mutter merkte was. Kam zurück, klaubte uns beide auf.

Erinnerst Du Dich noch an das Krachen der Bomben und das Geschrei der Menschen? Es ist in dir, so etwas hat sich eingegraben in der alleruntersten Schublade deines Gedächtnisses, da bin ich mir sicher.

Aber noch sind wir nicht am Ende unserer kleinen Geschichte. Wieder die Russen, diesmal schrecklich besoffen. Sie polterten gegen die Tür des Bauernhauses zu nächtllicher Stunde. Drei an der Zahl, bis an die Zähne bewaffnet. Kamen in die Stube. Drei Mann hoch in Uniform in dieser winzig kleinen Stube. Voller Angst die Mama und die Tante Mitzi! Der eine postierte sich an der Tür. Der andere suchte Uhren. »Uri, Uri!« hieß das damals. Und was machte der Dritte? Weißt Du's noch? Der nahm dich auf den Arm, verliebt in deine Locken. Und sagte: »Schönes Kind, schönes Kind« Und warf dich hoch, fast bis an die Decke. Und die Mutter redete, redete um unser Leben. In tschechischer Sprache war sie zu hör'n, das konnte sie gut, es war ja gewissermaßen ihre Muttersprache.

Eine andere Begebenheit. Auf einer Landstraße wurden wir von Russen aufgelesen, in ihren LKW verfrachtet. Es gab Brot. Ich glaube, sie haben sogar gesungen. Hätten sie sich unserer nicht angenommen, wer weiß. So viel ich mich erinnern kann, waren die Mama und die Tante Mitze am Ende ihrer Kraft. Vielleicht haben sie sogar das Udenkbare erwogen.

Hast Du noch Deinen Kinderwagen vor Augen? Er stand in Zwickau auf dem Dachboden, dieses Ding, dieses Monstrum von einem Kinderwagen. Da lagst Du darin, wurdest geschoben, und ich musste dippeln, Kilometer um Kilometer. Die Mutter schob abwechselnd mit der Tante. Es war die Zeit, wo ich mich als kleiner Held fühlen konnte. »Lass die Mutter nur mal schieben, ich brauch das nicht, kann selber laufen, bin ja schon groß ...«

Das Gehen und Laufen, das haben wir beide in uns drin. Später sind wir wieder los, haben uns auf die Fahrräder geschwungen und sind losgestrampelt. Aus der Not wird eine Tugend, 1945 mussten wir, später wollten wir. Seitdem gehört das ja auch irgendwie zu uns, dieses Ausbüchsen woll'n.

Schlechte Zeiten, Hungerzeiten. Trotzdem hast du Küchlein gebacken, aus Sand, wie es kleine Kinder tun. Machtst Förmchen in einem Sandkasten. Ich stand daneben und schaute zu. Dann probiertest du, ja du hast davon gegessen. Zuerst hast du nur davon genippt, aber dann – frei nach dem Motto, mit dem Essen kommt der Appetit – hast du reingebissen in das Förmchen aus Sand, in dein selbstgebackenes Küchlein. Ich weiß nicht mehr, wie dir das Küchlein schmeckte. Nur eins weiß ich noch, ich ließ es geschehen. Ich hätte doch eingreifen müssen! Nein, ich ließ dich gewähren. Soll er doch, der Vielfraß, dachte ich vielleicht. Wenn's ihm mundet ... Warum erzähl ich das? Du siehst, dass das schlechte Gewissen eine lange Halbwert-

zeit besitzt. Eigentlich hört es nimmer auf, darum erzähle ich davon. Dann kam Helmut, der Helmut Seidler, Tante Mitzis Sohn. Er kam direkt aus dem Krieg, seine Narben waren noch gut zu sehen, zeigte sie auch allen. Es kam also der Helmut, sah und griff ein. Schlag dir auf die Finger. Aus war es mit der Völlerei! Dann hielt er eine Rede. Steigerte sich da so hinein, dass daraus eine regelrechte Standpauke wurde. Später ist er Lehrer geworden und wurde für sein Reden bezahlt.

Ja, das Backen und Kochen. Hier also sind die Ursprünge zu suchen, im Jahre 1945 auf der Flucht. Später hast Du es darin zur Meisterschaft gebracht. Du kochst und brutzelst, dass es nur so eine Freude ist. Kein Gericht ist dir zu schwer, keine Spezialität zu ausgefallen. Nur die Zutaten haben sich seitdem verändert. Sand, locker gekörnter Sand, schöner gelber Sand in einem Sandkasten, also dieses Material verwendest du bestimmt nicht mehr.

Ja, die Ursprünge! In diesem Zusammenhang sollten wir auch das Federvieh erwähnen: die Gänse, vor allem einen Ganter, böse zischend, flügel-schlagend und mit weit aufgerissenen Schnabel. Dieses Vieh hatte es auf dich abgesehen. Wir wohnten in Hecklingen, musste in den Kindergarten gehen. Von einem Ende des Dorfes zum anderen, so weit war unser Weg. Auf diesem langen Marsch kamen wir an vielen Bauernhöfen vorbei. Und jedesmal, die Uhr konnte man danach stellen, kam dieser Ganter auf uns zugeschossen. Ich musste den edlen Ritter spielen, musste dich verteidigen, obwohl ich selber die Hosen gestrichen voll hatte. Was tun? Da half nur eins: Fliehen, so schnell es unsere kleinen Beinchen zuließen.

Später hieltest du dir Vögel in einer schönen großen selbstgebastelten Voliere. Jetzt könnte man natürlich psychologisieren. Warum ausgerechnet Vögel? Weil sie billig zu haben waren? Doch Zufälle gibt es nicht, wie man weiß. Also, warum ausgerechnet Vögel? Jetzt stellen wir uns mal ganz dumm: Damals die Angst, später das souveräne Halten der Vögel. Daraus folgt, dass Du in der Lage warst, dieses traumatische Erlebnis zu verarbeiten. Du hast deine Angst in eine exemplarische Liebe zur Kreatur verwandeln können. So hat der Ganter, obwohl Böses im Schilde führend, letztendlich doch nur Gutes bewirkt.

So allmählich lichten sich die Nebel. Und die Vergangenheit kriegt Kontur. An diesen Ganter kannst du dich erinnern. Aber wie steht es um die Fahrt von Hecklingen nach Zwickau in einem Automobil? Wieder eine Fahrt, wieder eine Ortsveränderung ... Und dann die Flucht über Berlin nach Heidelberg. Dick eingemummt, drei Anzüge, vier Hemden, einen Mantel tragend, so sind wir in die S-Bahn in Berlin eingestiegen. Vor unseren Augen wurden Leute aus der Bahn geholt, sie hatten ihre Koffer nicht gut genug unter den Sitzen versteckt. Wir hatten Glück, wir kamen rüber in den Goldenen Westen.

Aber das Schönste hätte ich ja fast vergessen! Erinnerst Du Dich noch, wie wir Theater und Zirkus spielten? Das war damals unsere Leidenschaft. Oder sollte ich besser sagen: meine? Auf jeden Fall spielten wir alles nach, was wir gesehen hatten. Ich führte Regie, und du musstest alle Rollen mimen vom Helden bis zum kleinsten Wurzeln. Du hattest auch den Tiger zu

spielen, der todesmutig durch den Reifen springt. Zwar brannte er nicht wie im richtigen Circus, zu meinem großen Leidwesen hätte das unsere Mutter nie und nimmer erlaubt, dafür war er aber viel zu klein. Und so wurde aus dem kühnen Sprung nur ein klägliches Durchwursteln. Damit konnte ich mich natürlich nicht zufrieden geben, ein Dompteur hat schließlich seine Ansprüche. Alles noch mal, hieß das Kommando. Und Du musstest wieder wursteln allen Protesten zum Trotz. Und so ging das Stunde um Stunde, bis die Mutter kam und sich deiner erbarmte. Und was lehrt uns diese Geschichte? Selbst ein Zirkustiger hat es manchmal schwer.

Nun bist Du also schon 60 Jahre auf dieser Welt. Weitere mögen folgen. Erfüllt und segensreich. Und wenn uns eines Tages die Lust anwandeln sollte, dann spielen wir wieder Zirkus. Diesmal wirst Du aber den Dompteur markieren. Ich werde den Tiger geben, wurstelnd und furchterregend fauchend. Miau!

* * *

Aphorismen

Durch Zufall

Kannst du den Kirchturm sehn,
fragt der eine.
Und es sagt
Neben ihm einer,
der Zeiger, scheint mir, rückt
auf die Zwölf
unaufhaltsam
vor.
Anfangen die Glocken zu läuten.
Schwärme von Tauben fliegen hoch auf.
Kannst du, fragt der eine,
den Wetterhahn sehn?
Und es sagt, die Mütze in der Stirn,
neben ihm einer,
er zeigt
abwechselnd
seinen Schwanz und seinen Schnabel
uns.
Beide begräbt der Kirchturm.
Ein Taubenpaar
entschließt sich
in einer schwarzen Mütze zu brüten

* * *

Mein Freund

Dem eigenen Freund nur könne er
Gebührend beweinen.
Bei Freunden hielte
Er sich mehr an Kränze ...

* * *

Das Problem

Der Lehrer ist gut,
sagen meine Freunde,
ich behaupte das Gegenteil.
Mit wem soll ich streiten?
Angefangen
Habe ich mit mir.

* * *

Christlich

Es ist Zeit ...
Sprach der Mann im grauen Mantel,
da schoss der Mörder.

Es ist Zeit, zu Mittag zu essen,
sprach die Leiche
sterbensmatt
im blutverklebten Mantel.

Das gab dem Mörder einen Stich ins Herz
Und er vergaß,
zu beten
bei Tische
hinfort nicht mehr.

* * *

Der Frieden

Und es ließ das Volk
Sein Blut
In blutger Schlacht.
Blutig wurden alle Versprechungen.

Und seitdem glaubt das Volk
Keinem,
der etwas verspricht.

Versprochen
Wurde dem Volke
Der Frieden.

* * *

Stimmungsvoll

Zeitloser Herbst,
deine Blätter fallen,
schönste Jahreszeit.
Fallende Blätter
Nach dem Sommer zeigen dich an.

Kriegesgeschrei,
zeitlos,
inmitten der fallenden Blätter
Geschrei der Sterbenden.
Sterbende Menschen
Nach dem Frieden zeigen dich an,
o Krieg.

Kriegsgeschrei,
zeitlos,
inmitten der fallenden Blätter
Geschrei der Sterbenden.
Sterbende Menschen
Nach dem Frieden zeigen dich an,
o Krieg.

* * *

Ein Ohr beweisen

Fürchtet
Den Wind,
seine Einflüsterung ist
von gestern.

Meidet
die alten Küsten,
denn unsere Heimat
war einmal
dort.

Beweiset den Mut,
die neue Richtung auch
einzuhalten.
Euer Ohr
Muss ständig
Begleiter sein.

* * *

Vorsatz

Wissen,
wie schnell die Welt sich ändert,
fragen,
was zu ändern ist
im eignen Land.
Nicht zögern,
das Unmögliche möglich zu machen.

* * *

Tröstlich

Der aufgetürmten
Leichen
Waren so viele, dass
Die Mäuse
Den Herbst- und Winterstürmen
Sorglos
Unter ihnen
Entgegenblicken konnten.

Nach vorsichtigen
Schätzungen
Hatte sich der Bestand an Mäusen
Aber
Im Frühjahr
Wesentlich vermehrt.

Frühling

In der Zeitung
War zu lesen, dass in unseren Breiten
Der Frühling
Wie noch in keinem Jahr
Sich verspätet hätte.

Nur die Frühjahrsmode kam
Wie immer
Übereilt.

* * *

Das Standgericht

Als das Blut des Deserteurs
Blutrot
Im Sand ausfloss,
ließ der Offizier
ihm gleich ein Denkmal setzen.

* * *

Ein Dichter

Bertolt Brecht schrieb
Außer einigen Gedichten noch
Theaterstücke.
Später fand ich heraus, dass
Daneben
Bertolt Brecht auch
Das Leben eines Menschen führte.

* * *

Es steht zur Wahl

Wie Hamlet
Mir kürzlich anvertraute,
sei er nicht sicher, wer
nun eigentlich seinen Vater
vergiftet hätte, in Frage
käme außer ihm nur noch der Oheim.
Es falle ihm deshalb
So schwer,
nicht aus der Rolle zu fallen.

* * *

Kafka

Der Tod,
der ihn ereilte,
überraschte nur sein Publikum

Seine Schwestern, und
Vor allem seine Lieblingsschwester
Gingen ins Gas
In Auschwitz.

* * *

Heute

verdankt die deutsche Industrie
gerade der Export
gerade diesen Artikeln
sehr viel.

* * *

Die Entdeckung

Beim Einkauf von Zwiebeln
Sah ich Leute,
Die
Zwiebeln kauften.
Seither ist der Geruch der Zwiebeln mir
Unerträglich.

* * *

Erziehung

Als die Mutter ihrem Sohn
grundlos
das Gesicht zerschlug,
war der Sohn sich
sicher, dass er einstmals
zum Verbrecher würde,
noch besser, sprach er,
sei es aber, wenn es wieder ein KZ
in Deutschland gäbe.

* * *

Kooperation

In München,
wo Herr Grass seinen
Bart verlor,
ist die NPD
seitdem
in den Landtag eingezogen.

* * *

Das Publikum

Weiß nicht, warum
es lacht und applaudiert.
Drum, wer treten will
vor das Publikum,
muss sein, wie es,
ziemlich ...

* * *

Demokratie

Weil das Stimmrecht
für alle
da ist, und
nicht unbeachtet bleiben dürfe,
entschloss er sich,
die Parteien nacheinander aufzusuchen.
.... den Parteiausweis,
Manifest in seinem Bund,
hinderte ihn, Fragen zu stellen,
um zu sprechen, musste er auf die Straße gehen,
dort, neben einer Laterne,
Manifest sprechend.
Gewann er seine Sprache
Langsam wieder.

* * *

Alltäglich

Zu gleichen Zeit
Versah Frau Wehnert ihre Kinder und
Dachte:
Bald wird er ja da sein.
Das Pärchen verließ das Tanzlokal.
Über Sprechfunk
Sprach Herr Wehnert seine letzten Worte:
Ich hab 'ne Fahrt nach Kitzingen.
Wenig später kam

Das Pärchen an einem parkenden Auto
Vorbei.
Die Lichter,
so wurde im Protokoll vermerkt,
waren abgeblendet, das Steuer nach links eingeschlagen.

Zur gleichen Zeit
Rief
Frau Wehnert die Zentrale an:
Man drückte sich davor, die Wahrheit
telefonisch durchzugeben,
bis endlich einer den Einfall hatte
und sprach:
Frau Wehnert, es ist nichts, keine Angst,
Frau ... Er hat noch 'ne Fahrt, bald wird er ja ...
Nach Kitzingen, glaub ich ...
Und die Taxifahrer nickten
Reihum.

Seine Leiche wurde ins
Revier gebracht,
hinter der Wachstube
war ein kleiner Raum, dem man für diese Zwecke
wiederholt benutzt hatte.

Tags darauf
führte man Frau Wehnert
in diesen Raum.
Doch einer musste hinter der Türe
stehn,
für den Fall, sagte er, man weiß ja nie, und kratzte sich am Hinterkopf.

Der Wachtmeister
Ließ nach einer guten Stunde, um den Gang
Der Geschäfte nicht weiter aufzuhalten,
Frau Wehnert zu sich kommen und
Sagte, dass ihr Mann, Herr Wehnert, auf der Fahrt
Von Würzburg nach Kitzingen durch
Einwirkung eines scharfen Gegenstands,
vermutlich eines Messers,
sein Leben
lassen musste.
Schmerzen,
da könne sie beruhigt sein, habe ihr Mann
nicht verspürt,
dazu war der Stoß ...

Der Mörder werde bald,
man weiß natürlich nie, festgenommen sein,
dafür könne er
garantieren.

* * *

Voraussichtlich

Ist es einmal
zu spät, wird sich
in allen Kehlen
ein Geschrei bilden:
Hätten wir doch ...

Das
wohl bedenkend
schlagen wir vor:
zerschneidet
die Kehlen uns
bevor es zu spät ist.

* * *

Dem Koch über die Schulter gesehn

Sprach der Führer:
Erinner dich, mein Volk,
der blutigen Tage
mit mir.
Ja, sagte das Volk,
noch blutig ist die Wunde.

Sprach der Führer:
Mein Volk, erinner dich
Des blutigen Festes,
das wir an einer Tafel
begingen.
Erinner dich doch!
Ja, sagte das Volk,
der Hunger ist gestillt.

* * *

Hoffnung

Noch ist Zeit,
die Flinte ins Korn zu werfen.
Die Panzer kommen
Erst morgen.

* * *

Rätsel

Schnell fährt das Auto,
die Straße ist eng ...
Friedlich spielte das Kind.

* * *

Das Gericht

Der Richter
Fragt,
der Angeklagte antwortet
nicht,
der Polizist legt
die Handschellen an.

* * *

Trauerndes Volk

Nur einmal im Jahr,
an einem
festgelegten Tag, steht
Volk
Auf dem Friedhof.
Mit den spärlichen Kränzen
bringt es den Toten
Ehre
im Überfluss.

* * *

In diesen Zeiten

Ein Mörder
Sitzt hinter Gittern,
ein zweiter sitzt
nicht weit davon.
Am Tag der Entlassung
Steht das Volk jubelnd
Vor dem Tor.

Wie die Zeitung
zuverlässig
berichtet, galt der Jubel
dem andern.
Da wusste der Mörder,
ihm wird der Makel
ewig anhaften. Dem andern
hat der Jubel des Volkes
die Weste sauber geleck.

(zur Entlassung A. Speers aus dem Spandauer Gefängnis)

* * *

Unaufhaltsam

Der Fragende bekam Antwort.
Vergessen wurde die Frage.
Seitdem
Sucht die Antwort
Eine Frage.

* * *

Spruch

Treu
Wie das Gold.
Denn niemals hat es
Keine Besitzer.

* * *

Deutschland

Land der deutschen.
Deutschland
Allgemein
Von der Maas bis zur Memel,
geteiltes Land,
insbesondere
die Bundesrepublik,
die DDR
und weitere
Besonderheiten.
Christliche Nation
Besonders
Im christlichen Glauben,
so allgemein
gläubig.
Land der Deutschen,
beliebt,
besonders, wenn du
zahlst.

* * *

Programmatisches

Hört, ihr Leute,
die Botschaft, hört!
Eure Feinde, schlagt sie
Nicht tot.
Lernt,
mit euren Feinden zu reden.
Ihr Leute,
die Sprache eurer Feinde ist
eure Sprache.
Die Botschaft, hört,
ist Botschaft für beide.
Verlernt, ihr Verbündeten nun,
Feinde zu haben,
euer Bündnis, ihr Verbündeten,
verlernt es.

* * *

Mobilmachung

Wieder
Kann der Soldat
In Ruhe Zigaretten rauchen.

Die Munitionsfabrik stellt
Ab heute
Die Arbeit ein.

Das Volk steht dennoch
Auf und sagt:
Wir fordern den Frieden.

* * *

Blindheit

Uns
wirft man vor,
wir wollten eine Zeit
aus dem Schutt
wieder
auferstehen lassen.

Deshalb will man werfen
uns
zu dem Schutt vergangener Tage,
weil
dieser Schutt längst vergangener Tage
ihnen hat die Augen
blind gemacht,
zusehen,
dass wir anders sind.

* * *

Die Wiedervereinigung (Ein Problem für Deutsche)

Natürlich bin ich für
die Wiedervereinigung, weil ich
Deutscher bin.

Deutschland, sag ich aber,
gibt's nicht mehr,
ich mein, so eigentlich ...
auch gibt's nicht mehr
den Deutschen, den echten ...
Es gibt dafür
'ne Gesellschaft,
der ich mich zugehörig fühle,
aber keine deutsche Nation,
mit allem Nachdruck möchte ich ... und hat – eigentlich – nie gegeben.

Ich bin selbst unter Opfern
für die Wiedervereinigung,
felsensfest
bin ich das,
weil, nun aufgehört ...
Nun, ich möchte nach Leipzig und nach Dresden ...
Habe Verwandte drüben,
rüber möchte ich mal, ohne
Schwierigkeiten,
wie zum Beispiel nach Paris
(Bin in Deutschland geboren).

* * *

Diät

Auch
vergaß sie nicht,
Salz und Pfeffer und Paprika
in ausreichender Menge
über sie zu streun,
unter die Achseln
steckte sie den Knoblauch,
Sellerie fand Platz
auf ihrer Brust,

das Suppengrün kam
 zwischen die Beine.
 Gute
 Drei Stunden ließ sie sich kochen,
 wobei sie nicht vergaß
 ab und zu
 Wasser nachzugießen.
 Ihr Mann,
 dem sie sich auf Silber servierte,
 griff
 wie jeden Tag
 zur Flasche.

* * *

Unfall

Sachschaden, zwei Tote, Großeinsatz
 der Polizei,
 Verkehr wird umgeleitet.
 Zwei Tote, Polizei im Großeinsatz
 Zeugenvernehmung
 1.9 Promille
 zwei Tote
 Strafrechtsreform, Blutgeruch lockt Hunde, Sachschaden,
 Verkehr normalisiert
 Strafrechtsreform
 Anhaltender Großeinsatz Metzgerei der Unfallstelle
 Gegenüber
 Hund leckt Blut zwei Tote ein Mann und
 Eine Frau Schnitzel das Pfund 3.20 Reporter vom Lokalblatt
 Sachschaden zwei Tote zerdrücktes Gesicht sehr
 Jugendlich Ablösung der Polizei
 Feierabend.

* * *

Zufriedenheit

Als die Frau
nervenzerrüttet
Beschwerde einlegte
über den Verkehr,
stießen
in unmittelbarer Nähe
zwei Autos zusammen.
Sie erblickte darin
Den Beweis
Für die Richtigkeit ihrer Beschwerde.
Zufrieden
Mit sich erschien ihr die Welt nun
Wie verwandelt in einem anderen Licht.

* * *

Das Gesetz

Mehr als tausend Jahre
Sind ins Land gegangen,
selbst die Bäume
ließen etwas Laub,
doch der Richter sagt noch immer:
Das Gesetz ist uns geblieben.

* * *

Standpunkte

Zwischen dir und mir,
welch ein Unterschied,
sprach sehr leise der Erhängte.
Ich sehe keinen, gab der Henker laut
Zur Antwort, eben warst du noch am Leben.

* * *

Fortschritt

Es bot sich an,
diese neue, noch unverbrauchte
Wort,
es ließ die alte,
oft geprobte Sache ganz
verführerisch erscheinen.

Nicht gewöhnen dürfen wir uns,
neu soll es immer
bleiben, das Wort, damit die Schwierigkeiten
aufhören, ein für alle Mal:

Krieg gibt es für uns
Nicht mehr, nur
Verteidigen
Müssen wir uns noch
Ab und zu.

* * *

Gastfreundschaft

Man nehme noch
eine Prise Salz, lass
das ganze kochen,
bis es gar ist, dann
nehme man
den Teller und das Besteck,
viel Zeit zum Essen sollte man sich nehmen.

Dem hungrigen Gaste, der
Grüße uns überbringt,
lasst aber nicht zu Wort kommen
vor lauter Fragen.

* * *

Im Wahlkampf

Das Klatschen wollte nicht mehr enden
im Saal,
der Redner konnte sich kein Gehör mehr schaffen
trotz eines seitenlangen Manuskriptes.

Nun heißt es,
dass die deutsche Politik wieder
revanchistisch sei.

* * *

Zweifelhaft

Sie berichten mir,
die Schwalben, von fernen
Ländern
jedes Jahr nach ihrer Rückkehr
im Frühling.

Unlängst
kamen wir ins Streiten,
denn weder Karte noch Kompaß besitzen
sie auf ihren Flügen.

* * *

Hymne (zum Vorlesen bestimmt)

I
Schließt für den Anfang die Augen!
Zieht Handschuhe an, so spürt ihr wenigstens das Blut nicht!
Mitleid schwächt die Schlagkraft.
Mitleid gibt Raum zum Überlegen.

II
So beantrage, ich,
übt das Volk im Gebrauch der Gewalt.
übt als und jung, ihre Fäuste zu gebrauchen.
Besser aber ist es, sie lernen mit den Stiefeln umzugehen.

Zeigt ihnen den Aufbau des menschlichen Körpers,
damit sie lernen, nicht leichtfertig
mit ihren Fäusten und Stiefeln und Stangen aus Eisen umzugehen (ein-
zusetzen)

III

Habt ihr vergessen die Dolchstoßlegende,
die keine Legende war?
Habt ihr den Dolch vergessen können,
der uns traf, von hinten, von heimtückischer Hand?
Habt ihr vergessen,
dass der Verräter
immer den Dolch im Mantel trägt?

IV

Es gilt,
den Glauben an das Gesetz zu stärken.
Es gilt,
ein neues Gesetz zu schaffen.
Es gilt,
diese gesetzlose Zeit abzuschaffen.
Viel ist zu tun.
Das meiste ist noch ungetan.
Gebraucht die Schere, denn die Beatles sind zu viele.

* * *

Zeitlos

Unter einem Pflaumenbau
Hockt ein alter Mann
Und schläft
Sein Hut schaukelt auf einer Wolke
Der Wind pflügt das Wasser
Und die Bienen singen im Mittag
In der leeren Höhle nisten Vögel.
Es ist still.

* * *

Aus dem Fenster des Zuges

In goldenen Saiten spielt der Wind.
Drahtsaiten.
Am Abend zwischen Schienen.
Goldene Saiten in den Haaren der Mädchen.

Rauch, Rauch, Rauch ..

Der Gruß eines Taschentuchs
Und die bunte Luft fliegt vorbei,
rote Lampen, grüne Lampen,
Stangen, die auf Wolken sprechen.

Im Rauch, im Rauch
Am Fenster vorbei.

* * *

Gedicht an ein Mädchen

Knospende Sterne auf schwarzem Tuch.
Blumen der Zisterne.
Wasser unterm Mond, unterm Mond.
Mond mit weichen Sandalen.

Mädchenhaar, dein schönes Haar.
Duftendes Holz, rotes Holz.
Mandelholz, Holz der Kirsche.
Und dein roter Mund.

* * *

Ein Lied

Weiche Wiege
Im Gras, im Wasser,
Wiege der schwarzen Nacht.
Schön bist du, du bist eine Rose.
Dunkel und groß wie der Mond
Überm Busch,

überm Busch mit roten Beeren.
Schöne Wiege,
des Gesanges Wiege bist du,
von Berg zu Berg.
Lächelnde Locken
Werden dort geboren,
im weichen Wiegen
deiner runden Hüften.

Dunkle Wiege,
blutender Zisternenblick.
Die Grillen sprechen mit dir,
wenn Saiten der Nacht
auf deinen Rosen erblühen.
Schön bist du, du bist eine Rose,
dunkel und groß wie der Mond.

* * *

Südlich

Bald ist der Wind aus dem Ofen des Mittags,
hart sind die Steine im Lied der Sonne.

Auf der Sehne des Himmels, kühl wie ein Auge,
fliegt ein schwarzer Vogel, ein schwarzes Kreuz,
wie ein großes Gebet.

Auf gelbem Boden, der wie ein altes Weib
Am Brot des Mittags kaut, steht der Wein.

In dieser lächelnden Stunde.

* * *

Am Morgen

Die Sonne rollt.

Warum zitterst du schon
In dem Donner deiner Gedanken?
Brückengedanken, sie spannen sich weiter
Als dein Auge reicht
Höher als der Vogel fliegt.

Du kannst ihn nicht fassen,
den Vogelpunkt der Luft.
Unter dem wüsten Gepoche
Schlägt mein Herz. Die Schwelle,
die uns trennt, stöhnt
in dem Fischwehr
des blassroten Morgens,
und das Stammeln
des Grases und der Blumen
läutet den Augenaufschlag
des Lichtes ein.

* * *

Nach Feierabend

Die Laternen leuchten. Steine klappern
Mit ihren alten Zähnen. Dämmerung.
Auf den langen Straßen gehen gedämpfte Gespräche.
Das Heu riecht und irgendwo heult ein Hund.
Müde Beine stehn im Wasser und lächeln.

Lang war der Tag gewesen. Der Abend wartete.
Auf den weichen Gesichtern sind nun Wünsche,
deren Wimpern leise rühren. Ein Händedruck.
Bei den schönen Rosen ist ein Friede,
und dann kommt eine Nacht zu dir.

* * *

Am Spieltisch

Sie spielen

Um das Wasser, um die Sonne,
um den Wind.

Sie spielen

Und der Würfel poltert im Becher
Aus Holz

Werfer, Tisch, Würfel

Katzenaugen

Der Werfer kollert über den Tisch

Aus Holz.

Würfel, Tisch, Würfel

Der Kater sträubt sein Fell.

Meilensteinvisage.

Funkenflug im Aug des Katers

Sie spielen.

* * *

Vita

1940, 26. Juni	geboren in Freudenthal
1945	Vertreibung
1946	Zwickau, Einschulung
1953	Flucht
1953–1969	Heidelberg
1961	Abitur und Bundeswehr
1962–1968	Regieassistent an der Städtischen Bühne, Heidelberg Studium der Germanistik und Philosophie Studium in Heidelberg,
1968	Promotion: »Studien über Intention und Gestaltung in den dramatischen Werken Hrotsvits von Gandersheim«
1968–1969	Volontariat bei der »Rhein-Pfalz«, Ludwigshafen
1969–1970	Dramaturg und Spielleiter an der Landesbühne Rhein- land-Pfalz, Neuwied
1970–1971	Dramaturg und Jugendreferent am Stadttheater Würz- burg
1972–1974	Dramaturg in Castrop-Rauxel
ab 1974	Ömmes & Oimel in Remmlingen Leverkusen Comedia Colonia, Köln
ab 1988	Hankensbüttel
1996–2003	Leiter der Schlossfestspiele in Gifhorn
2004, 24. Mai	Tod

* * *

Bildteil

Studentenzeit



1963



1963

Frühe Jahre

1971



1971



1970

**LANDESBÜHNE
RHEINLANDPfalz**

Slawomir Mrozek

Tango

1969/70
3

1971

WÜRZBURG
Mittwoch, 30. September 1970

Neu am Theater

Jahrgang 1920 traf sich in „Hätzfeld“

Am Wochenende versammelten sich die ehemaligen Schüler- und Schülerrinnen des Geburtsjahrganges 1920 in der Jahnwiese in Heidingsfeld, um Wiedersehen zu feiern. Ehrentag war die ehemalige Klassenleiterin Schwester M. Bosaventura Cross, die eigens zu diesem Treffen aus Kempten gekommen war. Mittelpunkt des Festabends, bei dem jeder Teilhaber ein Abendessen gestiftet bekam, war ein Diavortrag von Herrn Ober über das untergangene „Alt-Hätzfeld“. Am Sonntagvormittag schloß sich dem gemeinsamen Gaudiumbesuch in der Heidingsfelder Klosterkapelle ein Frühlingsgang an. Die Teilnehmer haben sich vorgenommen, alle zehn Jahre ein großes Schülertreffen abzuhalten und mindestens alle Jahre einmal sich zwanglos zu treffen.

50 Jahre bei einer Familie

Am 1. Oktober sind es 50 Jahre, daß Fräulein Auguste Emcke bei Familie Josef Brändler, Steinheisterstraße 15, im Hausbalt tätig ist. Sie hat in den langen Jahren alles mitgebracht und mitgetragen, was an eine Familie herankommen kann. In seltener Treue hat sie die kranke Hausfrau bis zu deren Tode gepflegt, sich um die Kinder und Enkel der Familie gesorgt. Heute noch sorgt sie bei Josef Brändler für einen schönen Lebensabend und nimmt regen Anteil am Geschehen in den jungen Familien des Hauses Brändler. Die Jubiläria genießt die Liebe und das Vertrauen aller Familienmitglieder.

VHS: Vortrag über Beethoven fällt aus

Der von der Volkshochschule vorgesehene Vortrag am Donnerstag, den 1. Oktober von Dr. Wilhelm Dupont über „Ludwig van Beethovens Musik- und kulturhistorische Sendung“, muß wegen plötzlicher Erkrankung des Referenten ausfallen. Er wird 1971 nachgeholt.

Beim Arbeitsamt geänderte Sprechstunden

Ab 1. Oktober finden die Sprechstunden

Dr. Erich M i c h a l k a, Dramaturg, Spielleiter und Jugendreferent, 1942 in Freudenstadt (CSR) geboren, studierte nach dem Abitur 1961 Germanistik, Romanistik und Philosophie an der Universität Heidelberg. Gläubigkeit war er an den Staatstheatern Böhmen Heidelberg als Regieassistent tätig. Um Geld für sein Studium zu verdienen, arbeitete er auch als Ingizient und Bühnentechniker. Zur gleichen Zeit nahm er Schauspielunterricht bei Gert Geiger. Im Frühjahr 1967 gründete er mit Freunden das „Heidelberger Studentenlaboratorium“. 1968 schloß er sein Studium durch Promotion in Germanistik und Philosophie mit einer Dissertation „Studien über Intention und Gestaltung in den dramatischen Werken Hrosvetas von Gundersheim“, ab. Im Anschluß daran volontierte er an der „Rhein-Platz“-Zeitung in Ludwigshafen. Im Herbst 1969 ging er als Dramaturg und Spielleiter an die Landesbühne Rheinland-Pfalz in Neuwied. Dort intensivierte er unter anderem auch Musiktheater „Tango“. In Würzburg wird er sich besonders des Fragen der Jugend widmen.

1970



Ömmes & Oimel



1977

1976 (Jürgen Orthaus, Angelika Bartram, Richard Rogler, Klaus Schweizer, Christine Bermig und Erich Michalka, v.l.n.r.)



1977 (Angelika Bartram, Jürgen Orthaus, Christine Bermig und Klaus Schweizer, v.l.n.r.)

1978 (Erich Michalka mit Christine Bermig, Klaus Schweizer und Angelika Bartram, v.l.n.r.)



Till Eulenspiegel



alle: 1974



Gifhorner Schlossfestspiele



als Herzog Franz, 1996 (ob. re, unt.)



als Bauer in »Die Erbfeinde«, 1999 (ob. und unt.)



Späte Jahre



Beim Rollenstudium, 2003 (ob.)



»Heide(n)spaß mit Hermann Löns« im Endeholzer Sand,
16. Juii 2000 (ob.)

2004 (unt.)

